Dumas

Das belletristische Ausland.

Kabinetsbibliothek der classischen Romane aller Nationen.

1318tes und 1321stes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Zweite Abtheilung:

Das Halsband der Königin.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1850.

Das
elletristische Ausland.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1318tes bis 1321stes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1850.

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1850.

LXVII.

Weib und Dämon.

Jeanne hatte die Unruhe von Charny, die Besorgniß der Königin, den Eifer Beider, eine Unterredung anzuknüpfen, bemerkt.

Für eine Frau von der Stärke von Jeanne war dies mehr, als es brauchte, um viele Dinge zu errathen; wir haben nicht nöthig, beizufügen, was schon alle Welt begriffen hat.

Nach dem durch Cagliostro zwischen Frau von La Mothe und Oliva veranlaßten Zusammentreffen kann die Komödie der letzten drei Tage der Commentare entbehren.

Zu der Königin zurückgekehrt, horchte, beobachtete Jeanne; sie wollte auf dem Gesichte von Marie Antoinette die Beweise von dem erkennen, was sie argwohnte.

Doch die Königin war seit einiger Zeit gewohnt, aller Welt zu mißtrauen. Sie ließ nichts durchschauen. Jeanne war also auf die Muthmaßungen beschränkt.

Schon hatte sie einem von ihren Lackeien befohlen, Herrn von Charny zu folgen. Der Diener kam zurück und meldete, Herr von Charny sei an einem Hause am Ende des Parkes in der Nähe der Hagebuchen verschwunden.

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr," dachte Jeanne, „dieser Mensch ist ein Verliebter, der Alles gesehen hat."

Sie hörte die Königin zu Frau von Misery sagen:

„Ich fühle mich sehr schwach, meine liebe Misery, und ich werde mich heute Abend um acht Uhr zu Bette legen.“

Und als die Ehrendame fragend in sie drang, fügte die Königin bei.

„Ich werde Niemand empfangen.“

„Das ist klar genug,“ sagte Jeanne zu sich selbst, „eine Wahnsinnige, die das nicht begreifen würde.“

Einer heftigen Gemüthsbewegung in Folge der Scene, die sie mit Charny gehabt, preisgegeben, entließ die Königin bald ihr ganzes Gefolge. Jeanne wünschte sich hierüber zum ersten Mal, seitdem sie bei Hofe eingetreten, Glück.

„Die Karten sind vermengt,“ sagte sie; „nach Paris! Es ist Zeit, aufzulösen, was ich gemacht habe.“

Und sie fuhr sogleich von Versailles weg.

Nach ihrem Hause in der Rue Saint-Claude geführt, fand sie hier ein herrliches Geschenk in Silberzeug, das der Cardinal an demselben Morgen geschickt hatte.

Nachdem sie diesem Geschenk, obgleich es werthvoll war, nur einen gleichgültigen Blick gegönnt hatte, schaute sie hinter ihrem Vorhange nach Oliva, deren Fenster noch nicht geöffnet waren. Oliva schlief ohne Zweifel ermüdet; es herrschte eine sehr große Hitze an diesem Tag.

Jeanne ließ sich zum Cardinal fahren, den sie strahlend, aufgeblasen, unverschämt vor Freude und Stolz fand; an seinem reichen Schreibtische, einem Meisterstück von Boule, sitzend, zerriß er und schrieb er abermals, ohne müde zu werden, einen Brief, der immer wieder anfing und nie endete.

Bei der Meldung seines Kammerdieners rief der Cardinal:

„Diese theure Gräfin!“

Und er stürzte ihr entgegen.

Jeanne empfing die Küsse, mit denen der Prälat ihre Arme und ihre Hände bedeckte. Sie setzte sich bequem, um so gut als möglich das Gespräch auszuhalten.

Monseigneur begann mit Betheuerungen seiner Dankbarkeit, denen es nicht an einer aufrichtigen Beredtsamkeit mangelte.

Jeanne unterbrach ihn und sagte:

„Wissen Sie, daß Sie ein zartfühlender Liebhaber sind, Monseigneur, und daß ich Ihnen danke?"

„Warum?"

„Nicht wegen des reizenden Geschenkes, das Sie mir diesen Morgen haben zustellen lassen, sondern weil Sie so vorsichtig gewesen, es mir nicht in das kleine Haus zu schicken. Wahrhaftig, das ist zartfühlend."

„Bei wem kann man von Zartgefühl sprechen, wenn nicht bei Ihnen?" erwiederte der Cardinal.

„Sie sind kein glücklicher Mann," sagte Jeanne; „Sie sind ein triumphirender Gott."

„Ich gestehe es, und das Glück erschreckt mich; es beengt mich; es macht mir den Anblick der anderen Menschen unerträglich. Ich erinnere mich der heidnischen Fabel von Jupiter, der seiner Strahlen müde."

Jeanne lächelte.

„Sie kommen von Versailles?" fragte er gierig.

„Ja."

„Sie haben sie gesehen?"

„Ich . . . komme so eben von ihr . . ."

„Sie hat . . . hat . . . nichts gesagt?"

„Ei! was soll sie sagen?"

„Verzeihen Sie; es ist nicht mehr Neugierde, es ist Wuth."

„Fragen Sie mich nicht."

„Oh! Gräfin."

„Nein, sage ich Ihnen."

„Wie Sie das ankündigen! man sollte glauben,

wenn man Sie sieht, Sie bringen eine schlimme Nachricht."

„Monseigneur, heißen Sie mich nicht sprechen."

„Gräfin! Gräfin . . ."

Und der Cardinal erbleichte.

„Ein zu großes Glück," sagte er, „gleicht dem Culminationspunkte eines Glücksrades, neben seinem höchsten Punkt ist der Anfang der Abnahme. Doch schonen Sie mich nicht, wenn ein Unglück obwaltet; nicht wahr . . . es waltet keines ob?"

„Ich werde das im Gegentheil ein sehr großes Glück nennen, Monseigneur," erwiederte Jeanne.

„Das? . . . was denn? . . . was wollen Sie damit sagen? welche Sache ist ein Glück?"

„Nicht entdeckt worden zu sein," erwiederte Jeanne trocken.

„Oh! . . ." rief lächelnd der Cardinal. „Mit Vorsichtsmaßregeln, mit dem Verstande zweier Herzen und eines Geistes . . ."

„Ein Geist und zwei Herzen, Monseigneur, verhindern die Augen nie, im Blätterwerk zu sehen."

„Man hat gesehen!" rief Herr von Rohan erschrocken.

„Ich habe alle Ursache, es zu glauben."

„Dann . . . wenn man gesehen hat, hat man auch erkannt?"

„Oh! daran denken Sie nicht, Monseigneur; wenn man erkannt hätte, wenn sich dieses Geheimniß in der Gewalt von irgend Jemand befände, so wäre Jeanne von Valois schon am Ende der Welt, und Sie, Sie müßten todt sein."

„Das ist wahr, Gräfin; mit all diesem Zögern, mit all diesem absichtlichen Schweigen rösten Sie mich am kleinen Feuer. Man hat gesehen, gut . . . doch man hat Leute in einem Park spazieren gehen sehen, ist das nicht erlaubt?"

„Fragen Sie den König."

„Der König weiß!“

„Ich wiederhole Ihnen noch einmal, wenn der König wüßte, wären Sie in der Bastille und ich im Hospital. Doch da ein vermiedenes Unglück so viel werth ist, als zwei verheißene Glücke, so komme ich, um Ihnen zu sagen: versuchen Sie Gott nicht noch einmal.“

„Wie beliebt?“ rief der Cardinal; „was bedeuten Ihre Worte, theure Gräfin?“

„Begreifen Sie dieselben nicht?“

„Ich fürchte...“

„Ich hätte bange, wenn Sie mich nicht beruhigten.“

„Was muß ich zu diesem Ende thun?“

„Nicht mehr nach Versailles gehen.“

Der Cardinal machte einen Sprung.

„Bei Tage?“ sagte er lächelnd.

„Zuerst bei Tage, und dann bei Nacht!“

Herr von Rohan bebte und ließ die Hand der Gräfin los.

„Unmöglich,“ sagte er.

„Nun ist die Reihe an mir, Ihnen in's Gesicht zu schauen,“ sprach sie; „Sie haben, glaube ich, gesagt, unmöglich. Warum unmöglich?“

„Weil ich im Herzen eine Liebe habe, die nur mit meinem Leben endigen wird.“

„Ich bemerke es,“ unterbrach ironisch die Gräfin, „und um schneller zum Resultat zu gelangen, beharren Sie darauf, nach dem Parke zurückzukehren. Ja, wenn Sie dahin zurückkehren, wird Ihre Liebe nur mit Ihrem Leben endigen, und beide werden mit einem Schlage abgeschnitten werden.“

„Welche Beängstigungen, Gräfin . . . Sie, die gestern noch so muthig waren?“

„Ich habe den Muth der Thiere. Ich fürchte nichts, so lange nicht eine Gefahr vorhanden ist.“

„Ich, ich habe den Muth meines Geschlechtes. Ich bin nur glücklich in Gegenwart der Gefahr selbst."

„Sehr gut; doch dann erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen . . ."

Nichts, Gräfin, nichts," rief der verliebte Prälat, „das Opfer ist gebracht, der Würfel liegt, den Tod, wenn man will, oder die Liebe! Ich werde nach Versailles zurückkehren."

„Ganz allein?"

„Sollten Sie mich verlassen?" erwiederte Herr von Rohan im Tone des Vorwurfs.

„Ich, zuerst."

„Sie wird kommen."

„Sie täuschen sich, sie wird nicht kommen."

„Haben Sie mir das etwa von ihrer Seite anzukündigen?" fragte zitternd der Cardinal.

„Das ist der Streich, den ich seit einer halben Stunde für Sie zu schwächen suchte."

„Sie will mich nicht mehr sehen?"

„Nie, und ich bin es, die es ihr gerathen hat."

„Madame," sprach der Prälat mit innigem Tone, „es ist schlimm von Ihnen, daß sie das Messer in ein Herz bohren, welches Sie als so zart kennen."

„Es wäre noch viel schlimmer von mir, Monseigneur, wenn ich zwei tolle Geschöpfe in Ermangelung eines guten Rathes sich ins Verderben stürzen ließe. Ich gebe den Rath, benütze ihn, wer da will."

„Gräfin, Gräfin, eher sterben."

„Das ist Ihre Sache, und es ist leicht."

„Sterben, um zu sterben," sprach der Cardinal mit dumpfer Stimme, „das Ende des Verdammten ist mir lieber. Gesegnet sei die Hölle, wo ich meine Mitschuldige finden werde."

„Frommer Prälat, Sie blasphemiren," sagte die Gräfin; „Unterthan, Sie entthronen Ihre Königin! Mann, Sie stürzen eine Frau in's Verderben."

Der Cardinal faßte die Gräfin bei der Hand und rief wie in einem Delirium:

„Gestehen Sie, daß sie Ihnen das nicht gesagt hat, und daß sie mich nicht so verleugnen wird?“

„Ich spreche zu Ihnen in ihrem Namen.“

„Sie verlangt eine Frist.“

„Nehmen Sie es, wie Sie wollen, doch beobachten Sie ihren Befehl.“

„Der Park ist nicht der einzige Ort, wo man sich sehen kann, es gibt tausend sicherere Orte ... Die Königin ist ja zu Ihnen gekommen?“

„Monseigneur, nicht ein Wort mehr; ich trage ein tödtliches Gewicht in mir, das Ihres Geheimnisses. Ich fühle mich nicht stark genug, es lange zu tragen. Was die Indiscretionen, was der Zufall, was die Böswilligkeit Ihrer Feinde nicht thun, werden die Gewissensbisse thun. Sehen Sie, ich weiß, daß sie fähig ist, dem König in einem Augenblick der Verzweiflung Alles zu gestehen.“

„Guter Gott! ist es möglich,“ rief der Cardinal, „sie würde das thun!“

„Wenn Sie sie sähen, sie müßte Ihr Mitleid erregen!“

Der Cardinal stand hastig auf.

„Was ist zu thun?“ sagte er.

„Man muß ihr den Trost des Stillschweigens geben.“

„Sie wird glauben, ich habe sie vergessen.“

Jeanne zuckte die Achseln.

„Sie wird mich beschuldigen, ich sei ein Feiger.“

„Feige, um sie zu retten, nie!“

„Verzeiht eine Frau, daß man sich ihrer Gegenwart beraubt?“

„Beurtheilen Sie diese nicht, wie Sie mich beurtheilen würden ...“

„Ich halte sie für groß und stark. Ich liebe sie wegen ihres Muthes und ihres edlen Herzens. Sie

kann also auf mich zählen, wie ich auf sie zählen werde. Ich will sie ein letztes Mal sehen; sie soll meinen ganzen Gedanken erfahren, und was sie, nachdem sie mich angehört hat, entscheidet, werde ich erfüllen, wie ich es bei einem heiligen Gelübde thäte."

Jeanne stand auf.

„Wie es Ihnen beliebt. Gehen Sie, nur werden Sie allein gehen. Ich habe den Schlüssel zum Park in die Seine geworfen, als ich heute zurückkehrte. Sie werden also nach Ihrem Belieben nach Versailles gehen, während ich nach der Schweiz oder nach Holland abreise. Je weiter ich von der Bombe entfernt bin, desto weniger werde ich ihr Zerplatzen fürchten."

„Gräfin, Sie würden mich verlassen! Oh! mein Gott, mit wem würde ich dann von ihr sprechen?"

Jeanne erinnerte sich hier der Scenen von Molière; nie hatte ein wahnsinnigerer Valère einer verschmitzteren Dorine bequemere Erwiederungen gegeben.

„Haben Sie nicht den Park und die Echos?" sagte Jeanne, „Sie werden sie den Namen Amaryllis lehren."

„Gräfin, haben Sie Mitleid. Ich bin in Verzweiflung," rief der Prälat mit einem aus dem Herzen hervorgegangenen Ausdruck.

„Nun wohl!" sprach Jeanne mit der ganz rohen Energie des Wundarztes, der die Amputation eines Gliedes entscheidet; „sind Sie in Verzweiflung, Herr von Rohan, so lassen Sie sich nicht zu Kindereien verleiten, welche gefährlicher als das Pulver, als die Pest, als der Tod! Ist Ihnen so viel an dieser Frau gelegen, so erhalten Sie sich dieselbe, statt sie zu Grunde zu richten, und wenn es Ihnen nicht durchaus an Herz und an Gedächtniß gebricht, wagen Sie es nicht, diejenigen in Ihren Ruin hineinzuziehen, welche Ihnen aus Freundschaft gedient haben. Ich spiele nicht mit dem Feuer. Schwören Sie mir, keinen Schritt zu thun, um die Königin zu sehen? Nur sie

zu sehen, hören Sie? ich sage nicht, sie innerhalb vierzehn Tagen von heute an zu sprechen; schwören Sie das, so bleibe ich, und werde Ihnen noch dienen können. Sind Sie entschlossen, Allem zu trotzen, um mein Verbot und das ihrige zu übertreten? ich werde es erfahren, und zehn Minuten nachher reise ich ab! Sie werden sich herausziehen, wie Sie können."

„Das ist gräßlich," murmelte der Cardinal, „der Sturz ist zerschmetternd; von diesem Glück herabfallen! Oh! ich werde darüber sterben."

„Gehen Sie doch," flüsterte ihm Jeanne in's Ohr, „Sie liebten ohnedies nur aus Eitelkeit."

„Heute aus wahrer Liebe," entgegnete der Cardinal.

„So leiden Sie also heute; das ist eine Bedingung des Standes. Auf, Monseigneur, entscheiden Sie sich; bleibe ich hier? bin ich auf dem Wege nach Lausanne?"

„Bleiben Sie, Gräfin, aber finden Sie nur ein schmerzstillendes Mittel. Die Wunde ist zu gräßlich."

„Schwören Sie mir, zu gehorchen?"

„Bei meinem Worte als Rohan."

„Gut! Ihr schmerzstillendes Mittel ist gefunden. Ich verbiete Ihnen die Zusammenkünfte, aber ich verbiete Ihnen die Briefe nicht."

„Wahrhaftig!" rief der Wahnsinnige, wieder belebt durch diese Hoffnung. „Ich werde schreiben können?"

„Versuchen Sie es."

„Und . . . sie würde mir antworten?"

Ich werde es versuchen."

Der Cardinal verschlang mit Küssen die Hand von Jeanne. Er nannte sie seinen Schutzengel.

Er mußte sehr lachen, der Dämon, der im Herzen der Gräfin wohnte.

LXVIII.

Die Nacht.

An demselben Tage, gegen vier Uhr Abends, hielt ein Mann zu Pferde am Saume des Parks, hinter den Apollo-Bädern.

Dieser Reiter machte eine Vergnügenspromenade im Schritt; nachdenkend wie Hyppolit, schön wie dieser, ließ seine Hand die Zügel auf dem Halse des Rosses schwanken.

Er hielt, wie gesagt, an der Stelle an, wo Herr von Rohan seit drei Tagen sein Pferd anhalten ließ. Der Boden war ganz durch die Hufeisen zerstampft und er sah die jungen Zweige rings um die Eiche abgefressen, an deren Stamm das Thier angebunden gewesen.

Der Reiter stieg ab.

„Das ist ein sehr verwüsteter Platz," sagte er.

Und er näherte sich der Mauer.

„Hier sind die Spuren vom Hinaufsteigen; hier ist eine kürzlich geöffnete Thüre. Das hatte ich mir gedacht.

„Man hat nicht den Krieg mit den Indianern der Savannen geführt, ohne sich auf die Spuren von Thieren und Menschen zu verstehen. Seit vierzehn Tagen aber ist Herr von Charny zurückgekehrt; seit vierzehn Tagen hat sich Herr von Charny nicht gezeigt. Diese Thüre ist es, welche Herr von Charny zu seinem Eintritt in Versailles gewählt hat."

So sprechend seufzte der Reiter geräuschvoll, als risse er sich seine Seele mit diesem Seufzer aus.

„Lassen wir dem Nächsten sein Glück," murmelte er, während er eine nach der andern die genannten Spuren auf dem Rasen und an den Mauern betrachtete. „Was Gott dem Einen gibt, verweigert er dem Andern. Nicht umsonst macht Gott Glückliche und Unglückliche; sein Wille sei gepriesen.

„Man müßte aber einen Beweis haben. Um welchen Preis, durch welches Mittel ihn erlangen?

„Oh! nichts ist einfacher. Im Gebüsche, in der Nacht, vermöchte man einen Menschen nicht zu entdecken, und von seinem Verstecke aus vermöchte er diejenigen zu sehen, welche hierher kommen. Heute Abend werde ich im Gebüsche sein."

Der Reiter nahm die Zügel seines Pferdes zusammen, stieg langsam auf und verschwand, ohne den Schritt seines Rosses zu beschleunigen, an der Ecke der Mauer.

Charny aber hatte sich, den Befehlen der Königin gehorchend, in seiner Wohnung eingeschlossen und erwartete eine Botschaft von ihr.

Es wurde Nacht, nichts erschien. Statt an dem Fenster des Pavillon zu lauern, das auf den Park ging, lauerte Charny in demselben Zimmer an dem Fenster, das auf die kleine Gasse ging. Die Königin hatte gesagt: bei der Thüre der Jägermeisterei; aber Fenster und Thüre in diesem Pavillon, das war nur Eines, nur Erdgeschoß, und die Hauptsache, daß man Alles sehen konnte, was vorging.

Er befragte die tiefe Nacht und hoffte von einer Minute zur andern den Galopp eines Reiters oder den hastigen Schritt eines Läufers zu hören.

Es schlug halb elf Uhr Nachts. Die Königin hatte Charny hintergangen. Sie hatte im ersten Augenblick der Ueberraschung ein Zugeständniß gemacht. Beschämt hatte sie versprochen, was ihr zu halten nie möglich war, und sie hatte — ein geistreicher Gedanke — versprochen mit dem Bewußtsein, daß sie nicht halten würde.

Mit jener Leichtigkeit des Argwohns, welche die heftig verliebten Leute charakterisirt, machte es sich Charny schon zum Vorwurf, daß er so leichtgläubig gewesen.

„Wie konnte ich," rief er, „ich, der ich gesehen,

Lügen glauben und meine Ueberzeugung, meine Gewißheit einer albernen Hoffnung opfern?"

Er entwickelte mit Wuth diesen düsteren Gedanken, als das Geräusch einer Hand voll Sand, die man an das andere Fenster warf, seine Aufmerksamkeit erregte und ihn nach der Seite des Parkes laufen machte.

Er sah nun, in einem weiten schwarzen Mantel, unten bei den Hagebuchen des Parkes eine weibliche Gestalt, welche gegen ihn ein bleiches, ängstliches Gesicht erhob.

Charny konnte einen Schrei der Freude und zugleich des Bedauerns nicht unterdrücken. Die Frau, die ihn erwartete, die ihn rief, war die Königin!

Mit einem Sprunge setzte er zum Fenster hinaus und fiel gerade vor die Königin nieder.

„Oh! Sie sind da, mein Herr? Das ist ein Glück!" sagte mit leiser Stimme und ganz bewegt Marie Antoinette; „was machten Sie denn?"

„Sie! Sie! Madame! . . Sie selbst? ist es möglich?" erwiederte Charny.

„Warteten Sie so?"

„Ich wartete auf der Seite der Gasse."

„Konnte ich durch die Gasse kommen, während es so einfach ist, durch den Park zu kommen?"

„Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, ich würde Sie sehen, Madame," sprach Charny mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Dankbarkeit.

Marie Antoinette unterbrach ihn:

„Bleiben wir nicht hier; es ist hier so hell: haben Sie Ihren Degen?"

„Ja."

„Gut! . . Wo sagen Sie, daß die Leute hereingekommen, die Sie gesehen?"

„Durch diese Thüre."

„Und zu welcher Stunde?"

„Jedes Mal um Mitternacht."

„Es ist kein Grund vorhanden, daß sie heute Abend nicht auch kommen sollten. Sie haben mit Niemand gesprochen?"

„Mit Niemand."

„Gehen wir in's Gebüsch und warten wir."

„Oh! Eure Majestät . . ."

Die Königin ging voran und machte mit ziemlich raschem Schritt ein Stück Weges in umgekehrter Richtung.

„Sie begreifen wohl," sagte sie plötzlich, als wollte sie dem Gedanken von Charny entgegenkommen, „Sie begreifen, daß ich mir das Vergnügen gemacht habe, die Sache dem Polizeilieutenant zu erzählen. Seitdem ich mich beklagt, hätte mir Herr von Crosne schon müssen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn die Creatur, die meinen Namen usurpirt hat, nachdem sie sich eine Aehnlichkeit mit mir angemaßt hatte, noch nicht verhaftet, wenn dieses ganze Geheimniß noch nicht aufgeklärt ist, so fühlen Sie wohl, daß zwei Gründe obwalten: entweder die Unfähigkeit von Herrn von Crosne, — was nicht der Fall ist, — oder sein Zusammenwirken mit meinen Feinden. Mir scheint es aber schwierig, daß man sich bei mir, in meinem Parke, die schmähliche Komödie erlauben soll, die Sie mir bezeichnet haben, ohne eines unmittelbaren Beistands oder einer stillschweigenden Genossenschaft sicher zu sein. Darum scheinen mir diejenigen, welche sich dessen schuldig gemacht haben, gefährlich genug zu sein; daß ich mich bei der Sorge, sie zu entlarven, nur auf mich selbst verlasse. Was denken Sie davon?"

„Ich bitte Eure Majestät um Erlaubniß, den Mund nicht mehr zu öffnen. Ich bin in Verzweiflung; ich habe noch Befürchtungen, und ich habe keinen Verdacht mehr."

„Sie sind wenigstens ein redlicher Mann," sagte die Königin lebhaft; „Sie wissen die Dinge in's Gesicht zu sagen; das ist ein Verdienst, welches hie und

da die Unschuldigen verwunden kann, wenn man sich in Beziehung auf sie täuscht; aber eine Wunde heilt."

„Oh! Madame, es schlägt elf Uhr: ich zittere."

„Versichern Sie sich, daß Niemand hier ist," sagte die Königin, um ihren Gefährten zu entfernen.

Charny gehorchte. Er lief in den Gebüschen umher bis zu den Mauern.

„Niemand," sprach er, als er zurückkam.

„Wo ist die Scene vorgefallen, die Sie erzählten?"

„Madame, in diesem Augenblick, als ich von meiner Nachforschung zurückkehrte, habe ich einen furchtbaren Streich in's Herz bekommen. Ich erblickte Sie an derselben Stelle, wo ich in den vergangenen Nächten die falsche Königin von Frankreich sah."

„Hier!" rief die Königin, indem sie sich mit Ekel von der Stelle entfernte, die sie einnahm.

„Unter diesem Kastanienbaume, ja, Madame."

„Dann bleiben wir nicht hier, mein Herr," sagte Marie Antoinette, „denn wenn sie hierher gekommen sind, so werden sie wieder hierher kommen."

Charny folgte der Königin in eine andere Allee. Sein Herz schlug so stark, daß er das Geräusch der Thüre, die sich öffnen würde, nicht zu hören befürchtete.

Schweigsam und stolz, wartete sie auf die Erscheinung des lebendigen Beweises ihrer Unschuld.

Es schlug Mitternacht. Die Thüre öffnete sich nicht.

Es verging eine halbe Stunde, während welcher Marie Antoinette Charny mehr als zehnmal fragte, ob die Betrüger sehr pünktlich bei jedem von ihren Rendezvous gewesen seien?

Es schlug drei Viertel nach Mitternacht auf Saint-Louis von Versailles.

Die Königin stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

„Sie werden sehen, daß sie heute nicht kommen," sagte sie; „solche Unglücksfälle widerfahren nur mir!"

Und während sie diese Worte sprach, schaute sie Charny an, als suchte sie Streit mit ihm, hätte sie in

seinen Augen den geringsten Schimmer von Triumph oder Ironie entdeckt.

Aber in demselben Maße erbleichend, in welchem sein Verdacht in ihm wiederkehrte, beobachtete er eine so ernste und schwermüthige Haltung, daß sein Gesicht gewiß in diesem Augenblick der Wiederschein der seelenreinen Geduld der Märtyrer und der Engel war.

Die Königin nahm ihn beim Arm und führte ihn zu dem Kastanienbaum, unter dem sie ihren ersten Halt gemacht hatten.

„Sie sagen," flüsterte sie, „hier sei es gewesen, wo Sie diese Leute gesehen?"

„Hier, auf dieser Stelle, Madame."

„Hier hat die Frau dem Mann eine Rose gegeben?"

„Ja, Eure Majestät."

Die Königin war so schwach, so angegriffen von dem langen Verweilen in diesem feuchten Park, daß sie sich an den Stamm des Baumes anlehnte und den Kopf auf ihre Brust sinken ließ.

Allmälig bogen sich ihre Beine; er gab ihr den Arm nicht; sie fiel vielmehr auf das Gras und das Moos, als daß sie sich darauf setzte.

Er blieb unbeweglich und düster.

Sie drückte ihre beiden Hände auf ihr Gesicht und Charny konnte nicht eine Thräne dieser Königin zwischen ihren langen, weißen Fingern herabgleiten sehen.

Plötzlich erhob sie den Kopf und sprach:

„Mein Herr, Sie haben Recht; ich bin verurtheilt. Ich hatte versprochen, heute zu beweisen, daß Sie mich verleumdet; Gott will es nicht; ich beuge mich."

„Madame . . ." murmelte Charny.

„Ich habe gethan," fuhr sie fort, „was keine Frau an meiner Stelle gethan hätte. Ich spreche nicht von Königinnen. Oh! mein Herr, was ist eine Königin, wenn sie nicht einmal über ein Herz gebieten kann? Was ist eine Königin, wenn sie nicht einmal die Werthschätzung eines redlichen Mannes erlangt? Oh! mein

Herr, helfen Sie mir wenigstens aufstehen, damit ich gehen kann; verachten Sie mich nicht bis zu einem Grade, daß Sie mir Ihre Hand verweigern."

Charny stürzte wie ein Wahnsinniger auf seine Kniee.

„Madame," sagte er, während er mit seiner Stirne auf die Erde schlug, „nicht wahr, wenn ich nicht ein Unglücklicher wäre, der Sie liebt, Sie würden mir vergeben?"

„Sie!" rief die Königin mit einem bittern Gelächter, „Sie! Sie lieben mich, und Sie halten mich für schändlich! . . ."

„Oh! . . . Madame."

„Sie! . . . Sie, der Sie ein Gedächtniß haben müßten, Sie beschuldigen mich, ich habe hier eine Rose, dort einen Kuß, dort meine Liebe einem andern Mann geschenkt! . . . Mein Herr, keine Lüge, Sie lieben mich nicht!"

„Madame, dieses Gespenst war da, dieses Gespenst einer verliebten Königin. Da auch, wo ich bin, war das Gespenst des Geliebten. Reißen Sie mir das Herz aus, da diese zwei höllischen Bilder in meinem Herzen leben und es verzehren."

Sie nahm seine Hand und zog ihn mit einer exaltirten Geberde zu sich.

„Sie haben gesehen . . . Sie haben gehört . . . Nicht wahr, ich war es sicherlich?" sprach sie mit erstickter Stimme. . . . „Oh! ich war es, suchen Sie nichts Anderes. Nun wohl! wenn ich auf eben diesem Platze, unter eben diesem Kastanienbaum sitzend, wie ich war, Sie zu meinen Füßen, wie der Andere war, wenn ich Ihnen die Hand drücke, wenn ich Sie an meine Brust ziehe, wenn ich Sie in meine Arme nehme, wenn ich Ihnen sage: Ich, die ich dies Alles dem Andern gethan habe, nicht wahr? ich, die ich dasselbe dem Andern gesagt habe, nicht wahr? wenn ich Ihnen sage: Herr von Charny, ich liebte, ich liebe und werde

nur ein einziges Wesen auf der Welt lieben . . . und das sind Sie! . . . Mein Gott! mein Gott! wird das genügen, um Sie zu überzeugen, daß man nicht schändlich ist, wenn man im Herzen, mit dem Blute der Kaiserinnen, das göttliche Feuer einer Liebe wie diese hat?"

Charny stieß einen Seufzer aus, ähnlich dem eines Verscheidenden. Die Königin, indem sie so mit ihm sprach, hatte ihn mit ihrem Athem berauscht; er hatte sie sprechen gefühlt, ihre Hand hatte auf seiner Schulter gebrannt, ihre Brust hatte sein Herz versengt, der Athem hatte seine Lippen verzehrt.

„Lassen Sie mich Gott danken," flüsterte er. „Oh! wenn ich nicht an Gott dächte, dächte ich zu viel an Sie."

Sie erhob sich langsam; sie heftete auf ihn zwei Augen, deren Thränen die Flammen ertränkten.

„Wollen Sie mein Leben?" sagte er ganz verwirrt.

Sie schwieg einen Augenblick, ohne daß sie ihn anzuschauen aufhörte.

„Geben Sie mir Ihren Arm," sagte sie, „und führen Sie mich überallhin, wohin die Anderen gegangen sind. Zuerst hier . . . hier, wo eine Rose gegeben wurde . . ."

Sie zog unter ihrem Kleide eine noch von dem Feuer, das ihre Brust versengt, warme Rose hervor und sprach:

„Nehmen Sie!"

Er athmete den balsamischen Duft der Blume ein und verschloß sie in seiner Brust.

„Hier," sagte sie, „hier hat die Andere ihre Hand zum Kusse gegeben."

„Ihre beiden Hände!" sprach Charny schwankend und trunken in dem Augenblick, wo sich sein Gesicht in den brennenden Händen der Königin eingeschlossen fand.

„Das ist ein gereinigter Platz," sagte die Königin mit einem anbetungswürdigen Lächeln. „Sind Sie nun nicht in die Apollo-Bäder gegangen?"

Charny blieb, als wäre der Himmel auf seinen Kopf gefallen, erstaunt, halb todt stehen.

„Das ist ein Ort," sagte die Königin heiter, „wo ich nie anders, als bei Tage eintrete. Sehen wir mit einander die Thüre, durch welche der Liebhaber der Königin entfloh."

Freudig, leicht, am Arme des glücklichsten Mannes hängend, den Gott je gesegnet, schritt sie, beinahe laufend, über den Rasen hin, der das Gebüsch von der Rundmauer trennte. So kamen sie an die Thüre, vor welcher man die Spuren der Pferdehufe sah.

„Es ist hier, außen," sagte Charny.

„Ich habe alle Schlüssel," erwiederte die Königin. „Oeffnen Sie, Herr von Charny, wir wollen uns unterrichten."

Sie gingen hinaus und bückten sich, um zu sehen; der Mond trat aus einer Wolke hervor, als wollte er sie in ihren Nachforschungen unterstützen.

Der weiße Strahl hing sich zärtlich an dem schönen Gesichte der Königin an, die sich horchend und im Gesträuche umherschauend auf den Arm von Charny stützte.

Als sie wohl überzeugt war, ließ sie Charny zurückkehren, indem sie ihn mit einem sanften Drucke an sich zog.

Die Thüre schloß sich wieder hinter ihnen.

Es schlug zwei Uhr.

„Gute Nacht," sagte sie. „Kehren Sie in Ihre Wohnung zurück. Morgen."

Sie drückte ihm die Hand und entfernte sich, ohne eine Wort mehr, rasch unter den Hagebuchen, in der Richtung des Schlosses.

Jenseits der Thüre, die sie geschlossen hatten, erhob sich ein Mann mitten aus dem Gesträuche und verschwand unter den Bäumen längs der Straße.

Dieser Mann trug das Geheimniß der Königin mit sich fort.

LXIX.

Der Abschied.

Die Königin stand am andern Morgen ganz lächelnd und ganz schön auf, um zur Messe zu gehen.

Ihre Wachen hatten Befehl, Jedermann zu ihr kommen zu lassen. Es war ein Sonntag, und Ihre Majestät hatte beim Erwachen gesagt:

„Das ist ein schöner Tag; es ist heute gut leben."

Sie schien auch mit mehr Vergnügen, als gewöhnlich, den Wohlgeruch ihrer Lieblingsblumen einzuathmen; sie zeigte sich freigebiger in den Geschenken, die sie bewilligte; sie beeiferte sich, mehr ihre Seele in die Nähe Gottes zu bringen.

Sie hörte die Messe ohne Zerstreuung, und hatte nie ihren majestätischen Kopf so tief gebückt.

Während sie mit Inbrunst betete, schaarte sich die Menge, wie an den andern Sonntagen, auf dem Wege von den Gemächern zur Kapelle zusammen, und selbst die Stufen der Treppen waren bedeckt mit Cavalieren und Damen. Unter den letztern glänzte bescheiden, aber elegant gekleidet, Frau von La Mothe.

Und in dem doppelten Spalier, das die Edelleute bildeten, sah man rechts Herrn von Charny, dem viele von seinen Freunden zu seiner Genesung, zu seiner Rückkehr und besonders zu seinem strahlenden Gesichte Glück wünschten.

Die Gunst ist ein feiner, durchdringender Wohlgeruch, er vertheilt sich mit einer solchen Leichtigkeit in der Luft, daß von den Kennern lange vor der Oeffnung des Räucherpfännchens das Aroma erkannt, bestimmt und geschätzt wird. Olivier war erst seit sechs Stunden der Freund der Königin, aber schon nannte sich Jedermann den Freund von Olivier.

Während er alle diese Glückwünsche mit der guten

Miene eines wahrhaft seligen Menschen hinnahm und, um ihm mehr Ehre und Freundschaft zu erweisen, die ganze Linke des Spaliers zur Rechten überging, gewahrte Olivier, genöthigt, seine Blicke auf der Gruppe, die ihn umschwärmte, umherlaufen zu lassen, allein sich gegenüber ein Gesicht, dessen düstere Blässe und Unbeweglichkeit ihm mitten unter seiner Berauschung auffiel.

Er erkannte Philipp von Taverney, der, in seine Uniform eingezwängt, die Hand am Griffe seines Degens hielt.

Seit den Höflichkeitsbesuchen, die der Letztere im Vorzimmer seines Gegners gemacht, seit der Einsperrung von Charny durch den Doctor Louis hatte kein Zusammenhang zwischen den zwei Nebenbuhlern stattgefunden.

Charny, als er Philipp sah, der ihn ruhig, ohne Wohlwollen und ohne Drohung anschaute, begann mit einem Gruße, den ihm Philipp von fern erwiederte.

Hierauf sagte Olivier, indem er mit seiner Hand durch die Gruppe schnitt, die ihn umgab:

„Verzeihen Sie, meine Herren . . . lassen Sie mich eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen.“

Und er durchschritt den zwischen dem Spaliere rechts und dem Spaliere links liegenden Raum, und ging gerade auf Philipp zu, der sich nicht rührte.

„Herr von Taverney,“ sagte er, während er noch artiger, als das erste Mal, grüßte, „ich mußte Ihnen für den Antheil danken, den Sie an meiner Gesundheit zu nehmen die Güte hatten, doch ich bin gestern erst hier angekommen.“

Philipp erröthete und schaute ihn an, dann schlug er die Augen nieder.

„Nein,“ fuhr Charny fort, „ich werde die Ehre haben, Ihnen morgen Ihren Besuch zurückzugeben, und ich hoffe, Sie hegen keinen Groll mehr gegen mich.“

„Durchaus nicht, mein Herr,“ erwiederte Philipp.

Charny war im Begriff, seine Hand auszustrecken,

damit Philipp die seinige darauf legte, als die Trommel die Ankunft der Königin verkündigte.

„Die Königin kommt, mein Herr," sprach langsam Philipp, ohne daß er die freundschaftliche Geberde von Charny erwiedert hatte.

Und er punktirte diese Worte durch eine mehr schwermüthige, als kalte Verbeugung.

Ein wenig erstaunt, beeilte sich Charny, zu seinen Freunden im Spalier links zurückzukehren.

Philipp seinerseits blieb, als ob er Schildwache stände.

Die Königin näherte sich, man sah sie Mehreren zulächeln, Bittschriften nehmen oder abnehmen lassen, denn von fern hatte sie Charny erschaut, und nicht mehr mit dem Blicke von ihm mit jenem verwegenen Muthe, dem sie bei ihren Freundschaften die Zügel schießen ließ und den ihre Feinde Unverschämtheit nannten, weichend, sprach sie ganz laut die Worte:

„Bitten Sie heute, meine Herren, bitten Sie, ich vermöchte heute nichts abzuschlagen."

Charny war bis in die Tiefe des Herzens durchdrungen von dem Ausdruck, von dem Sinn dieser Zauberworte. Er bebte vor Wonne, und dies war sein einziger Dank gegen die Königin.

Plötzlich wurde diese ihrer süßen, aber gefährlichen Beschauung durch das Geräusch eines Trittes, durch den Ton einer fremden Stimme entzogen.

Der Tritt knarrte zu ihrer Linken auf der Platte, die bewegte, aber ernste Stimme sprach:

„Madame . . ."

Die Königin erblickte Philipp; sie vermochte eine erste Bewegung des Erstaunens nicht zu unterdrücken, als sie sich so zwischen diese zwei Männer gestellt sah, von denen den einen zu sehr und den andern nicht genug zu lieben sie sich vielleicht zum Vorwurf machte.

„Sie! Herr von Taverney," rief sie rasch sich

fassend; „Sie! Sie haben sich etwas von mir zu erbitten? Oh! sprechen Sie.“

„Zehn Minuten Audienz, nach der Muße Eurer Majestät,“ antwortete Philipp, indem er sich verbeugte, ohne die strenge Bläße seiner Stirne entwaffnet zu haben.

„Auf der Stelle, mein Herr,“ erwiederte die Königin, während sie einen verstohlenen Blick auf Charny warf, welchen so nahe bei seinem ehemaligen Gegner zu sehen sie unwillkürlich bange hatte; „folgen Sie mir.“

Und sie ging rascher, als sie den Tritt von Philipp hinter dem ihrigen hörte und Charny an seinem Platze gelassen hatte.

Sie setzte indessen ihre Ernte an Briefen, Eingaben und Bittschriften fort, gab einige Befehle und trat in ihre Gemächer ein.

Eine Viertelstunde nachher wurde Philipp in die Bibliothek geführt, in der die Königin am Sonntag empfing.

„Ah! Herr von Taverney,“ sprach sie mit freudigem Tone, „treten Sie ein und machen Sie mir sogleich ein gutes Gesicht. Ich muß Ihnen gestehen, ich habe eine Unruhe, so oft ein Taverney mich zu sprechen wünscht. Sie sind von schlimmer Vorbedeutung in Ihrer Familie. Beruhigen Sie mich geschwinde, Herr von Taverney . . . und sagen Sie mir, Sie kommen nicht, um mir ein Unglück mitzutheilen.“

Noch bleicher nach diesem Eingange, als er es während der Scene mit Charny gewesen war, beschränkte sich Philipp, da er sah, wie wenig Absichtlichkeit die Königin in ihre Sprache legte, darauf, daß er erwiederte:

„Madame, ich habe die Ehre, Eure Majestät zu versichern, daß ich ihr diesmal nur eine gute Nachricht bringe.“

„Ah! es ist eine Nachricht!“ rief die Königin.

„Ach! ja, Eure Majestät.“

„Oh! mein Gott!" sagte Marie Antoinette, die den heitern Ton wieder annahm, der Philipp so unglücklich machte, „Sie haben gesagt: ach! Ich Arme, die ich bin! würde eine Spanierin ausrufen, Herr von Taverney hat gesagt: ach!"

„Madame," erwiederte Philipp mit ernstem Tone, „zwei Worte werden Eure Majestät so vollständig beruhigen, daß nicht nur Ihre edle Stirne sich heute nicht bei der Annäherung eines Taverney verschleiern, sondern daß sie sich nie mehr durch die Schuld eines Taverney Maison-Rouge verschleiern wird. Heute noch, Madame, wird der letzte dieser Familie, dem Eure Majestät einige Gunst zu bewilligen die Gnade gehabt hat, verschwinden, um nie mehr an den französischen Hof zurückzukehren."

Alsbald warf die Königin die freudige Miene von sich, die sie als Hülfsmittel gegen die muthmaßlichen Gemüthsbewegungen bei dieser Zusammenkunft angenommen hatte.

„Sie gehen!" rief sie.

„Ja, Eure Majestät."

„Sie . . . auch!"

Philipp verbeugte sich und erwiederte:

„Meine Schwester hat schon den Kummer gehabt, Eure Majestät zu verlassen; ich, ich war der Königin noch viel mehr unnütz, und ich gehe."

Die Königin setzte sich ganz unruhig bei dem Gedanken, daß Andrée ihren Abschied auf immer am Tage nach einem Zusammensein bei Louis verlangt hatte, wo Herrn von Charny das erste Anzeichen des Gefühles, das man für ihn hegte, zu Theil geworden war.

„Seltsam!" murmelte sie träumerisch, und sie fügte kein Wort mehr bei.

Philipp blieb stehen wie eine marmorne Bildsäule, und wartete auf die Geberde, die ihn entlassen sollte.

Die Königin erwachte plötzlich aus ihrer Erstarrung.

„Wohin gehen Sie?" fragte sie.

„Ich will mich zu Herrn von Lapeyrouse begeben."

„Herr von Lapeyrouse ist in diesem Augenblicke in Neu-Foundland."

„Ich habe alle Anstalten getroffen, um zu ihm zu gelangen."

„Sie wissen, daß man ihm einen gräßlichen Tod geweissagt hat?"

„Gräßlich, das weiß ich nicht," entgegnete Philipp, „doch einen schnellen Tod, das ist mir bekannt."

„Und Sie reisen?"

Er lächelte mit seiner so edlen und so sanften Schönheit.

„Gerade darum will ich Lapeyrouse nachfolgen," sagte er.

Die Königin versank abermals in ihr banges Stillschweigen.

Philipp wartete noch einmal ehrfurchtsvoll.

Die so edle und so muthige Natur von Marie Antoinette erwachte verwegener, als je.

Sie stand auf . . . trat auf den jungen Mann zu und sprach zu ihm, indem sie ihre weißen Arme auf ihrer Brust kreuzte:

„Warum gehen Sie?"

„Weil ich sehr reisegierig bin," antwortete er mit sanftem Tone.

„Aber Sie haben schon die Reise um die Welt gemacht," entgegnete die Königin, die sich einen Augenblick durch diese heldenmüthige Ruhe bethören ließ.

„Die neue Welt, ja, Madame," fuhr Philipp fort, „doch nicht um die alte und die neue Welt zusammen."

Die Königin machte eine Geberde des Aergers und wiederholte, was sie zu Andrée gesagt hatte:

„Eisernes Geschlecht, stählerne Herzen, die Taverney. Ihre Schwester und Sie, Sie sind zwei furchtbare Leute, Freunde, die man am Ende haßt. Sie gehen, nicht um zu reisen, denn Sie sind dessen müde, sondern um mich zu verlassen. Ihre Schwester wurde, wie sie sagte,

von der Religion berufen, sie verbirgt ein Feuerherz unter der Asche. Kurz, sie wollte gehen, und sie ist gegangen. Gott mache sie glücklich. Sie, Sie, der Sie glücklich sein könnten, Sie gehen nun auch . . . ich sagte Ihnen vorhin, die Taverney bringen mir Unglück!"

„Schonen Sie uns, Madame; wenn Eure Majestät die Gnade hätte, besser in unsern Herzen zu suchen, so würde sie eine grenzenlose Ergebenheit darin sehen."

„Hören Sie," rief die Königin zornig, „Sie sind ein Quäker, Ihre Schwester ist eine Philosophin, unmögliche Geschöpfe; sie stellt sich die Welt wie ein Paradies vor, wo man nur unter der Bedingung Eintritt finde, daß man zu den Heiligen gehöre; Sie halten die Welt für die Hölle, in welche nur die Teufel eintreten; und Sie Beide haben die Welt geflohen: das Eine, weil Sie darin das finden, was Sie nicht suchen; das Andere, weil Sie nicht darin finden, was Sie suchen. Habe ich Recht? Ei! mein lieber Herr von Taverney, lassen Sie die menschlichen Geschöpfe unvollkommen sein; verlangen Sie von den königlichen Familien nur, daß sie die unvollkommensten von den menschlichen Geschlechtern seien; seien Sie duldsam, oder seien Sie vielmehr nicht selbstsüchtig."

Sie betonte diese Worte mit zu viel Leidenschaft.

Philipp war im Vortheil.

„Madame," sagte er, „die Selbstsucht ist eine Tugend, wenn man sich derselben bedient, um seine Anbetungen zu erheben."

Marie Antoinette erröthete.

„Alles, was ich weiß," sagte sie, „ist, daß ich Andrée liebte, und daß sie mich verlassen hat; daß ich große Stücke auf Sie hielt, und daß Sie mich ebenfalls verlassen. Es ist demüthigend für mich, zwei so vollkommene Personen . . . ich scherze nicht, mein Herr . . . mein Haus verlassen zu sehen."

„Nichts kann eine Person demüthigen, die so

erhaben ist, wie Sie," erwiederte Taverney kalt; „die Beschämung erreicht hohe Stirnen, wie die Ihrige, nicht."

„Ich suche mit aller Sorgfalt, was Sie hat verletzen können," fuhr die Königin fort.

„Nichts, nichts hat mich verletzt," erwiederte Philipp lebhaft.

„Ihr Grad ist bestätigt worden; Ihr Glück ist im besten Zuge; ich zeichnete Sie aus . . ."

„Ich wiederhole Eurer Majestät, daß mir nichts bei Hofe mißfällt."

„Und wenn ich Ihnen sagte, Sie sollen bleiben ... und wenn ich es Ihnen befehlen würde? . . ."

„Ich hätte den Schmerz, Eurer Majestät mit einer Weigerung zu antworten."

Die Königin versenkte sich zum dritten Mal in jene stillschweigende Zurückhaltung, die für ihre Logik das war, was bei dem ermüdeten Fechter die Handlung ist, durch die er seinen Gegner aus der Lage zu bringen sucht.

Und da sie aus dieser Ruhe immer durch einen unerwarteten Schlag heraustrat, so sagte sie, indem sie ihren klaren Blick auf Philipp heftete:

„Es ist vielleicht Jemand hier, der Ihnen mißfällt? Sie sind argwöhnisch."

„Niemand mißfällt mir."

„Ich glaubte, Sie stünden schlecht . . . mit einem Cavalier . . . mit Herrn von Charny . . . den Sie im Duell verwundet haben . . ." sagte die Königin, sich stufenweise belebend. „Und da es einfach ist, daß man die Leute flieht, die man nicht liebt, so werden Sie, sobald Sie die Rückkehr von Herrn von Charny bemerkt, den Hof zu verlassen gewünscht haben."

Philipp antwortete nicht.

Die Königin, die sich in Beziehung auf diesen so redlichen, so wackern Mann täuschte, glaubte es mit einem gewöhnlichen Eifersüchtigen zu thun zu haben. Sie verfolgte ihn ohne Schonung.

„Sie wissen erst seit heute, daß Herr von Charny zurückgekommen ist," fuhr sie fort. „Ich sage, seit heute? und heute verlangen Sie Ihren Abschied von mir?"

Philipp wurde mehr bleifarbig, als bleich. So angegriffen, so mit Füßen getreten, erhob er sich grausam.

„Madame," sagte er, „es ist wahr, ich weiß die Rückkehr von Herrn von Charny erst seit heute; nur ist es länger, als Eure Majestät denkt, denn ich habe Herrn von Charny gegen zwei Uhr Morgens an der Parkthüre getroffen, welche mit den Apollo-Bädern in Verbindung steht."

Die Königin erbleichte ebenfalls, und nachdem sie mit einer Bewunderung, gemischt mit Schrecken, die vollkommene Höflichkeit betrachtet hatte, die der Edelmann in seinem Zorne behielt, murmelte sie mit erloschener Stimme:

„Gut, mein Herr, gehen Sie, ich halte Sie nicht zurück."

Philipp verbeugte sich zum letzten Mal und ging mit langsamem Schritte weg.

Die Königin fiel, wie vom Blitze getroffen, in einen Lehnstuhl und rief:

„Frankreich, du Land der edlen Herzen!"

LXX.

Die Eifersucht des Cardinals.

Indessen hatte der Cardinal drei Nächte aufeinander folgen sehen, die sehr verschieden von denen waren, welche seine Einbildungskraft unablässig sich wieder beleben ließ.

Keine Nachricht von irgend Jemand, keine Hoffnung auf einen Besuch. Diese Todesstille nach der Aufregung der Leidenschaft war die Dunkelheit eines Kellers nach dem heitern Sonnenlicht.

Der Cardinal schmeichelte sich Anfangs der Hoffnung, seine Geliebte, ein Weib, bevor sie Königin, wolle kennen lernen, welcher Natur die Liebe wäre, die man ihr bezeigte, und ob sie nach der Prüfung wie vor derselben gefiele. Ein ganz männliches Gefühl, dessen Körperlichkeit eine zweischneidige Waffe wurde, die den Cardinal sehr schmerzlich verwundete, wenn sie sich gegen ihn wandte.

Als er nichts kommen sah und nichts hörte, als das Stillschweigen, wie Herr Delille sagt, da befürchtete der Unglückliche in der That, diese Prüfung sei für ihn selbst ungünstig gewesen. Hievon rührte eine Angst, eine Bangigkeit her, von der man sich keinen Begriff machen kann, wenn man nicht an den allgemeinen Nervenschmerzen gelitten hat, welche aus jeder nach dem Gehirn ausmündenden Fiber eine Feuerschlange machen, die sich durch ihren eigenen Willen krümmt oder abspannt.

Dieses Mißbehagen wurde dem Cardinal unerträglich; er schickte zehnmal in einem halben Tage in die Wohnung von Frau von La Mothe, zehnmal nach Versailles.

Der zehnte Eilbote brachte ihm endlich Jeanne, welche dort Charny und die Königin bewachte und sich innerlich zu dieser Ungeduld des Cardinals, der sie bald den günstigen Erfolg ihres Unternehmens zu verdanken haben sollte, Glück wünschte.

Der Cardinal, als er sie sah, brach los:

„Wie!“ rief er, „Sie leben mit dieser Ruhe! Wie! Sie wissen, daß ich auf der Folter bin, und Sie, die Sie sich meine Freundin nennen, lassen diese Folter bis zum Tode gehen!“

„Ei! Monseigneur,“ erwiederte Jeanne, „Geduld,

wenn's beliebt. Was ich in Versailles fern von Ihnen that, ist viel nützlicher, als das, was Sie hier nach mir verlangend machten."

„Man ist nicht in diesem Grade grausam," sagte Seine Excellenz, besänftigt durch die Hoffnung, Nachrichten zu erhalten. „Sprechen Sie, was sagt man, was thut man dort?"

„Die Abwesenheit ist ein schmerzliches Uebel, mag man nun in Paris oder in Versailles daran leiden."

„Das entzückt mich, und ich danke Ihnen dafür; aber . . ."

„Aber?"

„Beweise!"

„Oh! guter Gott," rief Jeanne, „was sagen Sie da, Monseigneur! Beweise! . . . Sind Sie wohl bei Vernunft, Monseigneur, daß Sie von einer Frau Beweise von ihren Fehlern verlangen?"

„Ich verlange keine Urkunde für einen Prozeß, Gräfin; ich verlange ein Liebespfand."

„Mir scheint," erwiederte sie, nachdem sie Seine Excellenz auf eine gewisse Weise angeschaut hatte, „Sie werden sehr anspruchsvoll, wenn nicht sehr vergeßlich."

„Oh! ich weiß, was Sie mir sagen wollen . . . ich weiß, daß ich mich für sehr befriedigt . . . für sehr geehrt halten müßte; doch beurtheilen Sie mein Herz durch das Ihrige, Gräfin ... Wie nähmen Sie es auf, wenn Sie so, nachdem Sie den Anschein der Gunst gehabt, auf die Seite geworfen würden?"

„Sie haben, glaube ich, gesagt, den Anschein?" erwiederte Jeanne mit demselben spöttischen Tone.

„Oh! es ist gewiß, Sie können mich ungestraft schlagen, Gräfin, es ist wahr, nichts berechtigt mich, mich zu beklagen; doch ich beklage mich . . ."

„Monseigneur, ich kann nicht für Ihre Unzufriedenheit verantwortlich sein, wenn sie nur leichtfertige Gründe hat, oder wenn sie gar keine Gründe hat."

„Gräfin, Sie behandeln mich schlecht."

„Monseigneur, ich wiederhole Ihre Worte. Ich folge Ihrer Erörterung."

„Inspiriren Sie sich durch sich selbst, statt mir meine Tollheiten vorzuwerfen; helfen Sie mir, statt mich zu martern."

„Ich kann Ihnen nicht da helfen, wo ich nichts zu thun sehe."

„Sie sehen nichts zu thun?" sagte der Cardinal, indem er auf jedes Wort einen Nachdruck legte.

„Nichts."

„Wohl! Madame," rief Herr von Rohan voll Heftigkeit, „es sagt vielleicht nicht Jedermann, was Sie sagen."

„Ach! Monseigneur, nun sind wir bis zum Zorn gelangt, und wir verstehen uns nicht mehr. Eure Excellenz wird mir verzeihen, wenn ich ihr dies bemerke."

„Zum Zorn! ja . . . Ihr böser Wille treibt mich dazu, Gräfin."

„Und Sie berechnen nicht, ob dies Ungerechtigkeit ist?"

„Oh! nein! Wenn Sie mir nicht mehr dienen, so ist dies der Fall, weil Sie es nicht mehr anders machen können, das sehe ich wohl."

„Sie beurtheilen mich gut; warum klagen Sie mich dann an?"

„Weil Sie mir die ganze Wahrheit sagen müßten, Madame."

„Die Wahrheit! ich habe Ihnen die gesagt, welche ich weiß."

„Sie sagen mir nicht, daß die Königin eine Treulose, eine Coquette ist, daß sie die Leute anspornt, sie anzubeten, und daß sie dieselben hernach der Verzweiflung überantwortet."

Jeanne schaute ihn mit erstaunter Miene an.

„Erklären Sie sich," sagte sie zitternd, nicht vor Angst, sondern vor Freude.

Sie hatte in der That in der Eifersucht des Cardinals einen Ausgang erblickt, den ihr die Umstände vielleicht nicht gegeben hätten, um aus einer so schwierigen Lage herauszukommen.

„Gestehen Sie mir," fuhr der Cardinal fort, der mehr mit seiner Leidenschaft rechnete, „gestehen Sie mir, ich bitte Sie, daß die Königin sich weigert, mich zu sehen."

„Ich sage das nicht, Monseigneur."

„Gestehen Sie, daß sie, wenn sie mich nicht mit ihrem vollen Willen zurückstößt, was ich immer noch hoffe, mich aus dem Besitze setzt und fern von sich hält, um nicht irgend einen andern Liebhaber zu beunruhigen, bei dem meine Huldigungen Verdacht erregt haben."

„Ah! Monseigneur," rief Jeanne mit einem so honigreichen Tone, daß sie noch viel mehr errathen ließ, als sie verbergen wollte.

„Hören Sie mich," sagte der Cardinal, „als ich Ihre Majestät zum letzten Male sah, glaubte ich im Gebüsche gehen zu hören."

„Tollheit!"

„Und ich werde Alles sagen, was ich muthmaße."

„Sagen Sie nicht ein Wort mehr, Monseigneur, Sie beleidigen die Königin, und überdies, wenn es wahr wäre, wenn sie so unglücklich wäre, daß sie die Ueberwachung eines Liebhabers befürchten müßte, was ich nicht glaube, wären Sie ungerecht genug, ihr ein Verbrechen aus der Vergangenheit zu machen, die sie Ihnen zum Opfer bringt?"

„Die Vergangenheit! die Vergangenheit! Das ist ein großes Wort; aber es fällt, Gräfin, wenn diese Vergangenheit noch die Gegenwart ist und die Zukunft sein soll!"

„Pfui! Monseigneur; Sie sprechen mit mir, als sprächen Sie mit einem Mäkler, dem Sie vorwerfen würden, er habe Sie zu einem schlechten Geschäfte veranlaßt. Ihr Argwohn, Monseigneur, ist so verletzend für die Königin, daß er es am Ende auch für mich wird."

„Dann, Gräfin, beweisen Sie mir . . .“

„Ah! Monseigneur, wenn Sie dieses Wort wiederholen, so nehme ich die Beleidigung für meine Rechnung.“

„Kurz! . . . liebt sie mich ein wenig?“

„Da gibt es etwas ganz Einfaches, Monseigneur,“ sagte Jeanne, indem sie auf den Tisch des Cardinals und auf das darauf stehende Schreibzeug deutete. „Setzen Sie sich dorthin und fragen Sie die Königin selbst.“

Der Cardinal ergriff voll Entzücken die Hand von Jeanne und rief:

„Sie werden ihr das Billet zustellen?“

„Wenn ich es ihr nicht zustellte, wer würde es denn sonst übernehmen?“

„Und . . . Sie versprechen mir eine Antwort?“

„Wenn Sie keine Antwort bekämen, wie würden Sie erfahren, woran Sie sich zu halten haben?“

„Oh! so ist es gut, Gräfin, so liebe ich Sie.“

„Nicht wahr?“ sagte sie mit ihrem feinen Lächeln.

Er setzte sich, nahm die Feder und fing einen Brief an. Herr von Rohan hatte eine beredte Feder, einen leichten Brief; doch er zerriß zehn Blätter, ehe er sich selbst gefiel.

„Wenn Sie immer so fortmachen, werden Sie nie zum Ziele kommen,“ sagte Jeanne.

„Sehen Sie, Gräfin, ich mißtraue meiner Zärtlichkeit; sie überströmt unwillkürlich und würde vielleicht die Königin ermüden.“

„Ah!“ versetzte Jeanne mit Ironie, „wenn Sie ihr als Politiker schreiben, so wird sie Ihnen mit einem diplomatischen Billet antworten. Das ist Ihre Sache.“

„Sie haben Recht, und Sie sind eine ächte Frau nach Geist und Herz. Hören Sie, Gräfin, warum sollten wir ein Geheimniß für Sie haben, da Sie das unsere besitzen?“

Sie lächelte.

„Es ist wahr," sagte sie, „Sie haben mir wenig zu verbergen."

„Lesen Sie über meine Schulter, lesen Sie so schnell, als ich schreiben werde; denn mein Herz brennt, meine Feder wird das Papier verzehren."

Er schrieb in der That; er schrieb einen Brief so glühend, so toll, so voll von Liebesvorwürfen und gefährdenden Betheuerungen, daß, als er geendet hatte, Jeanne, die seinen Gedanken bis zur Unterschrift folgte, zu sich selbst sagte:

„Er hat geschrieben, was ich ihm zu dictiren nicht gewagt hätte."

Der Cardinal überlas sein Billet und fragte dann Jeanne:

„Ist es so gut?"

„Wenn die Königin Sie liebt," erwiederte die Verrätherin, „so werden Sie sie morgen sehen; nun aber verhalten Sie sich ruhig."

„Bis morgen, ja."

„Ich verlange nicht mehr, Monseigneur."

Sie nahm das versiegelte Billet, ließ sich von Monseigneur auf die Augen küssen, und kehrte gegen Abend nach Hause zurück. Ausgekleidet, erfrischt, fing sie hier an nachzudenken.

Die Lage war so, wie sie sich dieselbe seit ihrem ersten Auftreten versprochen hatte.

Noch zwei Schritte, und sie war am Ziel.

Wen von Beiden war es besser zum Schilde zu wählen: die Königin oder den Cardinal?

Dieser Brief des Cardinals versetzte ihn in die Unmöglichkeit, je Frau von La Mothe an dem Tage anzuklagen, wo sie ihn nöthigen würde, die für das Halsband schuldige Summe zurückzubezahlen.

Angenommen, der Cardinal und die Königin würden sich sehen, um sich zu verständigen, wie sollten sie es wagen, Frau von La Mothe, die Verwahrerin eines so ärgerlichen Geheimnisses, zu Grunde zu richten?

Die Königin würde keinen Lärmen machen und an den Haß des Cardinals glauben, der Cardinal würde an die Coquetterie der Königin glauben, doch die Debatte, wenn eine entstünde, würde bei geschlossenen Thüren stattfinden, und nur beargwohnt würde Frau von La Mothe diesen Vorwand ergreifen, um sich, die schöne Summe von anderthalb Millionen realisirend, aus dem Vaterlande zu verbannen.

Der Cardinal würde wohl wissen, Jeanne habe diese Brillanten genommen, die Königin würde es wohl errathen; doch wozu sollte es ihnen nützen, eine Angelegenheit ruchbar zu machen, welche so eng mit der des Parks und der Apollo-Bäder in Verbindung gebracht war?

Nur genügte nicht ein Brief, um dieses ganze Vertheidigungssystem festzustellen; der Cardinal hatte gute Federn, er würde sieben- bis achtmal schreiben.

Was die Königin betrifft, wer weiß, ob sie nicht mit Herrn von Charny Waffen für Jeanne von La Mothe schmiedete?

So viele Wirrsale und Umwege liefen im schlimmsten Fall auf eine Flucht aus, und Jeanne setzte schon zum Voraus ihre Stufen über einander.

Zuerst Verfall des Termins, Anzeige der Juweliere. Die Königin ging gerade zu Herrn von Rohan.

Wie?

Durch die Vermittelung von Jeanne, das war unvermeidlich. Jeanne benachrichtigte den Cardinal und forderte ihn auf, zu bezahlen.

Weigerte er sich . . . Drohung, die Briefe zu veröffentlichen; er bezahlte.

Nach geleisteter Bezahlung keine Gefahr mehr. Was den öffentlichen Lärm betrifft, so blieb noch die Intriguenfrage auszubeuten. In diesem Punkte vollkommene Befriedigung. Die Ehre einer Königin und eines Kirchenfürsten um den Preis von anderthalb Millionen, das war noch zu wohlfeil. Jeanne glaubte

sicher zu sein, sie würde drei Millionen bekommen, wenn sie wollte.

Und warum war Jeanne ihrer Sache in Beziehung auf die Intriguenfrage so sicher?

Weil der Cardinal der Ueberzeugung lebte, er habe drei Nächte hinter einander die Königin in den Gebüschen von Versailles gesehen . . . und weil keine Macht der Erde dem Cardinal beweisen würde, er habe sich getäuscht . . . Weil ein einziger Beweis des Betrugs übrig blieb, ein lebendiger, unverwerflicher Beweis, den aber Jeanne aus der Debatte zu entfernen im Begriff stand.

Bei diesem Punkte ihres Nachsinnens angelangt, trat Jeanne an das Fenster und erblickte Oliva, ganz unruhig, ganz neugierig auf ihrem Balcon.

„Es ist an uns Beiden," dachte Jeanne, indem sie ihre Gefährtin zärtlich grüßte . . .

Die Gräfin machte Oliva das verabredete Zeichen, daß sie am Abende herabkomme.

Ganz freudig, nachdem sie diese officielle Mittheilung erhalten, kehrte Oliva in ihr Zimmer zurück, und Jeanne versank wieder in ihr Nachdenken.

Das Werkzeug zerbrechen, wenn es nicht mehr dienen kann, das ist die Gewohnheit aller Leute der Intrigue; nur scheitert die Mehrzahl derselben, entweder, indem sie dieses Werkzeug so zerbrechen, daß es einen Seufzer ausstößt, der das Geheimniß verräth, oder indem sie es unvollständig genug zerbrechen, daß es noch Andern zu dienen vermag.

Jeanne dachte, ganz dem Vergnügen, zu leben, zugethan, würde sich die kleine Oliva nicht zerbrechen lassen, ohne einen Seufzer von sich zu geben.

Man mußte nothwendig für sie eine Fabel ersinnen, die sie bestimmte, zu fliehen; eine andere, die ihr sehr gern zu fliehen gestattete.

Die Schwierigkeiten erhoben sich auf jedem Schritt; doch gewisse Geister finden ein ebenso großes Vergnügen

daran, die Schwierigkeiten aufzulösen, als andere, die Rosen mit Füßen zu treten.

Oliva, so sehr sie über die Gesellschaft ihrer neuen Freundin entzückt war, war doch nur beziehungsweise darüber entzückt, das heißt, insofern sie diese Verbindung durch die Scheiben ihres Gefängnisses erschaute, fand sie dieselbe kostbar.

Doch die aufrichtige Nicole verbarg ihrer Freundin nicht, der lichte Tag, die Spazierfahrten im hellen Sonnenschein, kurz alle die Wirklichkeiten des Lebens wären ihr lieber gewesen, als die nächtlichen Promenaden und das erdichtete Königthum.

Die Beinahe des Lebens waren Jeanne, ihre Liebkosungen und ihre Vertraulichkeit; die Wirklichkeiten des Lebens waren Geld und Beausire.

Jeanne, welche diese Theorie gründlich studirt hatte, gelobte sich, dieselbe bei der ersten Gelegenheit anzuwenden.

Indem sie sich zusammenfaßte, gab sie als Thema ihrer Unterredung mit Nicole die Nothwendigkeit, den Beweis der strafbaren im Park von Versailles begangenen Betrügereien ganz und gar verschwinden zu machen.

Die Nacht brach ein, Oliva kam herab. Jeanne erwartete sie vor der Thür.

Beide gingen wieder die Rue Saint-Claude bis zu dem verödeten Boulevard hinauf, wo sie ihren Wagen erreichten, den sie, um besser mit einander sprechen zu können, im Schritt auf dem Wege fahren ließen, welcher sich kreisförmig nach Vincennes zieht.

Nicole war wohl eingehüllt in ein einfaches Kleid und in eine weite Caleche, Jeanne war als Grisette gekleidet, und Niemand vermochte sie zu erkennen. Man hätte zu diesem Behufe überdies in den Wagen tauchen müssen, und die Polizei allein war hiezu befugt. Nichts aber hatte bis jetzt Verdacht bei der Polizei erweckt.

Dabei trug dieser Wagen, statt nur glatt zu sein, an seinen Füllungen das Wappen der Valois, eine beachtenswerthe Schildwache, deren Verbot zu durchbrechen oder zu überschreiten die Gewaltthat eines Agenten nie gewagt hätte.

Oliva fing damit an, daß sie Jeanne mit Küssen bedeckte, und diese erwiederte dieselben mit Wucher.

„Oh! was habe ich mich gelangweilt," sagte Oliva, „ich suchte Sie, ich rief nach Ihnen."

„Unmöglich, meine Freundin, ich konnte Sie unmöglich besuchen, ich wäre eine zu große Gefahr gelaufen und hätte Sie auch einer solchen preisgegeben."

„Wie dies?" fragte Nicole erstaunt.

„Eine furchtbare Gefahr, meine Kleine, worüber ich noch zittere."

„Oh! erzählen Sie mir das geschwinde?"

„Sie wissen, daß Sie hier viele Feinde haben?"

„Leider, ja!"

„Und daß Sie, um sich zu zerstreuen, auszugehen wünschten?"

„Wozu Sie mir so freundschaftlich verholfen haben."

„Sie wissen auch, daß ich Ihnen von jenem Mundschenk sprach, der etwas verrückt, aber sehr angenehm und in die Königin verliebt ist, welcher Sie ein wenig gleichen."

„Ja, ich weiß das."

„Ich hatte die Schwäche, Ihnen eine unschuldige Unterhaltung vorzuschlagen, die darin bestand, daß wir uns über den armen Jungen lustig machen und ihn so mystificiren wollten, daß er an eine Laune der Königin für ihn glauben sollte."

„Ach!" seufzte Oliva.

„Ich erinnere Sie nicht an die zwei ersten Promenaden, die wir in der Nacht im Garten von Versailles in Gesellschaft dieses armen Jungen machten."

Oliva seufzte abermals.

„In diesen zwei Nächten spielten Sie Ihre kleine Rolle so gut, daß unser Verliebter die Sache im Ernste nahm."

„Das war vielleicht schlimm," sagte Oliva leise; „denn in der That, wir täuschten ihn, und er verdient es nicht; es ist ein reizender Cavalier."

„Nicht wahr?"

„Oh! ja."

„Doch warten Sie, hierin liegt das Schlimme nicht. Daß Sie ihm eine Rose geschenkt haben, daß Sie sich Majestät nennen ließen . . . daß Sie ihm Ihre Hand zum Küssen gaben, das sind muthwillige Streiche . . . Aber . . . meine kleine Oliva, es scheint, das ist noch nicht Alles."

Oliva erröthete so sehr, daß Jeanne es hätte ohne die tiefe Nacht nothwendig bemerken müssen. Als Frau von Geist schaute sie allerdings den Weg, und nicht ihre Gefährtin an.

„Wie . . ." stammelte Nicole, „in welcher Hinsicht . . . ist das noch nicht Alles?"

„Es fand eine dritte Zusammenkunft statt," erwiederte Jeanne.

„Ja," sagte Oliva zögernd; „Sie wissen es, da Sie dabei waren."

„Verzeihen Sie, liebe Freundin, ich war, wie immer, in der Entfernung und lauerte, oder gab mir den Anschein, als lauerte ich, um Ihrer Rolle mehr Wahrheit zu verleihen. Ich habe also weder gehört, noch gesehen, was in jener Grotte vorgegangen ist. Ich weiß nur das, was Sie mir davon erzählt haben. Sie erzählten mir aber, als Sie zurückkamen, Sie seien spazieren gegangen, Sie haben geplaudert, und die Rosen und die Handküsse haben ihr Spiel fortgesetzt. Ich, meine Kleine, glaube Alles, was man mir sagt."

„Nun denn! . . . aber . . ." machte zitternd Oliva.

„Nun denn! meine Liebenswürdigste, es scheint, unser Narr sagt mehr davon, als ihm die vorgebliche Königin bewilligt hat."

„Was?"

„Es scheint, berauscht, betäubt, verwirrt, rühmte er sich, von der Königin einen unverwerflichen Beweis getheilter Liebe erhalten zu haben. Dieser arme Teufel ist entschieden ein Narr."

„Mein Gott! mein Gott!" murmelte Oliva.

„Es ist ein Narr, schon weil er lügt, nicht wahr?"

„Gewiß," stammelte Oliva.

„Sie würden sich nicht einer so furchtbaren Gefahr haben aussetzen wollen, ohne es mir zu sagen, meine liebe Kleine."

Oliva schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen.

„Welche Wahrscheinlichkeit hat es," fuhr die furchtbare Freundin fort, „daß Sie, die Sie Herrn Beausire lieben, und die Sie mich als Gefährtin besitzen, daß Sie, der Herr Graf von Cagliostro den Hof macht, dessen Bemühungen Sie zurückweisen, daß Sie aus Laune diesem Narren das Recht geben . . . zu . . . sagen . . . Nein, er hat den Kopf verloren, das lasse ich mir nicht nehmen."

„Nun," rief Nicole, „was für eine Gefahr ist hiebei, sprechen Sie?"

„Bemerken Sie wohl, wir haben es mit einem Narren zu thun, der nichts fürchtet und nichts schont. So lange es sich nur um eine geschenkte Rose, um einen Handkuß handelte, da war nichts zu sagen; eine Königin hat Rosen in ihrem Park, sie hat Hände zur Verfügung aller ihrer Unterthanen; doch wenn es wahr wäre, daß bei der dritten Zusammenkunft . . . Ach! ich lache nicht mehr, seitdem ich diese Idee habe."

Oliva fühlte, wie sich ihre Zähne aus Angst an einander preßten.

„Was wird dann geschehen, meine gute Freundin?" fragte sie.

„Es wird vor Allem geschehen, daß Sie nicht die Königin sind, wenigstens nicht, daß ich wüßte."

„Nein."

„Und daß, da Sie die Eigenschaft Ihrer Majestät usurpirt haben, um eine . . . Leichtfertigkeit dieser Art zu begehen . . ."

„Nun?"

„Nun, das nennt man Majestätsbeleidigung. Man führt die Leute sehr weit mit diesem Wort."

Oliva verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Im Ganzen," fuhr Jeanne fort, „da Sie nicht das gethan haben, womit er sich brüstet, so werden Sie damit davon kommen, daß Sie es beweisen. Die zwei vorhergehenden Leichtfertigkeiten werden mit zwei bis vier Jahren Gefängniß, und mit der Verbannung bestraft."

„Gefängniß! Verbannung!" rief Oliva bestürzt.

„Das ist nicht unersetzlich; doch ich will immerhin meine Vorsichtsmaßregeln nehmen und mich sicher stellen."

„Wie! Sie wären auch besorgt?"

„Bei Gott! wird mich dieser Wahnsinnige nicht auch sogleich angeben? Oh! meine arme Oliva, diese Mystification wird uns theuer zu stehen kommen."

Oliva zerfloß in Thränen.

„Und ich, ich," sagte sie, „die ich nicht einen Augenblick ruhig sein kann! Oh! wüthender Geist! Oh! Dämon! Sehen Sie, ich bin besessen. Nach diesem Unglück werde ich mir noch ein anderes zuziehen."

„Verzweifeln Sie nicht, suchen Sie nur das Aufsehen zu vermeiden."

„Oh! wie werde ich mich bei meinem Beschützer einsperren! Wenn ich ihm Alles sagen würde?"

„Ein schöner Gedanke!" Ein Mann, der Sie ätzt, indem er Ihnen seine Liebe verbirgt; ein Mann, der nur ein Wort von Ihnen erwartet, um Sie anzubeten . . . einem solchen Mann wollen Sie gestehen, Sie haben diese Unvorsichtigkeit mit einem Andern

begangen! Ich sage Unvorsichtigkeit, bemerken Sie das wohl . . . abgesehen davon, daß er argwöhnen wird."

„Mein Gott! Sie haben Recht."

„Mehr noch: das Gerücht von dieser Sache wird sich verbreiten, die Nachforschungen der Beamten werden Bedenklichkeiten bei Ihrem Beschützer erregen. Wer weiß, ob er Sie nicht, um sich bei Hofe angenehm zu machen, ausliefern wird."

„Oh!"

„Nehmen Sie an, er jage Sie ganz einfach weg, was wird dann aus Ihnen werden?"

„Ich weiß, daß ich verloren bin."

„Und Herr Beausire, wenn er dies erfährt?" sagte Jeanne langsam, die Wirkung dieses letzten Streiches studirend.

Oliva sprang auf. Mit einem heftigen Stoß zerstörte sie das ganze Gebäude ihrer Frisur.

„Er wird mich umbringen. Oh! nein, ich werde mich selbst tödten."

Dann wandte sie sich gegen Jeanne um und sagte ganz in Verzweiflung:

„Sie können mich nicht retten, nein, da Sie selbst verloren sind."

„Ich habe," erwiederte Jeanne, „tief in der Picardie ein Gütchen, einen Pachthof. Wenn man, ohne gesehen zu werden, diesen Zufluchtsort, ehe der Lärm ausbricht, erreichen könnte, so bliebe vielleicht noch eine Möglichkeit."

„Aber dieser Narr, er kennt Sie, er wird sie wohl auffinden."

„Oh! wenn Sie weggegangen, wenn Sie verborgen, wenn Sie unfindbar wären, würde ich den Narren nicht mehr fürchten. Ich würde ganz laut zu ihm sagen: „„Sie sind ein Narr, da Sie solche Dinge behaupten, beweisen Sie dieselben,"" was ihm unmöglich wäre; und ganz leise würde ich zu ihm sagen: „„Sie sind ein Schurke!""

„Ich werde abreisen, wann und wie es Ihnen beliebt," sprach Oliva.

„Ich glaube, das ist vernünftig," erwiederte Jeanne.

„Soll ich sogleich gehen?"

„Nein, warten Sie, bis ich alle Anstalten für einen günstigen Erfolg getroffen habe. Verbergen Sie sich, zeigen Sie sich nicht, nicht einmal mir. Verkleiden Sie sich sogar, wenn Sie in Ihren Spiegel schauen."

„Ja, ja, zählen Sie auf mich, theure Freundin."

„Und um anzufangen, kehren wir nach Hause zurück: wir haben einander nichts mehr zu sagen."

„Kehren wir zurück. Wie viel Zeit brauchen Sie zu Ihren Vorbereitungen?"

„Ich weiß es nicht; doch merken Sie wohl auf Eines: von jetzt bis an den Tag Ihrer Abreise werde ich mich nicht mehr an meinem Fenster zeigen. Wenn Sie mich daran sehen, so rechnen Sie darauf, daß Ihre Abreise noch an demselben Tage stattfinden soll."

„Ja; ich danke, meine liebe Freundin."

Sie kehrten langsam nach der Rue Saint-Claude zurück, Oliva wagte es nicht mehr, mit Jeanne zu sprechen, Jeanne sann zu tief nach, um mit Oliva zu sprechen. Als sie an Ort und Stelle waren, umarmten sie sich; Oliva bat demüthig ihre Freundin um Verzeihung für alles Unglück, das sie durch ihre Unbesonnenheit verursacht habe.

„Ich bin Weib, und mit jeder weiblichen Schwäche vertraut, sprach Frau von La Mothe, den römischen Dichter parodirend.

———

LXXI.

Die Flucht.

Was Oliva versprochen hatte, hielt sie.

Was Jeanne versprochen hatte, that sie.

Schon am andern Tage hatte Nicole ihr Dasein vor Jedermann verborgen, Niemand konnte errathen, daß sie in dem Hause der Rue Saint-Claude wohnte.

Beständig hinter einem Vorhang oder hinter einem Windschirm verborgen, beständig die Fenster verhängend, den Sonnenstrahlen zum Trotz, welche dieselben freudig angriffen.

Jeanne, die ihrerseits alle Anstalten traf, da sie wußte, der andere Tag müßte den Verfall der ersten Zahlung von fünfmal hunderttausend Livres herbeiführen. Jeanne richtete sich so ein, daß sie keine empfindliche Stelle für den Augenblick, wo die Bombe platzen würde, hinter sich ließ.

Dieser furchtbare Augenblick war das letzte Ziel ihrer Beobachtungen.

Sie hatte die Alternative einer Flucht, welche leicht zu bewerkstelligen, weise berechnet, doch diese Flucht war die bestimmteste Anklage.

Bleiben, unbeweglich bleiben, wie der Duellant unter dem Streiche des Gegners; bleiben mit der Chance, zu fallen, aber auch mit der Chance, seinen Gegner zu tödten: das war der Entschluß der Gräfin.

Darum zeigte sie sich schon am andern Tage nach ihrer Zusammenkunft mit Oliva gegen zwei Uhr an ihrem Fenster, um der falschen Königin zu bezeichnen, es sei am Abend für sie Zeit, das Weite zu suchen.

Die Freude und zugleich den Schrecken von Oliva zu schildern, wäre nicht möglich. Nothwendigkeit, zu fliehen, bedeutete Gefahr; Möglichkeit, zu fliehen, bedeutete Rettung.

Sie sandte Jeanne einen beredten Kuß zu und traf dann ihre Vorbereitungen, wobei sie in ihr Päckchen ein wenig von den kostbaren Effecten ihres Beschützers legte.

Jeanne verschwand, nachdem sie das Signal gegeben hatte, aus ihrer Wohnung, um sich mit dem Aufsuchen des Wagens zu beschäftigen, den man mit dem theuern Geschicke von Mlle. Nicole betrauen könnte.

Und dies war dann Alles — Alles, was der neugierigste Beobachter unter den gewöhnlich bezeichnenden Merkmalen des Einverständnisses der zwei Freundinnen hätte entmengen können.

Geschlossene Vorhänge, geschlossene Fenster, spät umherirrendes Licht. Hernach irgend ein Streifen und Rauschen, einige geheimnißvolle Geräusche, einiges Umwerfen, worauf der Schatten mit dem Stillschweigen folgte.

Es schlug elf Uhr auf Saint-Paul, und der Wind des Flusses trug die düster abgemessenen Schläge bis nach der Rue Saint-Claude, als Jeanne in die Rue Saint-Louis mit einer Postchaise, bespannt mit vier kräftigen Pferden, kam.

Ein auf dem Bocke dieser Chaise sitzender, in einen Mantel gehüllter Mann bezeichnete dem Postillon die Adresse.

Jeanne zog diesen Mann am Saume seines Mantels und ließ ihn an der Ecke der Rue du Roi doré halten.

Der Mann sprach mit seiner Gebieterin.

„Der Wagen bleibe hier, mein lieber Herr Reteaux," sagte Jeanne, „eine halbe Stunde wird genügen. Ich werde Jemand hierher führen, der einsteigen wird, und Sie lassen, doppelte Trinkgelder bezahlend, nach meinem kleinen Hause in Amiens fahren."

„Ja, Frau Gräfin."

„Dort übergeben Sie diese Person meinem Meier Fontaine, welcher weiß, was er zu thun hat.“

„Ja, Madame.“

„Ich vergaß . . . Sie sind bewaffnet, mein lieber Herr Reteaux?“

„Ja, Madame.“

„Diese Dame ist von einem Narren bedroht . . . Man wird sie vielleicht unter Weges festnehmen wollen . . .“

„Was soll ich dann thun?“

„Sie werden auf Jeden, der Sie in Ihrer Fahrt aufhalten will, Feuer geben.“

„Gut, Madame.“

„Sie haben zwanzig Louisd'or Belohnung für das Bewußte von mir verlangt, ich gebe hundert dafür und bezahle die Reise, die Sie nach England machen werden, wo Sie mich vor Ablauf von drei Monaten zu erwarten haben.“

„Gut, Madame.“

„Hier sind die hundert Louisd'or. Ich sehe Sie ohne Zweifel nicht mehr, denn es ist klug für Sie, Saint-Valery zu erreichen und sich sogleich nach England einzuschiffen.“

„Zählen Sie auf mich.“

„Es ist Ihretwegen.“

„Es ist unsertwegen,“ sagte Herr Reteaux, der Gräfin die Hand küssend. „Ich warte also.“

„Und ich werde Ihnen die Dame zuschicken.“

Reteaux stieg in die Chaise an den Platz von Jeanne, und diese eilte mit leichtem Fuße in die Rue Saint-Claude und stieg die Treppe ihres Hauses hinauf.

Alles schlief in diesem unschuldigen Quartier. Jeanne zündete selbst die Kerze an, welche über den Balcon emporgehalten, für Oliva das Signal, hinabzugehen, sein sollte.

„Es ist ein Mädchen von Vorsicht,“ sagte die Gräfin zu sich selbst, als sie das Fenster dunkel sah.

Jeanne hob und senkte dreimal ihre Kerze.

Nichts. Aber es kam ihr vor, als hörte sie etwas wie einen Seufzer oder ein ja, unmerklich unter dem Blätterwerk des Fensters hervor in die Luft geschleudert.

„Sie wird ohne Zweifel hinabgehen, ohne zuvor etwas anzuzünden," sagte Jeanne zu sich; „das ist kein Uebel."

Und sie ging selbst auf die Straße hinab.

Die Thüre wurde nicht geöffnet. Oliva hatte sich ohne Zweifel mit einigen lästigen Päcken beschwert.

„Die Alberne," sagte die Gräfin murrend; „wie viel Zeit geht wegen einiger Fetzen verloren."

Nichts kam. Jeanne ging bis zu der Thüre gegenüber.

Nichts. Sie hielt ihr Ohr an die breitköpfigen eisernen Nägel und horchte.

So verging eine Viertelstunde; es schlug halb zwölf Uhr.

Jeanne schritt bis zum Boulevard, um von ferne zu sehen, ob sich die Fenster erleuchteten.

Es kam ihr vor, als sähe sie eine sanfte Helle in dem leeren Raum der Blätter unter den doppelten Vorhängen hin- und hergehen.

„Mein Gott! was macht sie! was macht sie! die kleine Elende! Sie hat vielleicht das Signal nicht gesehen."

„Auf! Muth, wir wollen wieder hinaufgehen."

Und sie stieg in der That wieder in ihre Wohnung hinauf, um noch einmal den Telegraph ihrer Kerzen spielen zu lassen.

Kein Zeichen antwortete auf die ihrigen.

„Die Schelmin," sagte Jeanne zu sich selbst, während sie voll Wuth ihre Manchetten zerknitterte, „die Schelmin muß krank sein und sich nicht rühren können. Oh! was ist daran gelegen? lebendig oder todt wird sie heute Abend abreisen."

Sie ging abermals mit der Hast einer verfolgten Löwin die Treppe hinab. Sie hielt in ihrer Hand den Schlüssel, der so oft Oliva die nächtliche Freiheit verschafft hatte.

In dem Augenblick, wo sie diesen Schlüssel in das Schloß des Hauses stecken wollte, hielt sie inne.

„Wenn Jemand oben bei ihr wäre?" dachte die Gräfin.

„Unmöglich, ich werde die Stimmen hören, und es wird noch Zeit sein, wieder herabzugehen. Wenn ich Jemand auf der Treppe begegnete . . . Oh!"

Sie wäre auf diese gefährliche Annahme hin beinahe zurückgewichen.

Das Geräusch des Stampfens ihrer Pferde auf das schallende Pflaster bestimmte sie.

„Ohne Gefahr nichts Großes," sagte Jeanne. „Mit Kühnheit nie Gefahr!"

Und sie drehte den Schlüssel in dem schwerfälligen Schloß und öffnete die Thüre.

Jeanne kannte die Oertlichkeiten; ihr Verstand würde ihr dieselben geoffenbart haben, selbst wenn sie sich, da sie jeden Abend auf Oliva wartete, nicht Rechenschaft davon gegeben hätte.

Die Treppe war links, Jeanne eilte auf die Treppe.

Kein Geräusch, kein Licht, Niemand.

Sie kam so auf den Ruheplatz der Wohnung von Nicole.

Hier, unter der Thüre, sah man einen beleuchteten Streifen; hier, hinter der Thüre, hörte man das Geräusch eines hastigen Schrittes.

Keuchend, aber ihren Athem erstickend, horchte Jeanne. Man sprach nicht. Oliva war also allein, sie ging, sie räumte ohne Zweifel zusammen.

Sie war also nicht krank und es handelte sich nur um eine Verzögerung.

Jeanne kratzte sachte an dem Holze der Thüre.

„Oliva! Oliva!" sagte sie; „Freundin! kleine Freundin!"

Die Schritte näherten sich auf dem Teppich.

„Oeffnen Sie! öffnen Sie!" sagte Jeanne hastig.

Die Thüre wurde geöffnet, eine Lichtfluth überströmte Jeanne, und diese stand einem Mann gegenüber, der einen dreiarmigen Leuchter in der Hand hielt. Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus und verbarg ihr Gesicht.

„Oliva!" sagte dieser Mann. „Sind Sie es nicht?"

Und er hob sachte den Ueberwurf der Gräfin auf.

„Die Frau Gräfin von La Mothe," rief er mit einem Tone bewunderungswürdig natürlichen Erstaunens.

„Herr von Cagliostro!" murmelte Jeanne wankend und einer Ohnmacht nahe.

Unter allen den Gefahren, welche Jeanne hatte voraussetzen können, war diese der Gräfin nie erschienen. Sie zeigte sich nicht sehr furchtbar von Anfang an, aber wenn man ein wenig nachdachte, wenn man ein wenig die düstere Miene und die tiefe Verstellung dieses seltsamen Mannes beobachtete, mußte die Gefahr schrecklich erscheinen.

Jeanne hätte bald den Kopf verloren, sie wich zurück und hatte große Lust, sich von oben die Treppe hinab zu stürzen.

Cagliostro reichte ihr artig die Hand und lud sie ein, sich zu setzen.

„Welchem Umstande habe ich die Ehre Ihres Besuches zu verdanken, Madame?" sagte er mit sicherer Stimme.

„Mein Herr . . ." stammelte die Intrigantin, die ihre Augen nicht von denen des Grafen losmachen konnte, „ich kam . . . ich suchte . . ."

„Erlauben Sie, Madame, daß ich klingle, um diejenigen von meinen Leuten zu bestrafen, welche die

Ungeschicktheit gehabt haben, eine Frau von Ihrem Rang allein eintreten zu lassen."

Jeanne zitterte und hielt den Grafen bei der Hand zurück.

„Sie müssen," fuhr dieser unstörbar fort, „Sie müssen zu diesem Tölpel von einem Deutschen gerathen sein, der mein Portier ist und sich betrinkt. Er wird Sie nicht erkannt und seine Thüre, ohne etwas zu thun, ohne etwas zu sagen, geöffnet haben, und nachdem er sie geöffnet, ist er wohl wieder eingeschlafen."

„Ich bitte, schelten Sie ihn nicht," erwiederte freier die Gräfin, welche die Falle nicht ahnete.

„Nicht wahr, er hat geöffnet, Madame?"

„Ich glaube, ja . . . Aber Sie haben mir versprochen, ihn nicht zu schelten."

„Ich werde mein Wort halten," erwiederte lächelnd der Graf. „Doch wollen Sie nun die Güte haben, sich zu erklären."

Sobald einmal die Sache so stand, sobald man Jeanne nicht mehr im Verdacht hatte, daß sie selbst die Thüre geöffnet, konnte sie über die Veranlassung ihres Besuches lügen, was sie zu thun auch nicht verfehlte.

„Ich kam," sagte sie sehr rasch, „ich kam, um Sie über gewisse Gerüchte um Rath zu fragen, die im Umlauf sind."

„Welche Gerüchte, Madame?"

„Ich bitte, bedrängen Sie mich nicht," erwiederte Jeanne sich zierend, „mein Schritt ist sehr zarter Natur."

„Suche! suche!" dachte Cagliostro; „ich habe gefunden."

„Sie sind ein Freund Seiner Eminenz des Herrn Cardinals von Rohan," sprach Jeanne.

„Ah! ah! nicht schlecht," dachte Cagliostro. „Gehe

bis an das Ende des Fadens, den ich in der Hand habe. Doch weiter, das verbiete ich Dir."

„Ich stehe in der That ziemlich gut mit Seiner Eminenz," sprach er.

„Und ich," fuhr Jeanne fort, „ich wollte mich bei Ihnen erkundigen über . . ."

„Ueber?" fragte Cagliostro mit einer Färbung von Ironie.

„Ich habe Ihnen gesagt, meine Stellung sei sehr zarter Natur, mein Herr, machen Sie keinen Mißbrauch davon. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß mir Herr von Rohan einige Zuneigung bezeigt, und ich wollte wissen, bis auf welchen Grad ich darauf zählen kann, daß . . . Ah! mein Herr, Sie lesen, wie man sagt, in der dichtesten Finsterniß der Geister und der Herzen."

„Noch ein wenig Helle, Madame, damit ich besser in der Finsterniß Ihres Herzens und Ihres Geistes zu lesen vermag."

Mein Herr! man sagt, Seine Eminenz liebe anderswo . . . Seine Eminenz liebe hohen Ortes . . . Man sagt sogar . . ."

Hier heftete Cagliostro auf Jeanne, welche beinahe rückwärts gefallen wäre, einen Blick voll von Blitzen.

„Madame," sagte er, „ich lese in der That in der Finsterniß; aber um gut zu lesen, muß ich unterstützt werden. Wollen Sie auf folgende Fragen antworten:

„Wie kommt es, daß Sie mich hier aufgesucht haben? Ich wohne nicht hier."

Jeanne bebte.

„Wie sind Sie hier hereingekommen? Denn es gibt weder einen Portier, noch Bedienten in diesem Theil des Hotels.

„Und wenn Sie nicht mich suchten, wen suchten Sie dann?

„Sie antworten mir nicht?" sagte Cagliostro zu

der zitternden Gräfin; „ich will also ihren Verstand unterstützen.

„Sie sind mit einem Schlüssel hereingekommen, den ich hier in Ihrer Tasche fühle.

„Sie wollten hier eine junge Frau aufsuchen, die ich aus reiner Gutmüthigkeit bei mir verbarg."

Jeanne schwankte wie ein entwurzelter Baum.

„Und wenn dem so wäre?" sprach sie ganz leise, „welches Verbrechen hätte ich begangen? Ist es einer Frau nicht erlaubt, eine andere Frau zu besuchen? Haben Sie die Güte, sie zu rufen, sie wird Ihnen sagen, ob unsere Freundschaft nicht zuzugestehen ist..."

„Madame," unterbrach sie Cagliostro, „Sie sagen mir das, weil Sie wohl wissen, daß sie nicht mehr hier ist."

„Daß sie nicht mehr hier ist!..." rief Jeanne erschrocken. „Oliva ist nicht mehr hier?"

„Oh!" versetzte Cagliostro, „Sie wissen vielleicht nicht, daß sie abgereist ist, Sie, die Sie bei der Entführung geholfen haben?"

„Bei der Entführung! ich!" rief Jeanne, die wieder Hoffnung faßte. „Man hat sie entführt, und Sie beschuldigen mich?"

„Ich thue mehr, ich überweise Sie," sprach Cagliostro.

„Beweisen Sie!" rief unverschämt die Gräfin.

Cagliostro nahm ein Papier vom Tisch und zeigte es ihr:

„Mein Herr und edler Gönner," sagte das an Cagliostro gerichtete Billet, „verzeihen Sie mir, daß ich Sie verlasse; doch vor Allem liebte ich Herrn Beausire; er kommt, er entführt mich, ich folge ihm. Leben Sie wohl. Empfangen Sie den Ausdruck meiner Dankbarkeit."

„Beausire!..." sagte Jeanne wie versteinert, „Beausire... Er, der die Adresse von Oliva nicht wußte!"

„Oh! doch, Madame," erwiederte Cagliostro, indem er ihr ein zweites Papier zeigte, das er aus seiner Tasche zog; „sehen Sie, ich habe dieses Papier auf der Treppe aufgehoben, als ich hierherkam, um meinen täglichen Besuch zu machen. Dieses Papier wird aus der Tasche von Herrn Beausire gefallen sein."

Die Gräfin las bebend:

„Herr von Beausire wird Mademoiselle Oliva in der Rue Saint-Claude, an der Ecke des Boulevard, finden. Er wird sie finden und auf der Stelle wegführen. Es ist Zeit."

„Oh!" machte die Gräfin, das Papier zerknitternd.

„Und er hat sie weggeführt," sprach kalt Cagliostro.

„Aber wer hat dieses Billet geschrieben?"

„Sie augenscheinlich, Sie, die aufrichtige Freundin von Oliva."

„Aber wie ist er hier hereingekommen?" rief Jeanne, indem sie voll Wuth den unempfindlichen Grafen anschaute.

„Kann man nicht mit Ihrem Schlüssel eintreten?" fragte Cagliostro.

„Da ich ihn habe, hat ihn Herr Beausire nicht."

„Wenn man einen Schlüssel hat, kann man auch zwei haben," erwiederte Cagliostro, der Gräfin in's Gesicht schauend.

„Sie haben da überweisende Stücke," erwiederte langsam die Gräfin, „während ich nur Verdacht habe."

„Oh! ich habe auch, und zwar einen Verdacht, der so viel werth ist, als der Ihrige, Madame."

So sprechend, entließ er sie mit einer unmerklichen Geberde.

Sie zögerte nicht, hinabzugehen, doch diese verödete Treppe entlang, die, als sie heraufgegangen, finster gewesen war, fand sie zwanzig Kerzen angezündet und zwanzig Bedienten aufgestellt, vor denen sie Cagliostro

laut und zu wiederholten Malen Frau Gräfin von La Mothe nannte.

Sie trat aus dem Hause, Wuth und Rache schnaubend, wie der Basilisk Feuer und Gift schnaubt.

LXXII.

Der Brief und der Empfangschein.

Am Tage nachher war die letzte Frist der von der Königin selbst den Juwelieren Böhmer und Bossange bestimmten Bezahlung.

Da das Schreiben Ihrer Majestät Vorsicht empfahl, so warteten sie, bis ihnen die fünfmal hundert tausend Livres gebracht würden.

Und da es bei allen Kaufleuten, so reich sie auch sein mögen, eine wichtige Sache um einen Einzug von fünfmal hundert tausend Livres ist, so hielten die Associés einen Empfangschein von der schönsten Handschrift des Hauses bereit.

Der Schein blieb unnütz: Niemand kam, um ihn gegen die fünfmal hundert tausend Livres auszutauschen.

Die Nacht verging sehr grausam für die Juweliere in der Erwartung eines beinahe unwahrscheinlichen Boten. Doch die Königin hatte so außerordentliche Ideen; sie mußte sich verbergen: ihr Bote würde vielleicht erst nach Mitternacht kommen.

Die Morgenröthe des andern Tages enttäuschte Böhmer und Bossange in ihren Chimären. Böhmer faßte seinen Entschluß, und begab sich nach Versailles in einem Wagen, in dessen Hintergrund sein Associé auf ihn wartete.

Er verlangte bei der Königin eingeführt zu werden. Man antwortete ihm, wenn er nicht einen Audienzbrief hätte, könnte es nicht sein.

Erstaunt, unruhig, blieb er beharrlich, und da er seine Leute kannte, da er das Talent hatte, da und dort in den Vorzimmern einen kleinen, für ihn unnützen Stein anzubringen, so begünstigte man ihn so, daß man ihn auf den Weg Ihrer Majestät stellte, wenn sie von ihrem Spaziergange in Trianon zurückkommen würde.

Noch ganz bebend von ihrer Zusammenkunft mit Charny, wo sie sich zur Liebenden gemacht hatte, ohne Geliebte zu werden, kehrte in der That Marie Antoinette, das Herz voll Freude und den Geist ganz strahlend, zurück, als sie das ein wenig zerknirschte, jedoch ehrfurchtsvolle Gesicht von Böhmer erblickte.

Sie lächelte ihm zu, was er auf die glücklichste Weise deutete, und er wagte es, um einen Augenblick Audienz zu bitten; die Königin bewilligte ihm dies auf zwei Uhr, das heißt, nach ihrem Mittagsmahle. Er überbrachte diese vortreffliche Kunde Boffange; dieser wartete auf ihn in einem Wagen; an einem Flusse leidend, hatte er Ihrer Majestät kein unfreundliches Gesicht zeigen wollen.

„Es ist kein Zweifel,“ sagten sie zu einander, indem sie sich die geringsten Geberden, die kleinsten Worte von Marie Antoinette auslegten, „es unterliegt keinem Zweifel, Ihre Majestät hat in ihrer Schublade die Summe, die sie gestern noch nicht bekommen konnte; sie hat gesagt, um zwei Uhr, weil sie um zwei Uhr allein sein wird.“

Und sie fragten sich, wie die Kameraden in der Fabel, ob sie die Summe in Billets, in Gold, oder in Silber wegbringen würden.

Es schlug zwei Uhr, der Juwelier war an seinem Posten, man führte ihn in das Boudoir Ihrer Majestät ein.

„Was haben Sie wieder, Böhmer,“ fragte die Königin, sobald sie ihn von fern erblickte, „wollen Sie mir von Juwelen sprechen? Sie wissen, Sie haben Unglück?“

Böhmer glaubte, es sei irgend Jemand verborgen, die Königin befürchte, gehört zu werden. Er nahm also eine Miene des Einverständnisses an und erwiederte umherschauend:

„Ja, Madame!"

„Was suchen Sie da?" sagte die Königin erstaunt.

Ein wenig bedrückt durch diese Verstellung, antwortete er nichts.

„Dasselbe Geheimniß, wie neulich; ein Geschmeide zu verkaufen," fuhr die Königin fort; „ein unvergleichliches Stück? Oh! erschrecken Sie nicht so; es ist Niemand hier, der uns hören könnte."

„Dann . . ." murmelte Böhmer.

„Nun, dann! was?"

„Dann darf ich Ihrer Majestät sagen . . ."

„Sagen Sie geschwinde, mein lieber Böhmer."

Der Juwelier näherte sich mit einem anmuthigen Lächeln und sprach, seine etwas gelben, aber ganz wohlwollenden Zähne zeigend:

„Ich darf Ihrer Majestät sagen, daß die Königin uns gestern vergessen hat."

„Vergessen! worin?" fragte die Königin erstaunt.

„Darin, daß gestern der . . . Termin war . . ."

„Der Termin? . . . welcher Termin?"

„Oh! ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, wenn ich mir erlaube . . . Ich weiß wohl, daß es eine Unbescheidenheit ist. Vielleicht ist die Königin nicht vorbereitet. Das wäre ein großes Unglück; aber . . ."

„Ah! Böhmer, ich begreife nicht ein Wort von Allem, was Sie mir da sagen. Erklären Sie sich doch, mein Lieber."

„Eure Majestät hat es aus dem Gedächtniß verloren, das ist ganz natürlich, mitten unter allen den Sorgen und Geschäften."

„Was habe ich aus dem Gedächtniß verloren?"

„Es war gestern der erste Termin der Bezahlung des Halsbandes," antwortete Böhmer schüchtern.

„Sie haben also Ihr Halsband verkauft?"

„Aber . . ." versetzte Böhmer, der die Königin ganz erstaunt anschaute, „aber mir scheint, ja."

„Und diejenigen, an welche Sie es verkauft, haben Sie nicht bezahlt, mein armer Böhmer; das ist schlimm. Diese Leute müssen es machen, wie ich es gemacht habe; wenn sie das Halsband nicht kaufen können, so müssen sie Ihnen dasselbe zurückgeben und Ihnen die Abschlagszahlung überlassen."

„Wie beliebt?" stammelte der Juwelier, welcher schwankte, dem unvorsichtigen Reisenden ähnlich, der einen Sonnenstich auf den Kopf bekommen. „Was erweist mir Ihre Majestät die Ehre zu sagen?"

„Mein armer Böhmer, ich sage, wenn Ihnen zehn Käufer Ihr Halsband zurückgeben, wie ich es Ihnen zurückgegeben habe, das heißt, indem sie Ihnen zweimal hundert tausend Livres Reukauf lassen, so haben Sie zwei Millionen nebst dem Halsband."

„Eure Majestät . . ." rief Böhmer, von Schweiß triefend, „Eure Majestät sagt wohl, sie habe mir das Halsband zurückgegeben?"

„Ja wohl, ich sage das," erwiederte die Königin ganz ruhig. „Was haben Sie?"

„Wie!" fuhr der Juwelier fort. „Eure Majestät leugnet, das Halsband gekauft zu haben?"

„Ah! was für eine Komödie spielen wir da," sprach die Königin mit strengem Tone. „Ist dieses verdammte Halsband bestimmt, immer Jemand den Kopf verlieren zu machen?"

„Aber," versetzte Böhmer, an allen seinen Gliedern zitternd, „mir schien, als hätte ich von dem Munde Eurer Majestät selbst gehört, Sie haben mir zurückgegeben. Eure Majestät hat gesagt, das Diamanthalsband zurückgegeben."

Die Königin schaute Böhmer, die Arme kreuzend, an und sprach:

„Zum Glücke habe ich hier etwas, womit ich Ihr

Gedächtniß auffrischen kann, denn Sie sind ein sehr vergeßlicher Mensch, Herr Böhmer, um Ihnen nichts Unangenehmeres zu sagen."

Sie ging gerade auf einen Arbeitstisch zu, zog aus demselben ein Papier hervor, öffnete es, durchflog es und reichte es dann langsam dem unglücklichen Böhmer.

„Der Styl ist ziemlich klar, wie mir scheint," sagte sie. Und sie setzte sich, um den Juwelier, während er las, besser anzuschauen.

Das Gesicht von diesem drückte zuerst die völligste Ungläubigkeit und dann stufenweise den furchtbarsten Schrecken aus.

„Nun!" sagte die Königin, „Sie erkennen diesen Schein, der in so guter Form bezeugt, daß Sie das Halsband zurückerhalten; und wenn Sie nicht auch vergessen haben, daß Sie Böhmer heißen . . ."

„Aber, Madame," stammelte Böhmer, zugleich vor Wuth und Angst erstickend, „ich habe diesen Schein nicht unterzeichnet."

Die Königin wich, den Juwelier mit ihren flammenden Augen niederschmetternd, zurück und rief:

„Sie leugnen!"

„Durchaus . . . Ich habe, und müßte ich für meine Freiheit mein Leben lassen, das Halsband nie zurückerhalten, diesen Schein nie unterzeichnet. Wäre der Block hier, stünde der Henker hier, ich würde abermals wiederholen: nein, Eure Majestät, dieser Empfangschein ist nicht von mir."

„Mein Herr," sagte die Königin leicht erbleichend, „dann habe ich Sie also betrogen, dann habe ich also Ihr Halsband?"

Böhmer suchte in seinem Portefeuille und zog ein Papier heraus, das er ebenfalls der Königin überreichte.

„Madame," sagte er mit ehrerbietiger, aber durch die Aufregung bebender Stimme; „ich glaube nicht, daß Eure Majestät, wenn sie mir das Halsband hätte

zurückgeben wollen, diese Schuldurkunde hier geschrieben haben würde."

„Aber was für ein Fetzen ist denn das?" rief die Königin. „Ich habe das nicht geschrieben! Ist das meine Handschrift?"

„Es ist unterzeichnet," entgegnete Böhmer zernichtet.

„Marie Antoinette von Frankreich ... Sie sind verrückt! bin ich von Frankreich? Bin ich nicht Erzherzogin von Oesterreich? Ist es nicht albern, daß ich das geschrieben haben soll? Gehen Sie doch, Herr Böhmer, die Falle ist zu plump, sagen Sie das Ihren Fälschern."

„Meinen Fälschern ..." stammelte der Juwelier, der beinahe in Ohnmacht fiel, als er diese Worte hörte. „Eure Majestät hat mich, Böhmer, im Verdacht?"

„Sie haben wohl mich, Marie Antoinette, im Verdacht?" versetzte Marie Antoinette voll Stolz.

„Aber diese Schrift," entgegnete abermals der Juwelier, auf das Papier deutend, das sie immer noch in ihren Händen hielt.

„Und dieser Empfangschein?" sagte sie, auf das Papier deutend, das er nicht von sich gelassen hatte.

Böhmer war genöthigt, sich auf einen Lehnstuhl zu stützen; der Boden wirbelte unter ihm. Er athmete die Luft in großen Wogen ein, und die Purpurfarbe des Schlags ersetzte die Leichenbläße der Ohnmacht.

„Geben Sie mir meinen Schein zurück," sagte die Königin, „ich halte ihn für gut, und nehmen Sie Ihre Schrift, unterzeichnet Antoinette von Frankreich, der Staatsanwalt wird Ihnen sagen, was das werth ist."

Und sie warf ihm die Verschreibung zu, nachdem sie ihm den Schein aus den Händen gerissen hatte, wandte sich um, ging in ein anstoßendes Zimmer, und überließ sich allein den Unglücklichen, der gar keinen Gedanken mehr hatte und, gegen jede Etiquette, in einen Lehnstuhl sank. Nach einigen Minuten jedoch, in denen er sich wieder ein wenig erholte, stürzte er

ganz betäubt aus dem Gemach und suchte Bossange auf, dem er das Abenteuer so erzählte, daß er bei seinem Associé in Verdacht gerieth.

Doch er wiederholte so gut und so oft seine Aussage, daß Bossange anfing, seine Perrücke auszureißen, während Böhmer seine Haare ausriß, was für die Vorübergehenden, die ihren Blick in den Wagen tauchten, zugleich das schmerzlichste und komischste Schauspiel war.

Da man jedoch nicht einen ganzen Tag im Wagen zubringen kann, da man, nachdem man sich Haare oder Perrücke ausgerissen, die Hirnschale findet, und da unter der Hirnschale Gedanken sind oder sein sollen, so fanden die zwei Juweliere für gut, sich zu verbinden, um, wenn es möglich wäre, die Thüre der Königin zu sprengen und etwas einer Erklärung Aehnliches zu erlangen.

Sie gingen nach dem Schlosse zu, in einem Zustand, daß sie Mitleid erregen mußten, als ihnen einer von den Officianten der Königin begegnete, der den Einen oder den Andern von ihnen zu berufen hatte. Man denke sich ihre Freude und den Eifer, mit dem sie gehorchten.

Sie wurden ohne Verzug eingeführt.

LXXIII.

König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht, Rohan bin ich.

Die Königin schien ungeduldig zu warten; sie rief auch, sobald sie die Juweliere erblickte:

„Ah! hier ist Herr Bossange; Sie haben Verstärkung genommen, Böhmer, desto besser.“

Böhmer hatte nichts zu sagen; er dachte viel.

Das Beste, was man in einem solchen Falle thun kann, ist, durch die Geberde zu verfahren; Böhmer warf sich Marie Antoinette zu Füßen.

Die Geberde war ausdrucksvoll.

Bossange ahmte ihn als sein Associé nach.

„Meine Herren,“ sprach die Königin, „ich bin nun ruhig und werde mich nicht mehr ärgern. Es ist mir überdies ein Gedanke gekommen, der meine Gefühle in Beziehung auf Sie ändert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir, Sie und ich, bei dieser Angelegenheit durch ein kleines Geheimniß hintergangen worden sind, . . . welches kein Geheimniß mehr für mich ist.“

„Ah! Madame,“ rief Böhmer, begeistert durch diese Worte der Königin, „Sie haben mich also nicht mehr im Verdacht, daß ich . . . Oh! es ist abscheulich auszusprechen, das Wort Fälscher . . .“

„Es ist eben so hart für mich, dasselbe zu hören, als für Sie, es auszusprechen,“ erwiederte die Königin, „nein, ich habe Sie nicht mehr im Verdacht.“

„Eure Majestät hat aber Jemand im Verdacht?“

„Beantworten Sie mir meine Fragen. Sie sagen, Sie haben die Diamanten nicht mehr?“

„Wir haben sie nicht mehr,“ antworteten gleichzeitig die Juweliere.

„Es hat für Sie keinen Werth, zu erfahren, wem ich das Geschmeide für Sie übergeben habe, das ist meine Sache . . . Haben Sie . . . die Frau Gräfin von La Mothe nicht gesehen?“

„Verzeihen Sie, Madame, wir haben sie gesehen.“

„Und sie hat Ihnen nichts . . . in meinem Auftrage übergeben?“

„Nein, Madame, die Frau Gräfin hat uns nur gesagt: „„Warten Sie.““

„Wer hat Ihnen aber die Verschreibung von mir überbracht?“

„Die Verschreibung? . . .“ erwiederte Böhmer; „das Papier, das Eure Majestät in den Händen gehabt

hat, ist uns in der Nacht von einem unbekannten Boten überbracht worden."

Und er zeigte die falsche Schrift.

„Ah! ah!" rief die Königin, „gut; Sie sehen, daß die Schrift nicht unmittelbar von mir kommt."

Sie läutete; ein Bedienter erschien.

„Man lasse die Frau Gräfin von La Mothe zu mir rufen," sprach die Königin ruhig.

„Und," fuhr sie dann mit derselben Ruhe fort, „Sie haben Niemand gesehen, Sie haben Herrn von Rohan nicht gesehen?"

„Herrn von Rohan? Doch, Madame, er hat uns besucht und sich erkundigt . . ."

„Sehr gut; gehen wir nicht weiter; sobald der Herr Cardinal von Rohan abermals bei dieser Angelegenheit betheiligt ist, hätten Sie Unrecht, zu verzweifeln. Ich errathe. Als Frau von La Mothe das Wort: Warten Sie! zu Ihnen sagte, wollte sie . . . Nein, ich errathe nichts, ich will nichts errathen . . . Suchen Sie nur den Herrn Cardinal auf und erzählen Sie ihm, was Sie mir gesagt haben; verlieren Sie keine Zeit und fügen Sie bei, ich wisse Alles."

Wiederbelebt durch diese kleine Flamme der Hoffnung, wechselten die Juweliere unter einander einen minder ängstlichen Blick.

Bossange allein, der sein Wort anbringen wollte, wagte es, leise zu sagen, die Königin habe jedoch einen falschen Empfangschein in ihren Händen, und eine Fälschung sei ein Verbrechen.

Marie Antoinette faltete die Stirne und erwiederte:

„Es ist wahr, wenn Sie das Halsband nicht zurückerhalten haben, so bildet diese Schrift eine Fälschung. Doch um die Fälschung nachzuweisen, ist es unerläßlich, daß ich Sie mit der Person confrontire, die ich Ihnen die Diamanten zurückzugeben beauftragt habe."

„Wann Eure Majestät will," rief Bossange, „wir scheuen das Licht nicht, wir ehrlichen Handelsleute."

„Dann holen Sie das Licht beim Herrn Cardinal, er allein kann Ihnen in dieser ganzen Sache Aufklärung geben."

„Und Eure Majestät erlaubt uns, ihr die Antwort zu überbringen?" fragte Böhmer.

„Ich werde vor Ihnen unterrichtet sein," erwiederte die Königin, „und i ch werde Sie aus dieser Verlegenheit ziehen. Gehen Sie."

Sie entließ die Juweliere, und als sie weggegangen waren, gab sie sich ihrer ganzen Unruhe hin und schickte Eilboten auf Eilboten an Frau von La Mothe.

Wir werden ihr nicht in allen ihren Nachforschungen und in allen Vermuthungen folgen, wir verlassen sie im Gegentheil, um rascher mit den Juwelieren der so sehr ersehnten Wahrheit entgegenzulaufen.

Der Cardinal war zu Hause und las mit einer unbeschreiblichen Wuth ein Briefchen, das ihm Frau von La Mothe so eben, wie sie sagte, von Versailles geschickt hatte. Der Brief war hart und benahm dem Cardinal jede Hoffnung; er forderte ihn auf, an nichts mehr zu denken; er verbot ihm, vertraulich in Versailles wiederzuerscheinen; er appellirte an seine Biederkeit, daß er unmöglich gewordene Verbindungen nicht wieder anzuknüpfen suche.

Der Prinz schäumte, während er diesen Brief noch einmal las; er buchstabirte die Charaktere einen um den andern; er schien von dem Papier Rechenschaft über die Härten zu verlangen, mit denen ihn eine grausame Hand belastete.

„Coquette, launenhaft, treulos!" rief er in seiner Verzweiflung, „oh! ich werde mich rächen!"

Er häufte sodann alle Armseligkeiten auf, welche die schwachen Herzen in ihren Liebesschmerzen erleichtern, aber die nicht von der Eigenliebe heilen.

„Hier," sagte er, „hier sind vier Briefe, die sie mir geschrieben hat, und von denen der eine immer ungerechter ist, als der andere. Sie hat mich aus

Laune genommen! Das ist eine Demüthigung, die ich ihr kaum verzeihen würde, wenn sie mich nicht einer neuen Laune opferte."

Und der getäuschte Unglückliche las abermals mit der Inbrunst der Hoffnung alle diese in ihrer Strenge durch einen Bogen von unbarmherzigen Verhältnissen gestützten Briefe.

Der letzte war ein Meisterwerk barbarischer Grausamkeit, das Herz des armen Cardinals war davon gleichsam durchlöchert, und dennoch liebte er in einem Grade, daß er sich, aus Widerspruchsgeist, daran ergötzte, wieder und wieder diese ihm, nach der Angabe von Frau von La Mothe, aus Versailles überbrachten kalten Unbarmherzigkeiten zu lesen.

In diesem Augenblick erschienen die Juweliere in seinem Hotel. Er war sehr erstaunt, daß sie, trotz des Verbots, so hartnäckig Einlaß bei ihm begehrten. Dreimal jagte er seinen Kammerdiener hinaus, der zum vierten Mal seinen Angriff mit der Aeußerung erneuerte, die Herren Böhmer und Bossange haben erklärt, sie würden nur weggehen, wenn man sie durch Gewalt dazu zwänge.

„Was soll das bedeuten?" dachte der Cardinal. „Sie mögen eintreten."

Sie traten ein. Die verstörten Gesichter zeugten von dem heftigen Kampf, den sie moralisch und körperlich auszustehen gehabt hatten. Waren die Unglücklichen bei einem von den Kämpfen Sieger geblieben, so hatten sie dagegen in dem andern eine Niederlage erlitten. Nie waren mehr aus dem Geleise gebrachte Köpfe berufen gewesen, vor einem Kirchenfürsten zu functioniren.

„Vor Allem," rief der Cardinal, als er sie sah, „was soll diese Brutalität, meine Herren Juweliere? ist man Ihnen etwas schuldig?"

Der Ton dieses Eingangs verwandelte die zwei Associés vor Schrecken in Eis.

„Fangen die Scenen von dort wieder an?" sagte Böhmer aus dem Augenwinkel zu seinem Verbündeten.

„Oh! nein, nein," erwiederte der Letztere, indem er seine Perrücke mit einer sehr kriegerischen Bewegung zurecht richtete, „ich, meinerseits, bin auf alle Stürme gefaßt."

Und er machte einen fast drohenden Schritt, während der klügere Böhmer zurückblieb.

Der Cardinal hielt sie für Narren und sagte es ihnen unumwunden.

„Monseigneur," sprach Böhmer in seiner Verzweiflung, jede Sylbe mit einem Seufzer zerhackend, „Gerechtigkeit! Barmherzigkeit! verschonen Sie uns mit Ihrer Wuth und zwingen Sie uns nicht, die Achtung gegen den größten, erhabensten Fürsten zu verletzen."

„Meine Herren," sagte der Cardinal, „entweder sind Sie keine Narren, und dann wird man Sie zum Fenster hinauswerfen, oder Sie sind Narren, und dann wirft man Sie ganz einfach vor die Thüre. Wählen Sie."

„Monseigneur, wir sind keine Narren, wir sind bestohlen!"

„Was geht das mich an; ich bin nicht Polizeilieutenant."

„Aber Sie haben das Halsband in Ihren Händen gehabt, Monseigneur," entgegnete Böhmer schluchzend. „Sie werden gerichtliche Aussage machen. Sie werden . . ."

„Ich habe das Halsband gehabt?" versetzte der Prinz. „Das Halsband ist also gestohlen worden?"

„Ja, Monseigneur."

„Nun! was sagt die Königin?" rief der Cardinal, mit einer Bewegung lebhafter Theilnahme.

„Die Königin hat uns zu Ihnen geschickt, Monseigneur."

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihrer Majestät. Doch was kann ich hiebei machen, meine armen Leute?"

„Sie vermögen Alles, Monseigneur; Sie können sagen, was man damit gethan hat."

„Ich?"

„Gewiß."

„Mein lieber Herr Böhmer, Sie könnten diese Sprache gegen mich führen, wenn ich bei der Räuberbande wäre, die der Königin das Halsband gestohlen hat."

„Nicht der Königin ist das Halsband gestohlen worden."

„Mein Gott! wem denn?"

„Die Königin leugnet, es in ihrem Besitze gehabt zu haben."

„Wie! sie leugnet?" sagte zögernd der Cardinal; „Sie haben doch eine Handschrift von ihr?"

„Sie sagt, die Handschrift sei falsch."

„Ah! meine Herren, Sie verlieren den Kopf!" rief der Cardinal.

„Ist es wahr?" sagte Böhmer zu Bossange, und dieser antwortete mit einer dreifachen Beipflichtung.

„Die Königin," sprach der Cardinal, „die Königin hat geleugnet, weil Jemand bei ihr war, als Sie mit ihr sprachen."

„Niemand, Monseigneur, doch das ist noch nicht Alles."

„Was denn noch?"

„Die Königin hat nicht nur geleugnet, sie hat nicht nur behauptet, die Verschreibung sei falsch; sondern sie hat uns auch einen Schein von uns gezeigt, in dem bezeugt wird, daß wir das Halsband zurückgenommen haben."

„Einen Schein von Ihnen? . . . Und dieser Schein?"

„Ist falsch, wie der andere; Sie wissen das wohl, Herr Cardinal."

„Falsch ... Zwei Fälschungen ... Und Sie sagen, ich wisse das wohl?"

„Sicherlich, da Sie gekommen sind, um uns in dem zu bestätigeen, was uns Frau von La Mothe gesagt hatte; denn Sie, Sie wußten, daß wir das Halsband wirklich verkauft hatten, und daß es in den Händen der Königin war."

„Ah! ah!" sagte der Cardinal, während er mit einer Hand über seine Stirn fuhr, das sind, wie mir scheint, sehr ernste Dinge. Verständigen wir uns ein wenig. Meine Operationen mit Ihnen waren folgende."

„Gut, Monseigneur,"

„Zuerst durch mich für Rechnung Ihrer Majestät gemachter Ankauf eines Halsbandes, auf welches ich Ihnen zweimal hundert und fünfzig tausend Livres bezahlt habe."

„Das ist wahr, Monseigneur."

„Dann von der Königin unmittelbar unterschriebener Verkauf, Sie haben mir das wenigstens gesagt, mit Terminen durch sie bestimmt und auf die Verantwortlichkeit ihrer Unterschrift?"

„Ihrer Unterschrift ... Sie sagen, es sei die Unterschrift der Königin, nicht wahr, Monseigneur?"

„Zeigen Sie sie mir!"

„Hier ist sie."

Die Juweliere zogen die Verschreibung aus ihrem Portefeuille. Der Cardinal warf einen Blick darauf.

„Ei! Sie sind Kinder!" rief er. „Marie Antoinette von Frankreich ... Ist die Königin nicht eine Tochter des Hauses Oesterreich? Sie sind betrogen: die Schrift und die Unterzeichnung, Alles ist falsch!"

„Aber Frau von La Mothe muß den Fälscher und den Dieb kennen." riefen die Juweliere ganz außer sich.

Die Wahrheit dieser Behauptung wirkte schlagend auf den Cardinal.

„Rufen wir Frau von La Mothe," sagte er sehr beunruhigt.

Und er läutete, wie es die Königin gethan hatte.

Seine Leute stürzten zur Verfolgung von Jeanne fort, deren Wagen noch nicht fern sein konnte.

Die Herren Böhmer und Bossange kauerten sich indessen, wie Hasen im Lager, in die Versprechungen der Königin und wiederholten:

„Wo ist das Halsband? wo ist das Halsband?"

„Sie werden mich taub machen," sagte der Cardinal sehr ärgerlich. Weiß ich, wo Ihr Halsband ist? Ich habe es selbst der Königin übergeben, mehr weiß ich nicht."

„Das Halsband, wenn wir kein Geld bekommen! das Halsband!" wiederholten die zwei Kaufleute.

„Meine Herren, das geht mich nichts an," schrie der Cardinal außer sich und nahe daran, seine zwei Gläubiger aus der Thüre zu werfen.

„Frau von La Mothe, die Frau Gräfin," schrieen Böhmer und Bossange, heiser durch ihr verzweifeltes Gejammer, „sie ist es, die uns zu Grunde gerichtet hat."

„Frau von La Mothe ist von einer Redlichkeit, welche zu verdächtigen ich Ihnen verbiete, wenn Sie nicht in meinem Hause krumm und lahm geschlagen werden wollen."

„Ein Schuldiger ist doch da," entgegnete Böhmer mit kläglichem Tone, „diese zwei Fälschungen sind von Jemand gemacht worden?"

„Etwa von mir?" rief Herr von Rohan hoffärtig.

„Monseigneur, das wollen wir gewiß nicht sagen."

„Nun also?"

„Monseigneur, im Namen des Himmels, eine Erklärung."

„Warten Sie, bis ich selbst eine habe."

„Aber, Monseigneur, was sollen wir der Königin antworten? denn Ihre Majestät schreit ebenso laut gegen uns."

„Und was sagt sie?"

„Die Königin sagt, Sie oder Frau von La Mothe haben das Halsband, nicht sie."

„Wohl denn!" sprach der Cardinal, bleich vor Scham und Zorn, „sagen Sie der Königin, daß . . . Nein, sagen Sie ihr nichts . . . Genug des Aergernisses. Doch morgen . . . morgen, hören Sie, halte ich das Amt in der Kapelle von Versailles; kommen Sie, Sie werden sehen, wie ich mich der Königin nähere, wie ich sie frage, ob sie das Halsband nicht in ihrem Besitze habe, und Sie werden dann hören, was sie antwortet; leugnet sie mir gegenüber, dann, meine Herren, bin ich Rohan, und ich werde bezahlen!"

Und nach diesen Worten, die er mit einer Größe sprach, von der die einfache Prosa keinen Begriff geben kann, entließ der Prinz die zwei Kaufleute, und diese gingen rückwärts, sich mit den Ellenbogen berührend, hinaus.

„Morgen also," stammelte Böhmer noch, „nicht wahr, Monseigneur?"

„Morgen Vormittag um elf Uhr in der Kapelle von Versailles," antwortete der Cardinal.

LXXIV.

Fechtkunst und Diplomatie.

Am andern Tag gegen zehn Uhr kam in Versailles ein Wagen mit dem Wappen von Herrn von Breteuil an.

Diejenige von unsern Lesern, welche sich der Geschichte

von Balsamo und von Gilbert erinnern, werden nicht vergessen haben, daß Herr von Breteuil, ein Nebenbuhler und persönlicher Feind von Herrn von Rohan, seit langer Zeit auf jede Gelegenheit lauerte, um seinem Feinde einen tödtlichen Schlag beizubringen.

Die Diplomatie ist der Fechtkunst in der Hinsicht sehr überlegen, daß bei letzterer Wissenschaft ein Gegenstoß in einer Secunde gegeben sein muß, während die Diplomaten fünfzehn Jahre und mehr, wenn es sein muß, haben, um den Schlag, den sie zurückgeben, zu combiniren und so tödtlich als möglich zu machen.

Herr von Breteuil hatte den König eine Stunde vorher um eine Audienz bitten lassen, und er fand Seine Majestät, als sie sich gerade ankleiden ließ, um zur Messe zu gehen.

„Ein herrliches Wetter!" sagte Ludwig XVI. ganz heiter, als der Diplomat in sein Cabinet eintrat, „ein wahres Mariä-Himmelfahrts-Wetter; sehen Sie, es ist keine Wolke mehr zu erschauen."

„Sire, ich bin trostlos, daß ich Ihrer Ruhe eine Wolke bringen muß," erwiederte der Minister.

„Oh!" rief der König, dessen heitere Miene sich verdüsterte, „der Tag fängt schlimm an; was gibt es?"

„Sire, ich bin sehr in Verlegenheit, wie ich Ihnen das erzählen soll, um so mehr, als es nicht zum Geschäftskreise meines Ministeriums gehört. Es ist eine Art von Diebstahl, und das wäre eine Sache des Polizeilieutenants."

„Ein Diebstahl! . . . Sie sind Siegelbewahrer, und die Diebe begegnen am Ende immer der Justiz."

„Wohl, Sire, vernehmen Sie, wie sich die Sache verhält: Eure Majestät hat wohl von einem Diamantenhalsband sprechen hören?"

„Das von Herrn Böhmer?"

„Ja, Sire."

„Das, welches die Königin ausgeschlagen hat?"

„Ganz richtig."

„Eine Zurückweisung, die mir ein schönes Schiff eingetragen hat, den Suffren," sagte der König, sich die Hände reibend.

„Nun, Sire," sprach der Baron von Breteuil, unempfindlich für alles Schlimme, was er zu thun im Begriffe war, „dieses Halsband ist gestohlen worden."

„Ah! das ist ein Unglück!" rief der König. „Es war theuer, doch die Diamanten sind kennbar. Sie zerschneiden hieße die Frucht des Diebstahls verlieren. Man wird sie ganz lassen, und die Polizei wird sie wieder auffinden . . ."

„Sire," unterbrach der Baron von Breteuil, „das ist kein gewöhnlicher Diebstahl. Es vermischen sich damit Gerüchte."

„Gerüchte? wie soll ich das verstehen?"

„Sire, man behauptet, die Königin habe das Halsband behalten."

„Wie, behalten? In meiner Gegenwart hat sie es ausgeschlagen, ohne es nur anschauen zu wollen. Albernheiten, Tollheiten, Baron; die Königin hat das Halsband nicht behalten."

„Sire, ich habe mich nicht des geeigneten Wortes bedient; die Verleumdungen sind stets so blind in Beziehung auf Fürsten, daß der Ausdruck für königliche Ohren zu verletzend ist. Das Wort behalten . . ."

„Ah! Herr von Breteuil," sprach mit einem Lächeln der König, „ich denke, man behauptet nicht, die Königin habe das Halsband gestohlen."

„Nein," erwiederte lebhaft Herr von Breteuil, „man sagt, die Königin habe den von ihr abgebrochenen Handel wieder aufgenommen; man sagt, und ich brauche Eurer Majestät nicht zu wiederholen, wie sehr meine Ehrfurcht und meine Ergebenheit diese schändlichen Muthmaßungen verachten, man sagt, die Juweliere haben von Ihrer Majestät der Königin einen Schein, in welchem bezeugt sei, daß sie das Halsband behalte."

Der König erbleichte.

„Man sagt das?" wiederholte er. „Was sagt man nicht? Doch im Ganzen setzt mich das in Erstaunen. Hätte die Königin das Halsband unter der Hand gekauft, so würde ich es nicht tadeln. Die Königin ist ein Weib, das Halsband war ein seltenes, wunderbares Stück. Die Königin kann, Gott sei Dank, anderthalb Millionen für ihre Toilette ausgeben, wenn sie es gewollt hat. Ich werde es billigen, und sie wird nur darin Unrecht gehabt haben, daß sie mir ihren Wunsch verschwiegen. Doch es geziemt sich nicht für den König, sich in diese Sache zu mischen; sie geht den Mann an. Der Mann wird seine Frau schmälen, wenn er will oder wenn er kann; ich erkenne Niemand das Recht zu, dazwischen zu treten, nicht einmal mit einer üblen Nachrede."

Der Baron verbeugte sich vor diesen so edlen und so kräftigen Worten des Königs. Aber Ludwig XVI. hatte nur den Anschein der Festigkeit. Einen Augenblick, nachdem er sie gezeigt, wurde er schwankend, unruhig.

„Und dann," fuhr er fort, „was sprechen Sie von einem Diebstahl? . . . Wenn ein Diebstahl stattgefunden hätte, so wäre das Halsband, wie mir scheint, nicht in den Händen der Königin. Wir wollen logisch sein!"

„Eure Majestät hat mich durch ihren Zorn eiskalt gemacht, und ich konnte nicht vollenden . . ."

„Oh! mein Zorn! . . . ich zornig! . . . Was das betrifft, Baron . . . Baron!"

Und der gute König lachte geräuschvoll.

„Fahren Sie fort und sagen Sie mir Alles; sagen Sie mir sogar, die Königin habe das Halsband an Juden verkauft. Arme Frau, sie braucht oft Geld, und ich gebe ihr nicht immer."

„Das wollte ich gerade Eurer Majestät zu sagen die Ehre haben. Die Königin hatte vor zwei Monaten durch Herrn von Calonne fünfmal hundert tausend Livres

fordern lassen, und Eure Majestät hat sich geweigert, zu unterzeichnen."

„Das ist wahr."

„Wohl, Sire, dieses Geld sollte, wie man sagt, dazu dienen, das erste Quartal von den von der Königin beim Ankauf des Halsbandes unterzeichneten Terminen zu bezahlen. Da die Königin kein Geld hatte, so weigerte sie sich, zu bezahlen."

„Nun?" fragte der König, allmälig interessirt, wie es geschieht, wenn auf den Zweifel ein Anfang von Wahrscheinlichkeit folgt.

„Sire, hier fängt die Geschichte an, die mir mein Eifer Eurer Majestät zu erzählen befiehlt."

„Wie! Sie sagen, die Geschichte fange hier an; mein Gott! was ist es denn?" rief der König, so seine Verlegenheit vor den Augen des Barons verrathend, der von da an im Vortheil blieb.

„Sire, man sagt, die Königin habe sich an Jemand gewendet, um Geld zu bekommen."

„An wen? an einen Juden, nicht wahr?"

„Nein, Sire, nicht an einen Juden."

„Ei, mein Gott! Sie sagen mir das mit einer seltsamen Miene, Breteuil. Oh! gut, ich errathe; eine auswärtige Intrique: die Königin hat das Geld von ihrem Bruder, von ihrer Familie verlangt. Oesterreich steckt dahinter."

Man weiß, wie empfindlich der König in Betreff des Wiener Hofes war.

„Das wäre besser," erwiederte Herr von Breteuil.

„Wie! das wäre besser? Aber von wem hat denn die Königin Geld verlangen können?"

„Sire, ich wage es nicht . . ."

„Sie setzen mich in Erstaunen, mein Herr," sprach der König, indem er das Haupt erhob und wieder seinen königlichen Ton annahm: „Sprechen Sie auf der Stelle, wenn's beliebt, und nennen Sie mir den Geldleiher."

„Herr von Rohan, Sire."

„Wie! Sie erröthen nicht, mir Herrn von Rohan, den ruinirtesten Mann dieses Königreichs, zu nennen!"

„Sire . . ." sagte Herr von Breteuil, die Augen niederschlagend.

„Das ist eine Miene, die mir mißfällt," fügte der König bei, „und Sie werden sich sogleich erklären, mein Herr Siegelbewahrer."

„Nein, Sire; um keinen Preis der Welt; denn nichts würde mich zwingen, ein die Ehre meines Königs und die meiner Souverainin bloßstellendes Wort von meinen Lippen fallen zu lassen."

Der König faltete die Stirne.

„Wir steigen sehr tief hinab, Herr von Breteuil; diese Polizeimeldung ist ganz geschwängert von den Dünsten des Pfuhls, von dem sie ausgeht."

„Sire, jede Verleumdung dünstet tödtliche Miasmen aus, und darum müssen die Könige die Luft rein machen, und zwar durch große Mittel, soll nicht ihre Ehre durch diese Gifte, selbst auf dem Throne, umgebracht werden."

„Herr von Rohan," murmelte der König; „welche Wahrscheinlichkeit! . . . Der Cardinal läßt also sagen? . . ."

„Sire, Eure Majestät wird sich überzeugen, daß Herr von Rohan Unterredungen mit den Juwelieren Böhmer und Bossange gehabt hat, daß die Sache des Ankaufs von ihm geordnet worden ist, daß er die Zahlungsbedingungen angenommen und festgestellt hat."

„Wahrhaftig!" rief der König, ganz bebend vor Zorn und Eifersucht.

„Es ist dies eine Thatsache, welche das kleinste Verhör erweisen wird. Ich mache mich hiezu gegen Eure Majestät anheischig."

„Sie sagen, Sie machen sich hiezu anheischig?"

„Ohne Rückhalt, unter meiner Verantwortlichkeit, Sire."

Der König ging rasch in seinem Cabinet auf und ab.

„Das sind furchtbare Dinge," sagte er; „ja, doch in dem Allem sehe ich den Diebstahl noch nicht."

„Sire, die Juweliere haben, wie sie behaupten, einen von der Königin unterzeichneten Schein erhalten, und das Halsband muß in den Händen der Königin sein."

„Ah!" rief der König in einem Ausbruche der Hoffnung; „sie leugnet! Sie sehen wohl, daß sie leugnet, Breteuil."

„Ei! Sire, habe ich je Eure Majestät glauben lassen, ich wisse nicht, daß die Königin unschuldig? Sollte ich so beklagenswerth sein, daß Eure Majestät nicht sähe, was Alles an Ehrfurcht und Liebe für die Reinste der Frauen in meinem Herzen ist?"

„Sie klagen also nur Herrn von Rohan an?"

„Sire, der Anschein räth . . ."

„Eine schwere Anschuldigung, Baron."

„Welche vielleicht vor einer Untersuchung fallen wird; doch die Untersuchung ist unerläßlich. Bedenken Sie doch, Sire, daß die Königin das Halsband nicht zu haben behauptet; daß die Juweliere es an die Königin verkauft zu haben behaupten; daß sich das Halsband nicht wiederfindet, und daß das Wort Diebstahl vom Volk zwischen dem Namen von Herrn von Rohan und dem geheiligten Namen der Königin ausgesprochen worden ist."

„Es ist wahr, es ist wahr." sagte der König ganz verwirrt; „Sie haben Recht, Breteuil, diese ganze Sache muß aufgeklärt werden."

„Durchaus, Sire."

„Mein Gott! was geht dort in der Gallerie vor? ist das nicht Herr von Rohan, der sich in die Kapelle begibt?"

„Sire, Herr von Rohan kann sich noch nicht in die Kapelle begeben. Es ist noch nicht elf Uhr; und

dann hätte Herr von Rohan, der heute das Amt hält, sein priesterliches Gewand an. Er ist es nicht, der dort geht. Eure Majestät hat noch über eine halbe Stunde zu verfügen."

„Was soll ich dann thun? mit ihm sprechen? ihn kommen lassen?"

„Nein, Sire; erlauben Sie mir, Eurer Majestät einen Rath zu geben; machen Sie die Sache nicht ruchbar, ehe Sie mit Ihrer Majestät der Königin gesprochen haben."

„Ja, sie wird mir die Wahrheit sagen."

„Zweifeln wir nicht einen Augenblick daran, Sire."

„Hören Sie, Baron, kommen Sie hierher und sagen Sie mir unverhohlen, ohne Milderung, jede Thatsache, jeden Commentar."

„Ich habe Alles in diesem Portefeuille auseinandergesetzt, mit den Beweisen zur Bekräftigung."

„An's Geschäft also; warten Sie, daß ich die Thüre meines Cabinets schließen lasse; ich hatte diesen Morgen zwei Audienzen, ich werde sie verschieben."

Der König gab seine Befehle, setzte sich dann wieder und warf einen letzten Blick durch das Fenster.

„Diesmal," sagte er, „ist es gewiß der Cardinal; schauen Sie."

Herr von Breteuil stand auf, trat an's Fenster und erblickte Herrn von Rohan, der im großen Gewande eines Cardinals und Erzbischofs sich nach dem Gemache wandte, das für ihn bestimmt war, so oft er ein feierliches Amt in Versailles hielt.

„Endlich ist er da," rief der König sich erhebend.

„Desto besser," sagte Herr von Breteuil, „die Erklärung wird keinen langen Aufschub erleiden."

Und er fing an den König mit allem Eifer eines Mannes zu unterweisen, der einen Andern zu Grunde richten will.

Eine höllische Kunst hatte in seinem Portefeuille Alles zusammengestellt, was den Cardinal erdrücken

konnte. Der König sah wohl die Beweise der Schuld von Herrn von Rohan sich auf einander häufen, aber er verzweifelte, daß er nicht so schnell die Beweise der Unschuld der Königin kommen sah.

Er ertrug ungeduldig seit einer Viertelstunde diese Marter, als plötzlich Rufe in der anstoßenden Gallerie ertönten.

Der König horchte, Herr von Breteuil unterbrach sich im Lesen.

Ein Officier kratzte an der Thüre des Cabinets.

„Was gibt es?" fragte der König, bei dem seit der Offenbarung von Herrn von Breteuil alle Nerven in Bewegung gesetzt waren.

Der Officier trat ein.

„Sire, Ihre Majestät die Königin bittet Eure Majestät, zu ihr kommen zu wollen."

„Es gibt etwas Neues," sprach der König erbleichend.

„Vielleicht," sagte Breteuil.

„Ich gehe zur Königin," rief der König. „Erwarten Sie mich hier, Herr von Breteuil."

„Wir stehen der Entwickelung nahe," murmelte Herr von Breteuil.

LXXV.

Edelmann, Cardinal und Königin.

In der Stunde, wo Herr von Breteuil beim König erschienen war, hatte Herr von Charny, bleich, bewegt, sich eine Audienz bei der Königin erbitten lassen.

Diese kleidete sich an; sie sah durch das Fenster ihres Boudoir, das auf die Terrasse ging, Charny, der demüthig eingeführt zu werden verlangte.

Marie Antoinette ertheilte Befehl, ihn eintreten zu lassen, als er kaum sein Gesuch ausgesprochen hatte.

Denn sie gab dem Bedürfnisse ihres Herzens nach; denn sie sagte sich mit einem edlen Stolz, eine reine und unkörperliche Liebe, wie die seinige, habe das Eintrittsrecht zu jeder Stunde selbst in den Palast der Königinnen.

Charny trat ein, berührte zitternd die Hand, die ihm die Königin reichte, und sprach mit erstickter Stimme:

„Ah! Madame, welch ein Unglück!"

„Was haben Sie denn?" rief die Königin erbleichend, als sie ihren Freund so bleich sah.

„Madame, wissen Sie, was ich so eben erfahren habe? wissen Sie, was man sagt? wissen Sie, was der König vielleicht weiß, oder was er morgen erfahren wird?"

Sie schauerte im Gedanken an die Nacht keuscher Wonne, wo vielleicht ein eifersüchtiges, feindseliges Auge sie mit Charny im Parke von Versailles gesehen hatte.

„Sagen Sie Alles, ich bin stark," erwiederte sie, eine Hand auf ihr Herz drückend.

„Madame, man sagt, Sie haben ein Halsband von Böhmer und Bossange gekauft."

„Ich habe es zurückgegeben," entgegnete rasch Marie Antoinette.

„Hören Sie, man sagt, Sie haben es nur scheinbar zurückgegeben. Sie haben es bezahlen zu können geglaubt, der König habe Sie dadurch daran verhindert, daß er es verweigert, eine Anweisung von Herrn von Calonne zu unterzeichnen; dann haben Sie sich an Jemand gewendet, um Geld zu finden, und dieser Jemand sei Ihr Geliebter."

„Sie!" rief die Königin mit einer Bewegung erhabenen Vertrauens. „Sie! mein Herr; und lassen Sie diejenigen sagen, welche das sagen. Der Titel

eines Geliebten ist für Sie keine Beleidigung, welche so süß zu schleudern, als der Freundestitel eine süße, fortan zwischen uns Beiden geheiligte Wahrheit ist."

Charny hielt, ganz verwirrt durch die männliche und fruchtbare Beredsamkeit, welche aus der wahren Liebe entströmt, wie der wesentliche Wohlgeruch aus dem Herzen jeder edelmüthigen Frau, inne.

Doch der Zwischenraum, den er zwischen die Worte der Königin und eine Erwiederung von ihm setzte, verdoppelte die Bangigkeit von Marie Antoinette, und sie rief:

„Wovon wollen Sie sprechen, Herr von Charny? Die Verleumdung hat eine Sprache, die ich nie verstehe; haben Sie dieselbe verstanden?"

„Madame, wollen Sie mir eine ununterbrochene Aufmerksamkeit schenken, denn die Sache ist sehr ernster Natur. Gestern ging ich mit meinem Oheim, Herrn von Suffren, zu den Hofjuwelieren Böhmer und Bossange; mein Oheim hatte nämlich Diamanten von Indien mitgebracht und wollte sie schätzen lassen. Man sprach von Allem und von Allen. Die Juweliere erzählten dem Herrn Bailli eine abscheuliche Geschichte mit den Commentaren der Feinde Eurer Majestät. Madame, ich bin in Verzweiflung; haben Sie das Halsband gekauft, so sagen Sie es mir; haben Sie es nicht bezahlt, so sagen Sie es mir auch. Aber lassen Sie mich nicht glauben, Herr von Rohan habe es bezahlt."

„Herr von Rohan!" rief die Königin.

„Ja, Herr von Rohan, derjenige, welcher für den Liebhaber der Königin gilt; derjenige, von welchem die Königin Geld entlehnt; derjenige, den ein Unglücklicher, welchen man Herrn von Charny nennt, im Parke von Versailles der Königin hat zulächeln, vor der Königin hat niederknieen, der Königin hat die Hand küssen sehen; derjenige . . ."

„Mein Herr," rief Marie Antoinette, „glauben

Sie, wenn ich nicht mehr da bin, so ist dies so, weil Sie mich nicht lieben, wenn ich da bin."

„Oh!" erwiederte der junge Mann, „es waltet eine dringliche Gefahr ob; ich komme weder um Offenherzigkeit, noch um Muth von Ihnen zu fordern, ich komme, um Sie anzuflehen, Sie mögen mir einen Dienst leisten."

„Sagen Sie mir vor Allem, welche Gefahr dies ist?"

„Welche Gefahr! Madame, ein Wahnsinniger ist der, welcher sie nicht erräth. Der Cardinal, indem er sich für die Königin verbürgt, indem er für die Königin bezahlt, richtet sie zu Grunde. Ich spreche hier nicht von dem tödtlichen Mißvergnügen, das Herrn von Charny ein Vertrauen, wie das, welches Sie Herrn von Rohan eingeflößt, verursachen kann. Nein. An solchen Schmerzen stirbt man, aber man beklagt sich nicht darüber."

„Sie sind verrückt!" entgegnete Marie Antoinette zornig.

„Ich bin nicht verrückt, Madame, aber Sie sind unglücklich, Sie sind verloren. Ich habe Sie im Park gesehen . . . Ich sagte es Ihnen wohl. Ich hatte mich nicht getäuscht. Heute ist die gräßliche, die tödtliche Wahrheit an's Tageslicht gekommen . . . Herr von Rohan rühmt sich vielleicht . . ."

Die Königin ergriff Charny beim Arm und wiederholte mit unaussprechlicher Bangigkeit:

„Wahnsinniger! Wahnsinniger! glauben Sie an den Haß, glauben Sie an Schatten, glauben Sie an das Unmögliche; aber, in des Himmels Namen! nach dem, was ich Ihnen gesagt habe, glauben Sie nicht, ich sei schuldig! . . . Schuldig! Dieses Wort würde mich in einen Haufen glühender Kohlen springen machen. Schuldig . . . mit . . . Ich, die ich nie an Sie gedacht habe, ohne Gott zu bitten, er möge mir diesen einzigen Gedanken verzeihen, den ich ein

Verbrechen nannte. Oh! Herr von Charny, wenn Sie nicht wollen, daß ich heute verloren, morgen todt bin, sagen Sie mir, Sie beargwohnen mich nicht, oder fliehen Sie so weit, daß Sie nicht einmal das Geräusch meines Sturzes im Augenblick meines Todes hören."

Olivier rang voll Angst die Hände und rief:

„Hören Sie mich an, wenn ich Ihnen einen wirksamen Dienst leisten soll."

„Ein Dienst von Ihnen!" rief die Königin, „von Ihnen, der Sie grausamer sind, als meine Feinde; . . . denn meine Feinde schuldigen mich nur an, während Sie Verdacht gegen mich hegen! Ein Dienst von Seiten des Mannes, der mich verachtet, nie . . . mein Herr, nie! . . ."

Olivier näherte sich der Königin, nahm ihre Hand in die seinige und sprach:

„Sie werden wohl sehen, daß ich kein Mann bin, der seufzt und weint; die Augenblicke sind kostbar; diesen Abend wäre es zu spät, um zu thun, was uns zu thun übrig bleibt. Wollen Sie mich von der Verzweiflung retten, indem Sie sich selbst von der Schande retten?"

„Mein Herr! . . ."

„Oh! im Angesicht des Todes werde ich meine Worte nicht mehr ängstlich abwägen. Wenn Sie mich nicht hören, sage ich Ihnen, so sind wir heute Abend Beide gestorben, Sie aus Scham, ich, weil ich Sie habe sterben sehen."

„Mein Herr!"

„Gerade auf den Feind los, Madame! wie in unseren Schlachten! gerade der Gefahr entgegen! gerade in den Tod! Gehen wir mit einander, ich als der unbekannte, aber muthige Soldat, Sie mit der Majestät, mit der Stärke, in das dichteste Kampfgemenge. Unterliegen Sie, wohl, dann werden Sie nicht allein sein. Hören Sie, Madame, sehen Sie in mir einen Bruder . . . Sie brauchen vielleicht . . . Geld, um . . . das Halsband zu bezahlen?"

„Ich?"

„Leugnen Sie es nicht."

„Ich sage Ihnen . . ."

„Sagen Sie nicht, daß Sie das Halsband nicht haben."

„Ich schwöre Ihnen . . ."

„Schwören Sie nicht, wenn Sie wollen, daß ich Sie noch liebe."

„Olivier!"

„Es bleibt Ihnen ein Mittel, zugleich Ihre Ehre und meine Liebe zu retten. Das Halsband kostet sechszehn mal hundert tausend Livres, Sie haben zweimal hundert und fünfzig tausend bezahlt; hier sind anderthalb Millionen, nehmen Sie dieselben."

„Was ist das?"

„Schauen Sie nicht, nehmen Sie und bezahlen Sie."

„Ihre Güter verkauft! Olivier! Ihre Güter von mir erkauft und berichtigt! Sie berauben sich um meinetwillen! Sie sind ein gutes und edles Herz, und ich werde nicht mehr um die Geständnisse bei einer solchen Liebe feilschen. Olivier, ich liebe Sie!"

„Nehmen Sie an?"

„Nein; doch ich liebe Sie!"

„Herr von Rohan wird also bezahlen? Bedenken Sie wohl, Madame, das ist keine Großmuth mehr von Ihrer Seite, sondern eine Grausamkeit, die mich zu Boden drückt. Sie nehmen vom Cardinal an?"

„Ich! Gehen Sie doch, Herr von Charny! Ich bin die Königin, und wenn ich meinen Unterthanen Liebe oder Vermögen gebe, so nehme ich doch nie an."

„Was werden Sie denn thun?"

„Sie sollen mir mein Benehmen vorschreiben. Was sagen Sie, daß Herr von Rohan denkt?"

„Er denkt, Sie seien seine Geliebte."

„Sie sind hart, Olivier . . ."

„Ich spreche, wie man im Angesicht des Todes spricht."

„Was sagen Sie, daß die Juweliere denken?"

„Da die Königin nicht bezahlen könne, so werde Herr von Rohan bezahlen."

„Was sagen Sie, daß man im Publikum in Betreff des Halsbandes denkt?"

„Daß Sie es haben, daß Sie es verborgen haben, daß Sie es erst zugestehen werden, wenn es bezahlt ist, entweder durch den Cardinal, in seiner Liebe für Sie, oder durch den König, in seiner Furcht vor dem Aergerniß."

„Gut; und Sie, Charny, Ihrerseits, ich schaue Ihnen in's Gesicht und frage Sie: Was halten Sie von den Scenen, die Sie im Parke von Versailles gesehen?"

„Madame, ich glaube, daß Sie Ihre Unschuld zu beweisen nöthig haben," erwiederte energisch der würdige Edelmann.

Die Königin wischte sich den Schweiß ab, der von ihrer Stirne floß.

„Der Prinz Louis, Cardinal von Rohan, Groß-almosenier von Frankreich!" rief die Stimme eines Huissier im Vorgemach.

„Er!" murmelte Charny.

„Sie sind nach Wünschen bedient," sagte die Königin.

„Sie wollen ihn empfangen?"

„Ich war im Begriff, ihn rufen zu lassen."

„Aber ich . . ."

„Treten Sie in mein Boudoir und lassen Sie die Thüre ein wenig offen, um gut zu hören."

„Madame!"

„Gehen Sie geschwinde, der Cardinal kommt!"

Sie schob Herrn von Charny in das Zimmer, das sie ihm bezeichnet hatte, zog die Thüre so viel, als nöthig an und ließ den Cardinal eintreten.

Herr von Rohan erschien auf der Schwelle des Gemaches; er war glänzend in seiner priesterlichen

Tracht. Hinter ihm, in einer gewissen Entfernung, erblickte man ein zahlreiches Gefolge, dessen Kleider glänzten, wie das ihres Gebieters.

Unter diesen gebückten Leuten konnte man die Herren Böhmer und Bossange wahrnehmen, die ein wenig verlegen in ihren Galakleidern aussahen.

Die Königin ging dem Cardinal entgegen und versuchte dabei ein Lächeln, das jedoch bald auf ihren Lippen erstarb.

Louis von Rohan war ernst, sogar traurig. Er hatte die Ruhe des muthigen Mannes, der kämpfen soll, die unmerkliche Drohung des Priesters, der zu verzeihen haben kann.

Die Königin bezeichnet ihm durch die Geberde ein Tabouret; der Cardinal blieb stehen.

„Madame,“ sagte er, nachdem er sich sichtbar zitternd verbeugt, „ich hatte mehrere wichtige Dinge Eurer Majestät mitzutheilen, die es sich zur Aufgabe macht, meine Gegenwart zu vermeiden.“

„Ich!“ entgegnete die Königin, „ich vermeide Sie so wenig, Herr Cardinal, daß ich im Begriff war, Sie rufen zu lassen.“

Der Cardinal warf einen Blick nach dem Boudoir und fragte dann mit leiser Stimme:

„Bin ich allein mit Eurer Majestät? habe ich das Recht, mit voller Freiheit zu sprechen?“

„In voller Freiheit, Herr Cardinal; thun Sie sich keinen Zwang an, wir sind allein.“

Und ihre Stimme schien ihre Worte dem im anstoßenden Zimmer verborgenen Edelmann zusenden zu wollen.

Sie weidete sich mit Stolz an seinem Muthe und an der Sicherheit, welche von den ersten Worten an der ohne Zweifel sehr aufmerksame Charny haben würde.

Der Cardinal faßte seinen Entschluß. Er rückte das Tabouret zum Lehnstuhl der Königin, um sich

so fern als möglich von der Doppelthüre zu befinden.

„Das sind viele Vorbereitungen," rief die Königin, Heiterkeit heuchelnd.

„Ich weiß nicht . . ." sagte der Cardinal.

„Ich weiß nicht?" wiederholte die Königin.

„Wird der König nicht kommen?" fragte Herr von Rohan.

„Fürchten Sie sich weder vor dem König, noch vor irgend Jemand," erwiederte lebhaft Marie Antoinette.

„Oh! vor Ihnen habe ich bange," versetzte der Cardinal mit bewegter Stimme.

„Ein Grund mehr, ich bin nicht sehr furchtbar; sprechen Sie in wenigen Worten, sprechen Sie mit lauter und vernehmlicher Stimme, ich liebe die Offenherzigkeit, und wenn Sie mich schonen, werde ich glauben, Sie seien kein Mann von Ehre. Oh! keine Geberden mehr; man hat mir gesagt, Sie haben Beschwerden gegen mich. Sprechen Sie, ich liebe den Krieg, ich bin von einem Blut, das nicht erschrickt! Sie auch, ich weiß es wohl. Was haben Sie mir vorzuwerfen?"

Der Cardinal stieß einen Seufzer aus und stand auf, als wollte er die Luft des Zimmers in größerem Umfange einsaugen; endlich Herr seiner selbst, begann er mit folgenden Worten.

LXXVI.

Erklärungen.

Die Königin und der Cardinal befanden sich erwähnter Maßen einander von Angesicht zu Angesicht gegenüber, Charny konnte im Cabinet auch das geringste

Wort der Sprechenden hören, und die auf beiden Seiten so ungeduldig erwarteten Erklärungen sollten endlich beginnen.

„Madame,“ sagte der Cardinal, sich verbeugend, „Sie wissen, was in Beziehung auf unser Halsband vorgeht!“

„Nein, mein Herr, ich weiß es nicht, und es ist mir lieb, wenn ich es von Ihnen erfahre.“

„Warum beschränkt mich Eure Majestät seit langer Zeit darauf, daß ich mich ihr nur durch Vermittelung mittheilen kann? Warum, wenn sie einen Grund des Hasses gegen mich hat, bezeigt sie es mir nicht, indem sie es mir erklärt?“

„Ich weiß nicht, was Sie hiemit sagen wollen, Herr Cardinal, und ich habe keinen Grund, Sie zu hassen. Doch das ist, glaube ich, nicht der Gegenstand unserer Unterredung. Wollen Sie mir also über das unglückliche Halsband eine bestimmte Auskunft geben, und vor Allem ... wo ist Frau von La Mothe?“

„Ich war im Begriff, dies Eure Majestät zu fragen.“

„Verzeihen Sie, wenn Jemand wissen kann, wo Frau von La Mothe ist, so sind Sie es, Herr Cardinal, glaube ich.“

„Ich, Madame, aus welchem Grunde?“

„Oh! ich bin nicht hier, um Bekenntnisse entgegenzunehmen, Herr Cardinal, ich muß Frau von La Mothe nothwendig sprechen, ich habe sie rufen lassen, man hat sie zehnmal in ihrem Hause gesucht, sie hat nicht geantwortet. Dieses Verschwinden ist seltsam, das werden Sie zugestehen.“

„Ich wundere mich auch über dieses Verschwinden, Madame, denn ich habe Frau von La Mothe bitten lassen, zu mir zu kommen; sie hat mir ebenso wenig geantwortet, als Eurer Majestät.“

„Dann lassen wir die Gräfin, mein Herr, und sprechen wir von uns.“

„Oh! nein, Madame, sprechen wir zuerst von ihr, denn gewisse Worte Eurer Majestät haben einen schmerzlichen Verdacht bei mir erregt: mir scheint, Eure Majestät warf mir emsige Bewerbungen um die Gunst der Gräfin vor."

„Ich habe Ihnen noch gar nichts vorgeworfen, mein Herr, doch Geduld."

„Oh! Madame, ein solcher Verdacht würde mir alle Empfindlichkeiten Ihrer Seele erklären, und dann würde ich, während ich verzweifeln müßte, die bis daher unfaßliche Strenge begreifen, die Sie mir gegenüber angewandt haben."

„Hier ist es, wo wir aufhören, uns zu verstehen," sprach die Königin; „Sie sind von einer undurchdringlichen Dunkelheit, und daß wir uns nicht noch mehr im Nebel verlieren, verlange ich Erläuterungen von Ihnen. Zur Sache! zur Sache!"

„Madame," rief der Cardinal, indem er die Hände faltete und sich der Königin näherte, „haben Sie die Gnade, das Gespräch nicht zu wechseln: zwei Worte mehr über den Gegenstand, den wir so eben verhandelten, und wir hätten uns verständigt."

„In der That, mein Herr, Sie sprechen eine Sprache, die ich nicht verstehe; ich bitte, lassen Sie uns zum Französischen zurückkehren. Wo ist das Halsband, das ich den Juwelieren zurückgegeben habe?"

„Das Halsband, das Sie zurückgegeben haben?" rief Herr von Rohan.

„Ja, was haben Sie damit gemacht?"

„Ich! aber ich weiß nicht, Madame . . ."

„Hören Sie, Eines ist da ganz einfach . . . Frau von La Mothe hat das Halsband genommen, sie hat es in meinem Namen zurückgegeben. Die Juweliere behaupten, sie haben es nicht zurückerhalten. Ich habe in meinen Händen einen Empfangschein, der das Gegentheil beweist; die Juweliere sagen, der Schein sei falsch. Frau von La Mothe könnte mit einem Worte

Alles aufklären . . . sie findet sich nicht; nun denn! lassen Sie mich Muthmaßungen an die Stelle dunkler Thatsachen setzen: Frau von La Mothe hat das Halsband zurückgeben wollen. Sie, dessen, ohne Zweifel wohlwollende, Manie es immer war, mich das Halsband kaufen zu lassen, Sie, der Sie es mir brachten, mit dem Anerbieten, für mich zu bezahlen, ein Anerbieten . . ."

„Das Eure Majestät sehr hart ausgeschlagen hat," fiel der Cardinal mit einem Seufzer ein.

„Nun wohl! ja, Sie beharrten bei der fixen Idee, daß ich im Besitze des Halsbandes bleiben sollte, und werden es den Juwelieren nicht zurückgegeben haben, in der Absicht, das Geschmeide mich bei irgend einer Gelegenheit wieder nehmen zu lassen. Frau von La Mothe war schwach, sie, welche mein Widerstreben, welche die Unmöglichkeit, in der ich mich in Betreff des Bezahlens befand, und meinen unerschütterlichen Entschluß, das Halsband mir nicht ohne Geld zu erwerben, kannte; Frau von La Mothe hat aus Eifer für mich mit Ihnen conspirirt, und heute fürchtet sie meinen Zorn und zeigt sich nicht. Ist es so? habe ich die Sache mitten in der Finsterniß wiederaufgebaut? sagen Sie ja. Lassen Sie mich Ihnen diesen Leichtsinn, diesen Ungehorsam gegen meine förmlichen Befehle vorwerfen, Sie werden mit einem Verweise davon kommen, und Alles ist dann abgethan. Ich thue mehr, ich verspreche Ihnen die Verzeihung von Frau von La Mothe, sie trete aus ihrer Reue hervor. Doch ich bitte, Klarheit, mein Herr, ich will nicht, daß in diesem Augenblick ein Schatten über meinem Leben schwebe, ich will nicht, hören Sie wohl!"

Die Königin hatte diese Worte mit einer solchen Lebhaftigkeit gesprochen, sie hatte sie so kräftig betont, daß der Cardinal sie hatte weder unterbrechen können, noch wollen, doch sobald sie aufgehört, sagte er, einen Seufzer unterdrückend:

„Madame, ich will alle Ihre Muthmaßungen erwiedern. Nein, ich beharrte nicht bei der Idee, Sie müßten das Halsband bekommen, in Betracht, daß ich der festen Ueberzeugung lebte, es sei in Ihren Händen. Nein, ich habe durchaus nicht mit Frau von La Mothe in Betreff dieses Halsbands conspirirt; nein, ich habe es ebenso wenig, als es die Juweliere haben, als es, wie Sie sagen, Sie haben."

„Das ist nicht möglich," rief die Königin ganz erstaunt; „Sie haben das Halsband nicht?"

„Nein, Madame."

„Sie haben Frau von La Mothe nicht gerathen, außer dem Allem zu bleiben?"

„Nein, Madame."

„Sie verbergen sie nicht?"

„Nein, Madame."

„Sie wissen nicht, was aus ihr geworden ist?"

„Ebenso wenig als Sie, Madame."

„Aber wie erklären Sie sich dann das, was geschieht?"

„Madame, ich bin genöthigt, zu gestehen, daß ich es mir nicht erkläre. Uberdies ist das nicht das erste Mal, daß ich mich bei der Königin beklage, nicht von ihr verstanden worden zu sein."

„Wann ist dies schon vorgekommen? Ich erinnere mich nicht."

„Madame, haben Sie die Gnade, in Gedanken noch einmal meine Briefe zu durchlesen."

„Ihre Briefe!" rief die Königin erstaunt. „Sie haben mir geschrieben?"

„Zu selten, Madame, für Alles, was ich im Herzen hatte."

Die Königin erhob sich und sprach:

„Mir scheint, wir täuschen uns Beide; endigen wir rasch diesen Scherz. Was sprechen Sie von Briefen, und was haben Sie auf dem Herzen oder im

Herzen, ich weiß nicht genau, wie Sie das so eben gesagt haben?“

„Mein Gott! Madame, ich habe mich vielleicht hinreißen lassen, das Geheimniß meiner Seele zu laut auszusprechen.“

„Welches Geheimniß? Sind Sie denn bei gesundem Verstand, Herr Cardinal?“

„Madame!“

„Oh! lassen wir die Ausflüchte . . . Sie sprechen wie ein Mensch, der mir eine Falle stellen oder mich vor Zeugen in Verwirrung bringen will.“

„Ich schwöre Ihnen, Madame, daß ich nichts gesagt habe . . . Horcht wirklich Jemand?“

„Nein, mein Herr, tausendmal nein, es ist Niemand da . . . erklären Sie sich also, jedoch vollständig, und wenn Sie im Besitze Ihrer Vernunft sind, beweisen Sie es.“

„Oh! Madame, warum ist Frau von La Mothe nicht da? Sie, unsere Freundin, würde mir, wenn nicht die Zuneigung, doch das Gedächtniß Eurer Majestät wiedererwecken helfen.“

„Unsere Freundin? meine Zuneigung? mein Gedächtniß? Ich falle aus den Wolken.“

„Ah! Madame, ich bitte Sie,“ rief der Cardinal, empört durch den scharfen Ton der Königin, „schonen Sie mich. Es steht Ihnen frei, nicht mehr zu lieben, aber beleidigen Sie nicht.“

„Ah! mein Gott!“ rief die Königin erbleichend, „ah! mein Gott! was sagt dieser Mann!“

„Sehr gut!“ fuhr Herr von Rohan fort, der sich in demselben Maße belebte, in dem der Zorn brudelnd in ihm stieg; „sehr gut! Madame, ich glaube discret und zurückhaltend genug gewesen zu sein, daß Sie mich nicht mißhandeln sollten; ich werfe Ihnen auch nur unbedeutende Benachtheiligungen vor. Ich begehe das Unrecht, daß ich Ansprüche mache, denn ich hätte wissen sollen, daß, wenn eine Königin gesagt hat: ich will

nicht mehr, dies ein ebenso gebieterisches Gesetz ist, als wenn eine Frau gesagt hat: ich will!"

Die Königin stieß einen heftigen Schrei aus, faßte den Cardinal bei seinem Spitzenärmel und rief mit einer zitternden Stimme:

„Sprechen Sie geschwinde, mein Herr. Ich habe gesagt: Ich will nicht mehr; und ich hatte gesagt: Ich will. Wem habe ich das Eine, wem habe ich das Andere gesagt?"

„Mir Beides."

„Ihnen?"

„Vergessen Sie, daß Sie das Eine gesagt, ich werde nicht vergessen, daß Sie das Andere gesagt haben."

„Sie sind ein Elender, Herr von Rohan, Sie sind ein Lügner."

„Ich!"

„Sie sind ein Verräther, Sie beleidigen die Königin."

„Und Sie, Sie sind eine Frau ohne Herz, eine Königin ohne Treue."

„Unglücklicher!"

„Sie haben mich stufenweise dazu gebracht, daß ich eine tolle Liebe für Sie faßte. Sie ließen mich Hoffnungen nähren . . ."

„Hoffnungen! Mein Gott! Bin ich eine Wahnsinnige? Ist er ein Ruchloser?"

„Hätte ich es je gewagt, mir die nächtlichen Audienzen von Ihnen zu erbitten, die Sie mir bewilligten?"

Die Königin gab ein Wuthgeschrei von sich, worauf ein Kreischen im Nebenzimmer antwortete.

„Würde ich," fuhr Herr von Rohan fort, „würde ich es gewagt haben, allein in den Park von Versailles zu kommen, hätten Sie nicht Frau von La Mothe zu mir geschickt?"

„Mein Gott!"

„Hätte ich es gewagt, den Schlüssel zu stehlen, der die Thüre der Jägermeisterei öffnet?"

„Mein Gott!"

„Hätte ich es gewagt, Sie zu bitten, mir diese Rose hier zu bringen! Eine angebetete Rose! eine verfluchte Rose! eine unter meinen Küssen verdorrte, versengte Rose!"

„Mein Gott!"

„Habe ich Sie genöthigt, am andern Tage herabzukommen und mir Ihre beiden Hände zu geben, deren Duft unablässig mein Gehirn verzehrt und mich wahnsinnig machte? Sie haben Recht mit Ihren Vorwürfen!"

„Oh! genug! genug!"

„Hätte ich es endlich in meinem wüthendsten Stolze gewagt, mir jene dritte Nacht mit dem weißen Himmel, mit dem süßen Schweigen, mit der treulosen Liebe zu träumen!"

„Mein Herr! mein Herr!" rief die Königin, vor dem Cardinal zurückweichend, „Sie blasphemiren!"

„Mein Gott!" sprach der Cardinal, die Augen zum Himmel aufschlagend, „Du weißt, ob ich, um fortwährend von dieser betrügerischen Frau geliebt zu werden, meine Güter, meine Freiheit, mein Leben hingegeben hätte!"

„Mein Herr, wenn Sie dies Alles behalten wollen, so werden Sie hier auf der Stelle sagen, daß Sie mich zu Grunde zu richten suchen; daß Sie alle diese Abscheulichkeiten erfunden haben; daß Sie nicht in der Nacht nach Versailles gekommen sind . . ."

„Ich bin dahin gekommen," erwiederte hochherzig der Cardinal.

„Sie sind ein Mann des Todes, wenn Sie diese Sprache behaupten."

„Ein Rohan lügt nicht. Ich bin dahin gekommen."

„Herr von Rohan, Herr von Rohan, im Namen des Himmels, sagen Sie, Sie haben mich nicht im Parke gesehen . . ."

„Ich werde sterben, wenn es sein muß, wie Sie mich so eben bedrohten; aber ich habe nur Sie im

Parke von Versailles gesehen, wohin mich Frau von La Mothe führte."

„Noch ein Mal," rief die Königin leichenbleich und zitternd, „nehmen Sie zurück?"

„Nein!"

„Zum zweiten Male, sagen Sie, Sie haben diese Schändlichkeit gegen mich angezettelt!"

„Nein!"

„Zum letzten Male, Herr von Rohan, gestehen Sie zu, daß man Sie selbst getäuscht haben kann, daß dies Alles eine Verleumdung, ein Traum, die Unmöglichkeit, ich weiß nicht was, war; aber gestehen Sie, daß ich unschuldig bin, daß ich es sein kann?"

„Nein."

Die Königin erhob sich furchtbar und feierlich und sprach:

„Sie werden es also mit der Gerechtigkeit des Königs zu thun haben, da Sie die Gerechtigkeit Gottes verwerfen."

Der Cardinal verbeugte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Die Königin läutete so heftig, daß mehrere von ihren Frauen zugleich eintraten.

„Man melde Seiner Majestät, ich bitte ihn, er möge mir die Ehre erweisen, zu mir zu kommen," sprach sie, indem sie sich die Lippen trocknete.

Der Befehl wurde sogleich vollzogen. Zu Allem entschlossen, blieb der Cardinal unerschrocken in einer Ecke des Zimmers.

Marie Antoinette ging zehnmal zu der Thüre des Boudoir, ohne einzutreten, als ob sie zehnmal, nachdem sie dieselbe verloren, ihre Vernunft vor dieser Thüre wiederfände.

Es waren nicht zehn Minuten in diesem furchtbaren Scenenwechsel vergangen, als der König, die Hand in seinem Spitzenjabot, auf der Schwelle erschien.

Man sah immer noch in der Tiefe der Gruppe außen die angstvolle Miene von Böhmer und Bossange, die den Sturm witterten.

LXXVII.

Die Verhaftung.

Kaum erschien der König auf der Schwelle des Cabinets, als ihn die Königin mit einer außerordentlichen Geläufigkeit anrief.

„Sire," sagte sie, „der Herr Cardinal von Rohan hier sagt ganz unglaubliche Dinge; wollen Sie ihn bitten, Ihnen dieselben zu wiederholen."

Bei diesen unerwarteten Worten, bei dieser plötzlichen Anrede erbleichte der Cardinal. Die Lage war in der That so seltsam, daß der Prälat zu begreifen aufhörte. Konnte er, der angebliche Liebhaber, seinem König wiederholen, konnte er, der ehrerbietige Unterthan, erklären, was er Alles an Rechten auf die Königin und auf die Frau zu haben glaubte?

Doch der König wandte sich an den Cardinal, der in seine Betrachtungen versunken war, und sagte:

„Nicht wahr, in Betreff eines gewissen Halsbands, mein Herr, haben Sie mir unglaubliche Dinge zu sagen und habe ich unglaubliche Dinge zu hören? Sprechen Sie also!"

Herr von Rohan faßte auf der Stelle seinen Entschluß; von zwei Schwierigkeiten würde er die geringste wählen, von zwei Angriffen würde er den für den König und die Königin ehrenvollsten über sich nehmen, und sollte man ihn unkluger Weise in die zweite Gefahr versetzen, nun denn! dann würde er wie ein muthiger Mann, wie ein beherzter Ritter daraus hervorgehen.

„In Betreff des Halsbands, ja, Sire," murmelte er.

„Aber, mein Herr," sagte der König. „Sie haben also das Halsband gekauft?"

„Nein . . ."

„Ja oder nein?" rief Marie Antoinette.

Der Cardinal schaute die Königin an und antwortete nicht.

„Ja oder nein?" wiederholte sie. „Die Wahrheit, mein Herr, die Wahrheit; man verlangt von Ihnen nichts Anderes."

Herr von Rohan wandte den Kopf ab und erwiederte nichts.

„Da Herr von Rohan nicht antworten will, antworten Sie, Madame," sprach der König, „Sie müssen etwas von dem Allem wissen. Haben Sie dieses Halsband gekauft, ja oder nein?"

„Nein!" sagte die Königin mit Kraft.

Herr von Rohan bebte.

„Das ist das Wort einer Königin!" rief feierlich der König; „haben Sie wohl darauf Acht, Herr Cardinal."

Herr von Rohan ließ ein Lächeln der Verachtung über seine Lippen gleiten.

„Sie sagen nichts!" rief der König.

„Worüber klagt man mich an?"

„Die Juweliere sagen, sie haben ein Halsband verkauft, an Sie oder an die Königin. Sie zeigen einen Schein von Ihrer Majestät."

„Der Schein ist falsch!" sprach die Königin.

„Die Juweliere," fuhr der König fort, „behaupten, in Ermangelung der Königin sei ihnen Bürgschaft durch Verbindlichkeiten geleistet worden, die Sie übernommen haben, Herr Cardinal."

„Ich weigere mich nicht, zu bezahlen," sprach der Cardinal. „Es muß dies die Wahrheit sein, da es die Königin sagen läßt."

Und ein zweiter Blick, noch verachtender als der erste, schloß seinen Satz und seinen Gedanken.

Die Königin schauerte. Diese Verachtung des Cardinals war für sie keine Beleidigung, da sie dieselbe nicht verdiente, sondern das mußte die Rache eines ehrlichen Mannes sein, und darüber erschrak sie.

„Mein Herr Cardinal," sagte der König, „es bleibt nichtsdestoweniger in dieser Sache eine Fälschung, welche die Unterschrift der Königin von Frankreich gefährdet hat."

„Eine andere Fälschung!" rief die Königin, „und kann das einem Edelmann beigemessen werden? Diese ist es, welche behauptet, die Juweliere haben das Halsband zurückerhalten."

„Es steht der Königin frei, mir die beiden Fälschungen zuzuschreiben," sprach Herr von Rohan mit demselben Ton, „ob man eine gemacht, ob man zwei fabricirt hat, worin liegt der Unterschied?"

Die Königin wäre vor Entrüstung beinahe losgebrochen, der König hielt sie durch eine Geberde zurück.

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte er zu dem Cardinal, „Sie erschweren Ihre Lage, mein Herr. Ich sage, rechtfertigen Sie sich, und Sie sehen aus, als klagten Sie an."

Der Cardinal dachte einen Augenblick nach; dann, als erläge er unter der Wucht der geheimnißvollen Verleumdung, die seine Ehre zusammenpreßte, rief er:

„Mich rechtfertigen . . . unmöglich!"

„Mein Herr, es sind Leute da, welche sagen, es sei ihnen ein Halsband gestohlen worden; indem Sie sich anheischig machen, zu bezahlen, gestehen Sie zu, daß Sie schuldig . . ."

„Wer wird es glauben?" versetzte der Cardinal mit stolzer Verachtung.

„Dann, mein Herr, wenn Sie nicht annehmen, daß man dies glaube, wird man doch glauben . . ."

Und ein Beben des Zorns verstörte das gewöhnlich so freundliche Gesicht des Königs.

„Sire," erwiederte der Cardinal, „ich weiß nichts von dem, was man sagt; ich weiß nichts von dem, was geschieht; ich kann nur versichern, daß ich das Halsband nicht gehabt habe; ich weiß nur, daß die Diamanten in der Gewalt von Jemand sind, der sich nennen sollte, der es nicht will, und der mich nöthigt, ihm das Wort der Schrift zu sagen: Das Böse falle auf das Haupt dessen, der es begangen hat."

Bei diesen Worten machte die Königin eine Bewegung, um den Arm des Königs zu nehmen. Doch dieser sagte zu ihr:

„Die Streitigkeit findet zwischen Ihnen und ihm statt. Ich frage Sie zum letzten Male: haben Sie das Halsband?"

„Nein! bei der Ehre meiner Mutter! beim Leben meines Sohnes!" antwortete Marie Antoinette.

Voll Freude nach dieser Erklärung, wandte sich der König gegen den Cardinal und sprach:

„Dann ist es eine Angelegenheit zwischen den Gerichten und Ihnen, mein Herr... wenn Sie es nicht etwa vorziehen, es meiner Gnade anheimzustellen."

„Die Gnade der Könige ist für die Schuldigen gemacht, Sire," antwortete der Cardinal; „ich ziehe ihr die Gerechtigkeit der Menschen vor."

„Sie wollen nichts gestehen?"

„Ich habe nichts zu sagen."

„Aber, mein Herr," rief die Königin, „Ihr Schweigen läßt meine Ehre im Spiel!"

Der Cardinal schwieg.

„Wohl denn!" fuhr die Königin fort, „ich werde nicht schweigen; dieses Stillschweigen verwundet mich; es bezeigt eine Großmuth, die ich nicht haben will. Erfahren Sie, Sire, daß das ganze Verbrechen des Herrn Cardinals nicht in dem Verkaufen oder Stehlen des Halsbands besteht."

Herr von Rohan erhob das Haupt und erbleichte.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der König unruhig.

„Madame!...“ murmelte der Cardinal erschrocken.

„Oh! keine Rücksicht, keine Furcht, keine Schwäche wird mir den Mund verschließen, ich habe hier in meinem Herzen Beweggründe, die mich veranlassen würden, meine Unschuld auf einem öffentlichen Platze auszurufen.“

„Ihre Unschuld!“ entgegnete der König. „Wer wäre vermessen oder schändlich genug, Eure Majestät zu nöthigen, dieses Wort auszusprechen!“

„Ich flehe Sie an, Madame!“ sagte der Cardinal.

„Ah! Sie fangen an zu zittern. Ich hatte also richtig errathen, Ihre Komplotte lieben die Dunkelheit! mir den lichten Tag! Sire, fordern Sie den Herrn Cardinal auf, Ihnen zu sagen, was er mir so eben auf diesem Platze gesagt hat.“

„Madame! Madame!“ rief Herr von Rohan, „nehmen Sie sich in Acht, Sie überschreiten die Grenzen.“

„Wie beliebt?“ entgegnete der König voll Stolz. „Wer spricht so mit der Königin? Ich denke, nicht ich.“

„Das ist es gerade,“ sagte Marie Antoinette. „Der Herr Cardinal spricht so zur Königin, weil er das Recht dazu zu haben glaubt.“

„Sie, mein Herr!“ murmelte der König, der leichenbleich geworden.

„Er!“ rief die Königin mit Verachtung, „er!“

„Der Herr Cardinal hat wohl Beweise?“ fragte der König, indem er einen Schritt auf den Prinzen zutrat.

„Herr von Rohan hat Briefe, wie er behauptet!“ sprach die Königin.

„Sprechen Sie, mein Herr!“ rief der König.

„Die Briefe!“ rief die Königin voll Heftigkeit. „Die Briefe.“

Der Cardinal fuhr mit der Hand über seine durch den Schweiß eiskalte Stirne und schien Gott zu fragen, wie er im Geschöpfe so viel Falschheit und Frechheit habe bilden können. Doch er schwieg.

„Oh! das ist noch nicht Alles!" fuhr die Königin fort, die sich allmälig gerade unter dem Einfluß seiner Großmuth belebte. „Der Herr Cardinal hat Rendezvous erhalten."

„Madame, haben Sie Mitleid!" rief der König.

„Haben Sie Scham!" sagte der Cardinal.

„Kurz, mein Herr," sprach die Königin, „wenn Sie nicht der letzte der Menschen sind, wenn Sie etwas auf dieser Welt für heilig halten . . . Sie haben Beweise, liefern Sie dieselben."

Herr von Rohan erhob langsam das Haupt und erwiederte:

„Nein, Madame, ich habe keine."

„Sie werden nicht dieses Verbrechen den andern beifügen," fuhr die Königin fort, „Sie werden nicht Schmach auf Schmach auf mich häufen. Sie haben einen Helfershelfer, einen Genossen, einen Zeugen bei dem Allem, nennen Sie ihn oder sie."

„Wer ist es denn?" fragte der König.

„Frau von La Mothe, Sire," antwortete die Königin.

„Oh!" sprach der König, als er sah, daß seine vorgefaßte Meinung gegen Jeanne sich endlich rechtfertigte; „oh! so ist es. Nun denn! man sehe diese Frau, man befrage sie."

„Oh! ja wohl!" rief die Königin, „sie ist verschwunden. Fragen Sie diesen Herrn, was er mit ihr gemacht hat. Er hatte ein zu großes Interesse dabei, daß sie nicht mehr in der Sache betheiligt war."

„Andere, die ein noch größeres Interesse dabei hatten, als ich, werden sie haben verschwinden lassen," erwiederte der Cardinal.

„Aber, mein Herr," sagte die Königin voll Wuth,

„da Sie unschuldig sind, helfen Sie uns die Schuldigen finden.“

Doch der Cardinal, nachdem er einen letzten Blick geschleudert, drehte den Rücken und kreuzte die Arme.

„Mein Herr,“ sprach der beleidigte König, „Sie werden sich in die Bastille begeben.“

„So gekleidet?“ entgegnete er, „in meinem priesterlichen Gewande? vor dem ganzen Hofe? Wollen Sie bedenken, Sire, das Aergerniß ist ungeheuer. Es wird nur um so schwerer für das Haupt sein, auf welches es einst fällt.“

„Ich will es so,“ sprach der König sehr aufgeregt.

„Das ist ein ungerechter Schmerz, den Sie vor der Zeit einen Prälaten ausstehen lassen, Sire, und die Folter vor der Anklage, das ist nicht gesetzlich.“

„Es muß so sein,“ sprach der König, indem er die Thüre des Gemachs öffnete, um mit den Augen Jemand zu suchen, dem er seinen Befehl ertheilen könnte.

Herr von Breteuil war da, seine gierigen Augen hatten in der Exaltation der Königin, in der Aufregung des Königs, in der Haltung des Cardinals den Untergang eines Feindes errathen.

Der König hatte nicht so bald leise mit ihm zu sprechen aufgehört, als der Siegelbewahrer, sich die Functionen des Kapitäns der Garde anmaßend, mit einer donnernden Stimme, welche bis in den Hintergrund der Gallerien wiederhallte, ausrief:

„Verhaftet den Herrn Cardinal!“

Herr von Rohan bebte. Das Gemurmel, das er unter den Gewölben hörte, die Bewegung der Höflinge, das rasche Erscheinen der Leibwachen gaben dieser Scene einen Charakter finsterer Vorbedeutung.

Der Cardinal ging an der Königin vorbei, ohne sie zu grüßen, was das Blut der stolzen Fürstin kochen machte. Er verbeugte sich sehr demüthig vor dem König und nahm, als er an Herrn von Breteuil vorüberkam, einen so geschickt nuancirten Ausdruck des

Mitleids an, daß der Baron glauben mußte, er habe sich nicht genug gerächt.

Ein Lieutenant von der Leibwache trat schüchtern auf den Cardinal zu und schien von ihm die Bestätigung des Befehls zu fordern, den er gehört hatte.

„Ja, mein Herr," sagte Herr von Rohan, „ja, ich bin verhaftet."

„Sie werden den Herrn in sein Zimmer führen und erwarten, was ich während der Messe beschließe," sprach der König unter einer Todesstille.

Der König blieb, bei geöffneten Thüren, allein bei der Königin, während der Cardinal, dem der Lieutenant von der Leibwache, den Hut in der Hand, voranschritt, sich langsam durch die Gallerie entfernte.

„Madame," sprach der König keuchend, denn er hatte nur mit großer Mühe an sich gehalten, „Sie wissen, daß dies auf ein öffentliches Urtheil, das heißt, auf ein Aergerniß hinausläuft, unter dem die Ehre der Schuldigen fallen wird."

„Meinen Dank!" rief die Königin, voll Innigkeit dem König die Hände drückend; „Sie haben das einzige Mittel, mich zu rechtfertigen, gewählt."

„Sie danken mir!"

„Von ganzer Seele. Sie haben als König gehandelt, ich als Königin; glauben Sie mir!"

„Es ist gut," erwiederte der König, von der lebhaftesten Freude erfüllt. „Wir werden endlich Genugthuung für alle diese Gemeinheiten erhalten. Ist einmal für allemal die Schlange durch Sie und durch mich zertreten, dann werden wir hoffentlich ruhig leben."

Er küßte die Königin auf die Stirne und kehrte in seine Gemächer zurück.

Am Ende der Gallerie hatte Herr von Rohan Böhmer und Bossange gefunden, die einander halb ohnmächtig in den Armen lagen. Dann, einige Schritte davon, erblickte der Cardinal seinen Läufer, der,

erschrocken über dieses Unglück, auf einen Blick seines Herrn lauerte.

„Mein Herr," sagte der Cardinal zu dem Officier, der ihn führte, „den ganzen Tag hier zubringend werde ich viele Menschen in Unruhe versetzen; kann ich nicht meinem Hause verkündigen, daß ich verhaftet bin?"

„Oh! Monseigneur, unter der Voraussetzung, daß Sie Niemand sieht," erwiederte der junge Officier.

Der Cardinal dankte, dann sprach er ein paar Worte deutsch mit seinem Läufer und schrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das er aus einem Meßbuche riß.

Und hinter dem Officier, welcher lauerte, um nicht überrascht zu werden, rollte der Cardinal das Blatt zusammen und ließ es fallen.

„Ich folge Ihnen, mein Herr," sagte er zu dem Officier.

Sie verschwanden in der That Beide.

Der Läufer warf sich auf das Papier, wie ein Geier auf seine Beute, eilte aus dem Schlosse, schwang sich auf sein Pferd und entfloh gegen Paris.

Der Cardinal konnte ihn durch eines von den Fenstern der Treppe, die er mit seinem Führer hinabstieg, auf den Feldern sehen.

„Sie stürzt mich in's Verderben," murmelte er, „ich rette sie! Für Sie, mein König, handle ich; um Deinetwillen, mein Gott, der Du den Beleidigern zu verzeihen befiehlst, um Deinetwillen vergebe ich den Andern . . . Vergib mir!"

LXXVIII.

Die Protocolle.

Kaum war der König ganz glücklich in sein Gemach zurückgekehrt, kaum hatte er den Befehl, Herrn von Rohan in die Bastille zu führen, unterzeichnet, als der Graf von Provence erschien, der bei seinem Eintritt in das Cabinet Herrn von Breteuil Zeichen machte, die dieser, trotz seiner Ehrfurcht und seines guten Willens, nicht verstehen konnte.

Doch nicht an den Siegelbewahrer waren diese Zeichen gerichtet; der Prinz vervielfältigte sie, in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Königs, der, während er seinen Befehl abfaßte, in den Spiegel sah, auf sich zu ziehen.

Der Prinz verfehlte seinen Zweck nicht, der König erblickte die Zeichen und fragte seinen Bruder, nachdem er Herrn von Breteuil weggeschickt hatte:

„Warum machten Sie Herrn von Breteuil Zeichen?"

„Oh! Sire ..."

„Diese Lebhaftigkeit der Geberden, diese geschäftige Miene haben etwas zu bedeuten?"

„Allerdings, aber . . ."

„Es steht Ihnen frei, nicht zu sprechen, mein Bruder," versetzte der König mit einer gereizten Miene.

„Sire, ich habe so eben die Verhaftung des Herrn Cardinals von Rohan erfahren."

„Nun! in welcher Hinsicht, mein Bruder, kann diese Nachricht eine solche Aufregung bei Ihnen verursachen? Scheint Ihnen Herr von Rohan nicht schuldig? Habe ich Unrecht, selbst den Mächtigen zu schlagen?"

„Unrecht? nein, mein Bruder, Sie haben nicht Unrecht. Das ist es nicht, was ich sagen will."

„Ich hätte mich sehr gewundert, Herr Graf von Provence, wenn Sie den Proceß gegen die Königin

einen Menschen gewinnen ließen, der sie zu entehren sucht. Ich bin so eben bei der Königin gewesen, mein Bruder, ein Wort von ihr hat genügt ..."

„Oh! Sire, Gott soll mich behüten, daß ich die Königin anklage, das wissen Sie wohl. Ihre Majestät ... meine Schwägerin hat keinen ergebeneren Freund, als mich. Wie oft ist es mir im Gegentheil geschehen, daß ich sie vertheidigt habe, und zwar, es sei dies ohne Vorwurf gesagt, sogar gegen Sie."

„Wahrhaftig, mein Bruder, klagt man sie denn so oft an?"

„Ich habe Unglück, Sire; Sie packen mich bei jedem von meinen Worten ... Ich wollte nur sagen, die Königin selbst würde mir nicht glauben, wenn ich an ihrer Unschuld zu zweifeln schiene."

„So spenden Sie sich mit mir Beifall zu der Demüthigung, die ich den Cardinal erdulden lasse, zu dem Proceß, der daraus hervorgehen muß, zu dem Aergerniß, das allen den Verleumdungen ein Ziel stecken soll, die man sich gegen eine einfache Frau von Hofe nicht erlauben würde, während Jeder sich zum Echo derselben zu machen wagt, weil die Königin, wie sie sagen, über allen diesen Erbärmlichkeiten stehe."

„Ja, Sire, ich billige ganz und gar das Benehmen Eurer Majestät, und ich sage, in Betreff des Halsbandes gehe Alles auf's Beste."

„Bei Gott! mein Bruder, nichts kann klarer sein. Sieht man nicht von hier Herrn von Rohan sich der vertrauten Freundschaft der Königin rühmen, in ihrem Namen einen Handel für Diamanten abschließen, die sie ausgeschlagen, und sagen lassen, diese Diamanten seien von der Königin oder bei der Königin genommen worden... das ist ungeheuerlich und, wie sie bemerkte: was würde man sagen, wenn ich Herrn von Rohan zum Theilnehmer bei diesem geheimnißvollen Handel hätte?"

„Sire!"

„Und dann wissen Sie nicht, mein Bruder, daß nie eine Verleumdung auf halbem Wege stehen geblieben ist, daß die Leichtfertigkeit von Herrn von Rohan die Königin compromittirt, daß die Erzählung dieser Leichtfertigkeiten sie entehrt?“

„Oh! ja, mein Bruder, ja, Sie haben sehr Recht gehabt, was die Angelegenheit mit dem Halsbande betrifft.“

„Nun!“ fragte der König erstaunt, „gibt es noch eine andere Angelegenheit?“

„Sire . . . die Königin mußte Ihnen sagen . . .“

„Mir sagen . . . was denn?“

„Sire, Sie wollen mich in Verlegenheit bringen, die Königin muß Ihnen nothwendig gesagt haben . . .“

„Was denn, mein Herr? was denn?“

„Sire . . .“

„Ah! die Prahlereien von Herrn von Rohan? sein absichtliches Schweigen, der vorgebliche Briefwechsel?“

„Nein, Sire, nein.“

„Was also? die Unterredungen, welche die Königin Herrn von Rohan in der fraglichen Halsbandsache bewilligt haben soll?“

„Nein Sire, das ist es nicht.“

„Ich weiß nur so viel,“ sprach der König, „daß ich zu der Königin ein unbegrenztes Vertrauen habe, welches sie durch den Adel ihres Charakters verdient. Es war Ihrer Majestät leicht, nichts von dem, was vorgeht, zu sagen. Es war ihr leicht, zu bezahlen oder Andere bezahlen zu lassen, zu bezahlen oder sagen zu lassen; die Königin, die diese Geheimnisse, welche zu Aergernissen wurden, plötzlich im Laufe aufhielt, hat mir bewiesen, daß sie an mich appellire, ehe sie an das ganze Publikum appelliren würde. Mich hat die Königin rufen lassen, mir wollte sie die Sorge, ihre Ehre zu rächen, anvertrauen. Sie hat mich zum Beichtiger, zum Richter genommen, die Königin hat mir folglich Alles gesagt.“

„Nun wohl," erwiederte der Graf von Provence, minder verlegen, als er es hätte sein sollen, weil er fühlte, daß die Ueberzeugung des Königs weniger fest war, als er dies zur Schau stellen wollte, „Sie machen abermals meiner Freundschaft, meiner Ehrfurcht für die Königin, meine Schwägerin, den Proceß; wenn Sie gegen mich mit dieser Empfindlichkeit verfahren, so werde ich Ihnen nichts mehr sagen, denn ich, der ich vertheidige, muß befürchten, für einen Feind oder einen Ankläger gehalten zu werden. Und dennoch sehen Sie, wie sehr Sie sich in dieser Hinsicht gegen die Logik verfehlen. Die Bekenntnisse der Königin haben Sie schon dahin geführt, daß Sie eine Wahrheit finden, die meine Schwägerin vertheidigt. Warum wollten Sie nicht, daß man in Ihren Augen andere Klarheiten glänzen ließe, die noch viel mehr geeignet wären, die ganze Unschuld unserer Königin zu offenbaren?"

„Mein Bruder," erwiederte der König verlegen, „Sie beginnen immer mit Umschweifen und Krümmungen, in denen ich mich verliere."

„Oratorische Vorsichtsmaßregeln, mein Bruder, in Ermangelung von Wärme. Ach! ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, es ist das ein Erziehungsfehler bei mir. Cicero hat mich verdorben."

„Mein Bruder, Cicero ist immer nur trübe, wenn er eine schlimme Sache vertheidigt; Sie haben eine gute, seien Sie um der Liebe Gottes willen klar."

„Mich in meiner Sprechweise kritisiren heißt mich zum Stillschweigen verurtheilen."

„Ah! ja, irritabile genus rhetorum, das sogleich in Hitze geräth," rief der König, bethört durch dieses verschmitzte Wesen des Grafen von Provence, „zur Sache, Advocat, zur Sache! was wissen Sie mehr, als mir die Königin gesagt hat?"

„Mein Gott! Sire, Nichts und Alles. Erörtern wir zuerst das, was die Königin gesagt hat."

„Die Königin hat mir gesagt, sie besitze das Halsband nicht."

„Gut."

„Sie hat mir gesagt, sie habe den Schein der Juweliere nicht unterzeichnet."

„Gut."

„Sie hat mir gesagt, Alles, was sich auf eine Anordnung mit Herrn von Rohan beziehe, sei eine von ihren Feinden erfundene Unwahrheit."

„Sehr gut, Sire."

„Sie behauptet endlich, nie habe sie Herrn von Rohan das Recht gegeben, zu glauben, er sei mehr, als einer ihrer Unterthanen, mehr, als ein Gleichgültiger, mehr, als ein Unbekannter."

„Ah! . . . sie hat das gesagt?"

„Und zwar mit einem Tone, der keine Erwiederung zuließ, denn der Cardinal hat nichts erwiedert."

„Somit, Sire, da der Cardinal nichts erwiederte, bekennt er sich als Lügner, und durch diesen Widerruf gibt er anderen Gerüchten Recht, welche über gewisse von der Königin gewissen Personen zugestandene Bevorzugungen im Umlauf sind."

„Ei, mein Gott! was denn noch?" rief der König entmuthigt.

„Etwas ganz Albernes, wie Sie sehen werden. Sobald erwiesen ist, daß Herr von Rohan nicht mit der Königin spazieren gegangen . . ."

„Wie!" sprach der König, „man sagt, Herr von Rohan sei mit der Königin spazieren gegangen?"

„Was durch die Königin selbst, Sire, und durch die Widerrufung von Herrn von Rohan völlig Lügen gestraft worden ist; doch sobald sich dies erwiesen hat, mußte man, wie Sie wohl begreifen, suchen — die Bosheit hat sich dessen auch nicht enthalten — wie es komme, daß die Königin bei Nacht im Parke von Versailles spazieren gegangen."

„Bei Nacht! im Parke von Versailles! ... die Königin? ..."

„Und mit wem sie spazieren gegangen," fuhr kalt der Graf von Provence fort.

„Mit wem? ..." murmelte der König.

„Gewiß ... sind nicht Aller Augen auf das gerichtet, was eine Königin thut? sind diese Augen, die der Glanz des Tages oder der Glanz der Majestät nie blendet, nicht noch viel scharfsichtiger, wenn es sich darum handelt, in der Nacht zu sehen?"

„Aber, mein Bruder, nehmen Sie sich in Acht. Sie sagen da schändliche Dinge."

„Sire, ich wiederhole, und ich wiederhole mit einer solchen Entrüstung, daß ich, dessen bin ich sicher, Eure Majestät zur Entdeckung der Wahrheit antreiben werde."

„Wie, mein Herr! man sagt, die Königin sei bei Nacht, in Gesellschaft ... im Parke von Versailles spazieren gegangen!"

„Nicht in Gesellschaft, Sire, mit einer Person allein ... Oh! wenn man sagte, in Gesellschaft, dann wäre es nicht der Mühe werth, daß wir darauf achteten."

Der König brach plötzlich los:

„Sie werden mir beweisen, was Sie wiederholen, und zu diesem Ende beweisen Sie, was man gesagt hat."

„Oh! das ist zu leicht," erwiederte Herr von Provence. „Es sind vier Zeugnisse da: das erste ist das meines Jagdkapitäns, der die Königin zwei Tage, oder vielmehr zwei Nächte hintereinander aus dem Parke von Versailles durch die Thüre der Jägermeisterei hat herausgehen sehen; hier ist der Titel, er ist mit seiner Unterschrift versehen, lesen Sie."

Der König nahm zitternd das Papier, las es und gab es dann seinem Bruder zurück.

„Sie werden ein interessanteres sehen, Sire: es ist von dem Nachtwächter, der in Trianon aufgestellt ist,

er erklärt, die Nacht sei gut gewesen, ein Schuß sei gefallen, ohne Zweifel von Wildschützen im Walde von Satory; in den Parken sei es ruhig geblieben, ausgenommen an dem Tag, an welchem die Königin mit einem Cavalier, dem sie den Arm gegeben, spazieren gegangen. Sehen Sie, das Protocoll ist ausführlich."

Der König las abermals, schauerte und ließ seine Arme an seinem Leib herabfallen.

„Der dritte Zeuge," fuhr unstörbar der Herr Graf von Provence fort, „ist ein Portier vom Ostthor. Dieser Mann hat die Königin gesehen und erkannt, in dem Augenblick, wo sie durch die Thüre der Jägermeisterei herauskam. Er sagt, wie die Königin gekleidet gewesen, sehen Sie, Sire; er sagt auch, von fern habe er den Cavalier, der Ihre Majestät gerade verlassen, nicht zu erkennen vermocht, doch seiner Haltung nach habe es ihm geschienen, es sei ein Officier gewesen. Dieses Protocoll ist unterzeichnet. Er fügt etwas Interessantes bei, nämlich, die Anwesenheit der Königin könne nicht in Zweifel gezogen werden, weil Ihre Majestät von Frau von La Mothe, einer Freundin der Königin, begleitet gewesen sei."

„Einer Freundin der Königin!" rief wüthend der König. „Ja, es steht hier so, Freundin der Königin!"

„Seien Sie deshalb einem ehrlichen Diener nicht böse, Sire, er kann nur eines Uebermaßes von Eifer beschuldigt werden, er ist beauftragt, zu hüten, und hütet, zu wachen, und wacht.

„Der letzte," fuhr der Graf von Provence fort, „scheint mir der klarste von allen. Er ist vom Schlossermeister beauftragt, nachzusehen, ob alle Thüren und Thore, nachdem man Retraite geschlagen, gut geschlossen seien. Dieser Mann, Eure Majestät kennt ihn, bezeugt, die Königin mit einem Cavalier in die Apollo-Bäder eintreten gesehen zu haben."

Bleich und seinen Groll erstickend, riß der

König das Papier aus den Händen des Grafen und las es.

Herr von Provence fuhr nichtsdestoweniger während dieses Lesens fort:

„Es ist wahr, Frau von La Mothe war außen, etwa zwanzig Schritte von den Bädern entfernt, und die Königin blieb nur ungefähr eine halbe Stunde in dem Saale."

„Aber der Name des Cavaliers," rief der König.

„Sire, er ist in dem Berichte nicht genannt, und Eure Majestät muß sich zu diesem Behufe die Mühe nehmen, ein letztes Certificat, das ich hier habe, zu durchgehen; es ist von einem Forstwart, der hinter der Ringmauer bei den Apollo-Bädern auf dem Anstand war."

„Datirt vom andern Tag," sagte der König.

„Ja, Sire, und er hat die Königin aus dem Park durch die kleine Thüre hervorkommen und hinausschauen sehen, sie führte sich am Arme von Herrn von Charny."

„Am Arme von Herrn von Charny," rief der König halb wahnsinnig vor Zorn und Scham, „gut . . . gut. Warten Sie hier auf mich, Graf, wir werden endlich die Wahrheit erfahren.

Und der König stürzte aus seinem Cabinet.

LXXIX.

Eine letzte Anschuldigung.

In dem Augenblick, wo der König das Zimmer der Königin verlassen hatte, lief diese nach dem Boudoir, wo Herr von Charny Alles zu hören im Stande gewesen.

Sie öffnete die Thüre, kehrte sogleich wieder zurück

und schloß die ihres Gemachs. Dann fiel sie, als wäre sie zu schwach gewesen, solchen Stößen zu widerstehen, in einen Lehnstuhl und erwartete stillschweigend, was Herr von Charny, ihr furchtbarster Richter, über sie beschließen würde.

Doch sie wartete nicht lange, der Graf kam trauriger und bleicher, als er je gewesen, aus dem Nebenzimmer heraus.

„Nun?" sagte sie.

„Madame," erwiederte er, „Sie sehen, daß sich Alles dem widersetzt, daß wir Freunde seien. Wenn es nicht meine Ueberzeugung ist, was Sie verletzt, so wird es fortan das öffentliche Gerücht sein; bei dem Aergerniß, das heute geschehen, ist keine Ruhe mehr für mich, kein Waffenstillstand mehr für Sie. Erbitterter nach dieser ersten Wunde, die sie Ihnen beigebracht haben, werden die Feinde auf Sie niederstürzen, um Ihr Blut zu trinken, wie es die Mücken auf der verwundeten Gazelle thun."

„Sie suchen sehr lange ein natürliches Wort und können keines finden," sagte schwermüthig die Königin.

„Ich glaubte Eurer Majestät nie Anlaß gegeben zu haben, einen Verdacht gegen meine Offenherzigkeit zu hegen; ist sie zuweilen losgebrochen, so geschah es mit zu viel Härte, und ich bitte darob um Verzeihung."

„Was ich also gemacht habe," versetzte die Königin sehr bewegt, „dieser Lärm, dieser gefährliche Angriff gegen einen der vornehmsten Herren des Reiches, meine Feindschaft mit der Kirche erklärt, mein Ruf den Leidenschaften des Parlaments ausgesetzt, dies Alles genügt Ihnen nicht. Ich spreche nicht von dem für immer beim König erschütterten Vertrauen, Sie dürfen sich nicht darum bekümmern, nicht wahr? Der König! was ist das . . . ein Gatte!"

Und sie lächelte mit einer solchen Bitterkeit, daß die Thränen ihren Augen entstürzten.

„Oh!" rief Charny, „Sie sind die edelste, die

hochherzigste der Frauen. Wenn ich Ihnen nicht auf der Stelle antworte, wie mich mein Herz dazu zwingt, so ist dies der Fall, weil ich mich Allem untergeordnet fühle, und ich dieses erhabene Herz nicht dadurch, daß ich einen Platz darin verlange, zu entheiligen wage."

„Herr von Charny, Sie halten mich für schuldig?"

„Madame! . . ."

„Herr von Charny, Sie haben den Worten des Cardinals Glauben geschenkt?"

„Madame!"

„Herr von Charny, ich fordere Sie auf, mir zu sagen, welchen Eindruck auf Sie die Haltung von Herrn von Rohan gemacht hat?"

„Ich muß sagen, Madame, Herr von Rohan ist weder ein Wahnsinniger gewesen, wie Sie es ihm vorgeworfen, noch ein schwacher Mensch, wie man dies glauben könnte: er ist ein überzeugter Mann, er ist ein Mann, der Sie liebte, der Sie liebt und in diesem Augenblick das Opfer eines Irrthums ist, der ihn zum Untergang führen wird, und Sie . . ."

„Mich?"

„Sie zu einer unvermeidlichen Schmach."

„Mein Gott! vor mir erhebt sich ein drohendes Gespenst, jenes verhaßte Weib, Frau von La Mothe, welche verschwunden ist, als ihre Zeugschaft uns Alles, Ruhe, Ehre, Sicherheit für die Zukunft wiedergeben konnte."

„Diese Frau ist der böse Genius Ihrer Person, sie ist die Geißel des Königreiches; diese Frau, die Sie unkluger Weise zur Theilnahme an Ihren Geheimnissen und leider vielleicht auch an Ihrer innigen Vertraulichkeit zugelassen haben . . ."

„Meine Geheimnisse, meine Vertraulichkeit, ah! mein Herr, ich bitte Sie!" rief die Königin.

„Madame, der Cardinal hat klar genug gesagt und klar genug bewiesen, daß Sie mit ihm Verabredung in Beziehung auf den Ankauf des Halsbandes getroffen hatten."

„Ah! . . . Sie kommen hierauf zurück, Herr von Charny," sagte die Königin erröthend.

„Verzeihen Sie, Sie sehen wohl, ich bin ein minder edles Herz, als Sie, Sie sehen wohl, ich bin unwürdig, berufen zu sein, Ihre Gedanken zu kennen. Ich suche zu mildern, und ich reize auf."

„Hören Sie, mein Herr," sprach die Königin, zu einem mit Stolz gemischten Zorne zurückkehrend, „was der König glaubt, kann alle Welt glauben; ich werde nicht leichter für meine Freunde als für meinen Gemahl sein. Mir scheint, es kann ein Mann eine Frau nicht gern sehen, wenn er nicht Achtung für diese Frau hegt. Ich spreche nicht in Beziehung auf Sie," unterbrach sie sich lebhaft; „ich bin kein Weib, ich bin eine Königin, Sie sind kein Mann, sondern ein Richter für mich."

Charny verbeugte sich so tief, daß die Königin die Genugthuung und die Demüthigung dieses getreuen Unterthans hinreichend finden mußte. Plötzlich sprach sie:

„Ich hatte Ihnen gerathen, auf Ihren Gütern zu bleiben; das war ein weiser Plan. Fern vom Hofe, dem Ihre Gewohnheiten, Ihre Biederkeit, Ihre Unerfahrenheit, erlauben Sie mir, dies zu sagen, widersprechen, fern vom Hofe hätten Sie die Personen, die Ihre Rolle auf diesem Theater spielen, besser gewürdigt. Man muß die optische Täuschung wahren, Herr von Charny, man muß seine Schminke und seine hohen Absätze vor der Menge festhalten. Eine zu rasch zur Herablassung geneigte Königin habe ich es vernachlässigt, bei denjenigen, welche mich liebten, das blendende Zauberwerk des Königthums zu unterhalten. Ah! Herr von Charny, die Glorie, welche eine Krone um die Stirne der Königinnen zeichnet, überhebt sie der Keuschheit, der Sanftmuth, des Geistes und des Herzens besonders. Man ist Königin, mein Herr, man herrscht, wozu dient es, sich lieben zu machen?"

„Ich vermöchte Ihnen nicht zu sagen, Madame,

wie weh mir die Strenge Eurer Majestät thut," erwiederte Charny sehr bewegt. „Ich konnte vergessen, daß Sie meine Königin waren, doch lassen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich nie vergessen habe, Sie seien die erste der Frauen, welche würdig meiner Achtung und meiner . . ."

„Vollenden Sie nicht, ich bettle nicht. Ja, ich habe es gesagt, eine Abwesenheit ist für Sie nothwendig. Es sagt mir etwas, Ihr Name werde am Ende bei dem Allem ausgesprochen werden."

„Madame, unmöglich!"

„Sie sagen, unmöglich! Ei! denken Sie doch an die Macht derjenigen, welche seit sechs Monaten mit meiner Ruhe, meinem Leben spielten. Sagten Sie nicht, der Herr Cardinal sei überzeugt, er handle in Folge eines Irrthums, in den man ihn versenkt? Diejenigen, welche solche Ueberzeugungen bewerkstelligen, diejenigen, welche solche Irrthümer veranlassen, sind stark genug, Ihnen zu beweisen, Sie seien ein unredlicher Unterthan für den König und für mich ein schmählicher Freund. Diejenigen, welche so glücklich das Falsche ersinnen, entdecken sehr leicht die Wahrheit! Verlieren Sie keine Zeit, die Gefahr ist ernst; ziehen Sie sich auf Ihre Güter zurück, fliehen Sie das Aergerniß, das aus dem Kampfe entspringen muß, den man mir machen wird; mein Geschick soll Sie nicht fortreißen, Ihre Laufbahn soll sich nicht verloren gehen. Ich, die ich, Gott sei Dank, die Unschuld und die Stärke habe; ich, die ich keine Flecken an meinem Leben habe; ich, die ich entschlossen bin, wenn es sein muß, meine Brust zu öffnen, um meinen Feinden die Reinheit meines Herzens zu zeigen; ich werde widerstehen. Für Sie wäre hier der Ruin, die Verleumdung, der Kerker vielleicht. Tragen Sie dieses so hochherzig gebotene Geld wieder fort; nehmen Sie die Versicherung mit sich, daß nicht eine von den edelmüthigen Bewegungen

Ihrer Seele mir entgangen ist; daß nicht einer Ihrer Zweifel mich verletzt, daß nicht eines Ihrer Leiden mich kalt gelassen hat; reisen Sie und suchen Sie anderswo, was Ihnen die Königin von Frankreich nicht mehr geben kann: den Glauben, die Hoffnung, das Glück. Von jetzt an, bis Paris die Verhaftung des Cardinals weiß, bis das Parlament zusammenberufen ist, bis die Zeugschaften beigebracht sind, rechne ich ungefähr vierzehn Tage. Reisen Sie! Ihr Oheim hat zwei Schiffe in Cherbourg und in Nantes bereit liegen; wählen Sie; aber entfernen Sie sich von mir. Ich bringe Unglück; entfernen Sie sich von mir. Ich hing nur an Einem in dieser Welt, und da es mir entgeht, so fühle ich mich verloren."

Nach diesen Worten stand die Königin auf und schien Charny die Entlassung zu geben, welche die Audienzen endigt.

Er näherte sich ihr eben so ehrfurchtsvoll, aber rascher, und sprach mit bebender Stimme:

„Eure Majestät hat mir so eben meine Pflicht vorgeschrieben. Nicht auf meinen Gütern, nicht außerhalb Frankreich ist die Gefahr, in Versailles ist es, wo man Sie beargwohnt, in Paris, wo man Sie richtet. Es ist von Gewicht, Madame, daß jeder Verdacht verschwinde, daß jeder Spruch eine Rechtfertigung sei, und da Sie keinen redlicheren Zeugen, keine entschlossenere Stütze zu haben vermöchten, so bleibe ich. Diejenigen, welche so viele Dinge wissen, Madame, werden sie sagen. Aber wir werden wenigstens das für Leute von Herz unschätzbare Glück haben, unsere Feinde von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sie mögen zittern vor der Majestät einer unschuldigen Königin und vor dem Muthe eines Mannes, der besser ist, als sie. Ja, ich bleibe, Madame, und glauben Sie, Eure Majestät hat nicht nöthig, mir länger ihre Gedanken zu verbergen; sie weiß wohl, daß ich nicht fliehe; sie weiß wohl, daß ich nichts fürchte; sie weiß auch wohl,

daß sie, um mich nicht mehr zu sehen, nicht nöthig hat, mich in die Verbannung zu schicken. Oh! Madame, von fern verstehen sich die Herzen, von fern sind die Aufathmungen glühender, als von der Nähe. Sie wollen, daß ich reise, um Ihretwillen, nicht meinetwegen; seien Sie unbesorgt; nahe genug, um Ihnen beizustehen, um Sie zu vertheidigen, werde ich doch nicht im Stande sein, Sie zu beleidigen oder Ihnen zu schaden. Nicht wahr, Sie haben mich nicht gesehen, als ich acht Tage lang hundert Klafter von Ihnen entfernt wohnte, jeden Ihrer Schritte bewahrte und in Ihrem Leben lebte? Nun wohl! es wird diesmal ebenso sein, denn ich kann Ihren Willen nicht vollziehen, ich kann nicht reisen! Ueberdies . . . was ist Ihnen daran gelegen? Werden Sie an mich denken?"

Sie machte eine Bewegung, welche sie von dem jungen Manne entfernte, und erwiederte:

„Wie es Ihnen beliebt ... Doch Sie haben mich begriffen, Sie sollen sich nie in meinem Worte täuschen, ich bin keine Coquette, Herr von Charny; sagen, was sie denkt, denken, was sie sagt, das ist das Privilegium einer wahren Königin! ich bin so. Eines Tags, mein Herr, habe ich Sie unter Allen auserwählt. Irgend Etwas zog mein Herz zu Ihnen hin. Es dürstete mich nach einer starken und reinen Freundschaft, ich habe Sie dies wohl sehen lassen, nicht wahr? Heute ist es nicht mehr ebenso, ich denke nicht mehr, was ich dachte. Ihre Seele ist keine Schwester der meinigen mehr. Ich sage Ihnen ebenso offenherzig: schonen wir einander."

„Es ist gut, Madame," sprach Charny, „nie glaubte ich, Sie haben mich erwählt, nie glaubte ich . . . Ah! Madame, ich widerstehe dem Gedanken nicht, Sie zu verlieren. Madame, ich bin trunken vor Eifersucht und Angst. Madame, ich werde es nicht ertragen, daß Sie mir Ihr Herz entziehen, es gehört mir, Sie haben es mir geschenkt, nur mit meinem Leben wird man es mir nehmen. Seien Sie Weib, seien Sie gut,

mißbrauchen Sie nicht meine Schwäche, denn Sie haben mir so eben meine Zweifel vorgeworfen und schmettern mich in diesem Augenblick mit den Ihrigen nieder."

„Kinderherz, Weiberherz . . . ich soll auf Sie zählen! ... Was für schöne Vertheidiger sind wir für einander! Schwacher! oh! ja, Sie sind es; und ich, ach! ich bin nicht stärker, als Sie."

„Ich würde Sie nicht lieben, wären Sie anders, als Sie sind."

„Wie!" rief sie mit einem lebhaften, leidenschaftlichen Ausdruck, „diese verfluchte Königin, diese verlorene Königin, diese Frau, welche ein Parlament richten wird, welche die öffentliche Meinung verurtheilen und ein König, ihr Gatte vielleicht, fortjagen wird, diese Frau findet ein Herz, das sie liebt!"

„Einen Diener, der sie verehrt und ihr alles Blut seines Herzens im Austausch einer Thräne bietet, die sie so eben vergoß."

„Diese Frau," rief die Königin, „ist gesegnet, sie ist stolz, sie ist die erste der Frauen, sie ist die glücklichste von allen, diese Frau ist zu glücklich, Herr von Charny, ich weiß nicht, wie sich diese Frau beklagen konnte, verzeihen Sie ihr."

Charny fiel zu den Füßen der Königin und küßte sie in einem religiösen Liebesentzücken.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre des geheimen Ganges, und der König blieb zitternd und wie vom Blitze getroffen auf der Schwelle stehen.

Er hatte den Mann, den Herr von Provence anschuldigte, zu den Füßen der Königin überrascht.

LXXX.

Die Heirathsbitte.

Die Königin und Charny wechselten einen Blick so voll Angst und Schrecken, daß ihr grausamster Feind in diesem Augenblick Mitleid mit ihnen gehabt hätte.

Charny erhob sich langsam und verbeugte sich vor dem König mit einer tiefen Ehrfurcht.

Man sah das Herz von Ludwig XVI. heftig unter den Spitzen seines Jabot schlagen.

„Oh!“ sagte er mit dumpfer Stimme, . . . „Herr von Charny!“

Der Graf antwortete nur durch eine neue Verbeugung.

Die Königin fühlte, daß sie nicht sprechen konnte, und daß sie verloren war.

Der König fuhr mit einer unglaublichen Maßhaltung fort:

„Herr von Charny, es ist nichts weniger als ehrenvoll für einen Edelmann, auf dem Verbrechen des Diebstahls ertappt zu werden.“

„Diebstahl!“ murmelte Charny.

„Diebstahl!“ wiederholte die Königin, welche noch an ihren Ohren die furchtbaren Anschuldigungen in Betreff des Halsbands zischen zu hören glaubte und vermuthete, der Graf sollte befleckt werden, wie sie.

„Ja,“ sprach der König, „vor der Frau eines Andern niederknieen, ist ein Diebstahl; und wenn diese Frau eine Königin ist, mein Herr, so nennt man dies das Verbrechen der Majestätsbeleidigung; ich werde Ihnen das durch meinen Siegelbewahrer sagen lassen.“

Der Graf wollte sprechen, er wollte seine Unschuld betheuern, doch, ungeduldig in ihrer Großmuth, wollte es die Königin nicht dulden, daß man einer Unwürdigkeit den Mann beschuldigte, den sie liebte; sie kam ihm zu Hülfe und sagte rasch:

„Sire, Sie sind, wie mir scheint, auf einem Wege schlimmer Verdachte und ungünstiger Muthmaßungen; diese Verdachte, diese vorgefaßten Meinungen treffen falsch, das muß ich Ihnen bemerken. Ich sehe, daß die Ehrfurcht die Zunge des Grafen fesselt; doch ich, die ich sein Herz aus dem Grunde kenne, werde ihn nicht anklagen lassen, ohne ihn zu vertheidigen."

Hier hielt sie inne, erschöpft durch ihre Aufregung, erschrocken über die Lüge, die sie zu finden genöthigt sein sollte, verwirrt endlich, weil sie dieselbe nicht fand.

Doch dieses Zögern, das ihr, dem stolzen Geiste der Königin, selbst verhaßt vorkam, war ganz einfach die Rettung der Frau. In diesen gräßlichen Treffen, wo häufig um die Ehre und das Leben derjenigen, welche man ertappt hat, gespielt wird, genügt eine gewonnene Minute, um zu retten, wie eine verlorene Secunde genügt hatte, um in's Verderben zu stürzen.

Einzig und allein durch den Instinkt hatte die Königin die Gelegenheit des Aufschubs ergriffen; sie hatte den Verdacht des Königs plötzlich im Laufe aufgehalten; sie hatte seinen Geist irre geleitet und den des Grafen befestigt. Diese entscheidenden Minuten haben rasche Flügel, auf denen die Ueberzeugung eines Eifersüchtigen so fern weggetragen wird, daß sie sich beinahe nie wieder einfindet, wenn sie nicht der Schutzdämon der Liebesneidischen auf den seinigen zurückträgt.

„Werden Sie mir zufällig sagen," erwiederte Ludwig XVI., der von der Rolle des Königs in die Rolle des beängstigten Gatten fiel, „werden Sie mir sagen, ich habe Herrn von Charny nicht vor Ihnen knieen sehen, Madame? Um aber niederzuknieen, ohne aufgehoben zu werden, muß . . ."

„Muß, mein Herr!" sprach die Königin mit strengem Tone, „muß ein Unterthan der Königin von Frankreich eine Gnade von dieser zu erbitten haben . . . Das ist, glaube ich, ein Fall, der ziemlich häufig bei Hofe vorkommt."

„Eine Gnade von Ihnen erbitten!" rief der König.

„Und zwar eine Gnade, die ich nicht bewilligen 'onnte," fuhr die Königin fort, „sonst wäre Herr von Sharny nicht so dringlich gewesen, das schwöre ich Ihnen, und ich hätte ihn sehr rasch mit der Freude ufgehoben, nach seinen Wünschen einem Edelmann zu villfahren, den ich ganz besonders hoch schätze."

Charny athmete. Das Auge des Königs war nentschieden geworden; seine Stirne entwaffnete sich llmälig von der ungewöhnlichen Drohung, welche diese eberraschung zu ihr aufsteigen gemacht hatte.

Mittlerweile suchte Marie Antoinette, suchte sie it der Wuth, zu einer Lüge genöthigt zu sein, mit m Schmerz, nichts Wahrscheinliches zu finden.

Indem sie sich unfähig bekannt, dem Grafen die nade zu bewilligen, um die er nachsuchte, hatte sie e Neugierde des Königs in Fesseln zu schlagen geglaubt, hatte geglaubt, das Verhör würde hiebei stehen eiben. Sie täuschte sich: jede andere Frau wäre, niger Starrheit an den Tag legend, geschickter gewesen, er für sie war es eine gräßliche Marter, vor dem ann, den sie liebte, zu lügen. Sich unter dem elenden d falschen Lichte des Komödienbetrugs zeigen hieß e diese Falschheiten, alle diese Ränke, alle diese anoeuvres der Intrigue des Parks durch eine ihrer händlichkeit entsprechende Entwickelung schließen; es ß beinahe sich strafbar zeigen; es war schlimmer, der Tod.

Sie zögerte noch; sie würde ihr Leben gegeben en, hätte Charny die Lüge gefunden; doch er, der iche Edelmann, konnte es nicht, er dachte nicht nal daran. Er befürchtete in seinem Zartgefühle sehr, nur zur Vertheidigung der Königin geneigt zu einen.

Was wir hier in vielen Zeilen, in zu vielen Zeilen eicht, obgleich die Lage furchtbar ist, schreiben, eine

halbe Minute genügte für die drei Personen dieser Scene, um es zu fühlen und auszudrücken.

Marie Antoinette wartete, an den Lippen des Königs hängend, auf die Frage, welche endlich vortrat.

„Sprechen Sie, Madame, sagen Sie, welche Gnade es ist, die, von Herrn von Charny vergebens nachgesucht, diesen dazu gebracht hat, daß er vor Ihnen niederkniete.“

Und als wollte er die Härte dieser argwöhnischen Frage mildern, fügte der König bei:

„Ich bin vielleicht glücklicher, als Sie, Madame, und Herr von Charny wird nicht nöthig haben, vor mir niederzuknieen.“

„Sire, ich habe Ihnen schon gesagt, Herr von Charny verlange eine unmögliche Sache.“

„Nennen Sie mir dieselbe wenigstens.“

„Was kann man auf den Knieen erbitten?“ sagte die Königin zu sich selbst, . . . „was kann man von mir erflehen, was zu bewilligen unmöglich ist? . . . oh! mein Gott!“

„Ich warte,“ sprach der König.

„Sire, die Bitte von Herrn von Charny ist ein Familiengeheimniß.“

„Es gibt keine Geheimnisse für mich, für den König, für ihn, der Herr seines Reiches, der Familienvater und interessirt ist bei der Ehre, bei der Sicherheit aller seiner Unterthanen, die seine Kinder sind, selbst,“ fügte Ludwig mit einer furchtbaren Würde bei, „selbst wenn diese entarteten Kinder die Ehre und die Sicherheit ihres Vaters antasten.“

Die Königin sprang unter dieser dräuenden Gefahr auf.

„Herr von Charny,“ rief sie, den Geist verstört, die Hand zitternd, „Herr von Charny wollte von mir verlangen . . .“

„Was denn, Madame?“

„Eine Erlaubniß, um zu heirathen.“

„Wahrhaftig!“ rief der König, zuerst beruhigt;

dann aber sogleich wieder in seine eifersüchtige Bangigkeit zurücksinkend, sagte er, ohne zu bemerken, wie sehr die arme Frau litt, daß sie diese Worte gesprochen, wie bleich Charny durch das Leiden der Königin war:

„Nun! in wiefern ist es denn unmöglich, daß Herr von Charny heirathet? Ist er nicht von gutem Adel? Hat er nicht ein schönes Vermögen? Ist er nicht tapfer und schön? Wahrhaftig, um ihm nicht Zutritt bei einer Familie zu geben, um ihn auszuschlagen, wenn man Frau ist, muß man Prinzessin von Geblüt oder verheirathet sein; ich sehe nur diese zwei Gründe, welche eine Unmöglichkeit denkbar machen. Sagen Sie mir also den Namen der Frau, Madame, welche Herr von Charny gern heirathen möchte, und ist sie weder in dem einen, noch in dem andern Fall, so stehe ich dafür, daß ich die Schwierigkeit heben werde . . . um Ihnen zu gefallen."

Hingezogen durch die immer mehr wachsende Gefahr, fortgerissen durch die Folge ihrer ersten Lüge, sprach die Königin mit Kraft:

„Nein, mein Herr, nein, es gibt Schwierigkeiten, die Sie nicht besiegen können. Die, welche uns in Anspruch nimmt, ist von dieser Art . . ."

„Ein Grund mehr, daß ich erfahre, was dem König unmöglich ist," unterbrach sie Ludwig XVI. mit dumpfem Zorn.

Charny schaute die Königin an; sie schien dem Wanken nahe. Er hätte einen Schritt gegen sie gemacht, der König hielt ihn durch seine Unbeweglichkeit zurück . . . Mit welchem Rechte hätte er, der nichts für diese Frau war, seine Hand und seinen Beistand derjenigen angeboten, die ihr König und ihr Gatte verließ.

„Welches ist die Macht, gegen die der König keine Wirksamkeit hat?" fragte sie sich. „Mein Gott! noch diese Idee, diese Hülfe!"

Plötzlich durchzuckte ein Schimmer ihren Geist.

„Ah! Gott selbst schickt mir diese Hülfe," murmelte sie. „Diejenigen, welche Gott gehören, können ihm nicht genommen werden, nicht einmal durch den König."

Dann erhob sie das Haupt und sprach zu Ludwig XVI.:

„Sire, diejenige, welche Herr von Charny gern heirathen möchte, ist in einem Kloster."

„Ah!" rief der König. „das ist ein Grund; es ist in der That schwierig, Gott sein Gut zu nehmen, um es den Menschen zu geben. Aber es ist seltsam, daß Herr von Charny so schnell diese Liebe gefaßt hat: nie hat Jemand mit mir davon gesprochen, nicht einmal sein Oheim, der Alles von mir erlangen kann. Wer ist die Frau, die Sie lieben, Herr von Charny, sagen Sie es mir, ich bitte Sie."

Die Königin fühlte einen stechenden Schmerz. Sie sollte einen Namen aus dem Munde von Olivier kommen hören, sie sollte die Qual dieser Liebe erdulden, und wer weiß, ob nicht Charny einen einst geliebten Namen, eine noch blutende Erinnerung an die Vergangenheit, oder einen Namen, der der Keim einer Liebe, eine unbestimmte Hoffnung auf die Zukunft, zu nennen im Begriff war. Um diesen furchtbaren Schlag nicht zu empfangen, kam Marie Antoinette zuvor und rief plötzlich:

„Sire, Sie kennen diejenige, welche Herr von Charny zu heirathen verlangt, es ist . . . es ist Fräulein Andrée von Taverney."

Charny gab einen Schrei von sich und verbarg sein Gesicht in seinen beiden Händen.

Die Königin drückte ihre Hand an ihr Herz und wäre beinahe ohnmächtig in ihren Lehnstuhl gefallen.

„Fräulein von Taverney," wiederholte der König, „Fräulein von Taverney, die sich nach Saint-Denis zurückgezogen hat?"

„Ja, Sire," antwortete die Königin mit schwachem Tone.

„Sie hat aber noch nicht das Gelübde abgelegt, so viel ich weiß?"

„Doch sie muß es thun."

„Wir werden dabei eine Bedingung stellen," sagte der König. „Warum sollte sie übrigens das Gelübde ablegen?" fügte er mit einem letzten Sauerteig von Mißtrauen bei.

„Sie ist arm . . . Sie haben nur ihren Vater bereichert," sprach Marie Antoinette mit hartem Tone.

„Das ist ein Unrecht, das ich wieder gut machen werde. Herr von Charny liebt sie . . ."

Die Königin bebte und warf Charny einen gierigen Blick zu, als wollte sie ihn anflehen, daß er leugne.

Charny schaute Marie Antoinette starr an und antwortete nicht.

„Wohl!" sagte der König, der dieses Stillschweigen für eine ehrfurchtsvolle Beistimmung nahm, „und ohne Zweifel liebt Fräulein von Taverney Herrn von Charny? Ich werde Fräulein von Taverney aussteuern; ich gebe ihr die fünfmal hundert tausend Livres, die ich eines Tags, für Sie, Herrn von Calonne abschlagen mußte. Danken Sie der Königin, Herr von Charny, daß sie die Güte gehabt hat, mir diese Sache zu erzählen und so das Glück Ihres Lebens zu sichern."

Charny machte einen Schritt vorwärts und verbeugte sich wie eine bleiche Bildsäule, der Gott durch ein Wunder einen Augenblick das Leben gegeben hätte.

„Oh! das ist wohl der Mühe werth, daß Sie noch einmal niederknieen," sagte der König mit jener leichten Nuance von plattem Spott, der zu oft bei ihm den traditionellen Adel seiner Ahnen verminderte.

Die Königin bebte und reichte mit einer freiwilligen Bewegung dem jungen Mann ihre beiden Hände. Er kniete vor ihr nieder und drückte auf diese schönen eiskalten Hände einen Kuß, in dem er seine Seele aushauchen zu dürfen Gott anflehte.

„Auf!" sprach der König, „überlassen wir nun der

Königin die Sorge für Ihre Angelegenheiten, kommen Sie, mein Herr, kommen Sie."

Und er ging sehr rasch voran, so daß sich Charny auf der Schwelle umdrehen und den unaussprechlichen Schmerz dieses ewigen Abschieds sehen konnte, den ihm die Augen der Königin zusandten.

Die Thüre schloß sich wieder zwischen ihnen, eine fortan unübersteigliche Schranke für unschuldige Liebe.

LXXXI.

Saint-Denis.

Die Königin war allein und in Verzweiflung. So viele Schläge trafen sie zugleich, daß sie nicht mehr wußte, von welcher Seite der heftigste Schmerz kam.

Nachdem sie eine Stunde in diesem Zustand des Zweifels und der Niedergeschlagenheit geblieben war, sagte sie sich, es sei Zeit, einen Ausgang zu suchen. Die Gefahr wuchs. Stolz auf einen über den Anschein davon getragenen Sieg, würde sich der König beeilen, das Gerücht zu verbreiten. Es könnte geschehen, daß dieses Gerücht auswärts so aufgenommen würde, daß der ganze Vortheil des begangenen Betrugs verloren wäre.

Dieser Betrug, ach! wie sehr machte sich ihn die Königin zum Vorwurf; wie gern hätte sie das entflogene Wort wieder zurückgenommen, wie gern hätte sie, selbst Andrée, das chimärische Glück entzogen, das diese vielleicht ausschlagen würde.

Hier erhob sich in der That eine andere Schwierigkeit. Der Name Andrée hatte Alles vor dem König gerettet. Aber wer konnte für diesen launenhaften, unabhängigen, eigenwilligen Geist stehen, den man

Fräulein von Taverney nannte? wer konnte darauf zählen, daß diese stolze Person ihre Freiheit, ihre Zukunft zu Gunsten einer Königin entäußern würde, die sie wenige Tage zuvor als Feindin verlassen hatte?

Was würde dann geschehen? weigerte sich Andrée, und dies war wahrscheinlich, so stürzte das ganze Lügengerüste ein. Die Königin würde eine Intrigantin von mittelmäßigem Geiste, Charny ein flacher Cicisbeo, und in eine Anklage verwandelt, nahm die Verleumdung die Verhältnisse eines unzweifelhaften Ehebruchs an.

Marie Antoinette fühlte, wie ihr Verstand bei diesen Betrachtungen sich verwirrte; sie hätte beinahe ihrer Möglichkeit nachgegeben; sie senkte ihren brennenden Kopf in ihre Hände und wartete.

Wem sich anvertrauen? Wer war denn die Freundin der Königin? Frau von Lamballe? Oh! die reine Vernunft, die kalte, unbeugsame Vernunft! Warum diese jungfräuliche Einbildungskraft versuchen, welche überdies die Hofdamen nicht würden verstehen wollen? knechtische Schmeichlerinnen der Wohlfahrt, zitternd bei dem Hauche der Ungnade, vielleicht geneigt, eine Lection ihrer Königin zu geben, während sie eines Beistands bedürfen würde.

Es blieb nur Fräulein von Taverney selbst. Das war ein Diamantherz, dessen Beschlüsse das Glas zerschneiden konnten, dessen unbesiegbare Festigkeit, dessen tiefe Reinheit aber allein mit den großen Schmerzen einer Königin sympathisiren konnten.

Marie Antoinette würde also Andrée aufsuchen. Sie würde derselben ihr Unglück auseinandersetzen und sie anflehen, sie möge sich aufopfern. Ohne Zweifel würde sich Andrée weigern, denn sie gehörte nicht zu denjenigen, welche sich Unterwürfigkeit einflößen lassen; doch allmälig durch ihre Bitten besänftigt, würde sie nachgeben. Wer weiß übrigens, ob man nicht einen Aufschub bewirken könnte? ob der König nicht, beschwichtigt durch die scheinbare Einwilligung der beiden

Verlobten, am Ende vergäße? Eine Reise würde dann Alles in's Reine bringen. Charny, Andrée, indem sie sich auf einige Zeit entfernten, bis die Hyder der Verleumdung keinen Hunger mehr hätte, könnten sagen lassen, sie haben sich gütlich ihr Wort zurückgegeben, und Niemand würde errathen, daß dieses Heirathsproject ein Spiel gewesen.

So wäre die Freiheit von Fräulein von Taverney nicht gefährdet worden; die von Charny würde keine größere Entäußerung erleiden. Es gäbe für die Königin nicht mehr den gräßlichen Gewissensbiß, zwei Existenzen der Selbstsucht ihrer Ehre geopfert zu haben, und doch wäre diese Ehre, in der die ihres Gemahls, die ihrer Kinder mit eingeschlossen, nicht angegriffen: sie würde sie unbefleckt an die zukünftige Königin von Frankreich übertragen.

Dies waren ihre Betrachtungen.

So glaubte sie Alles zum Voraus ausgeglichen zu haben, Wohlanstand und Privatinteressen. Man mußte wohl mit dieser Festigkeit der Logik in Gegenwart einer so furchtbaren Gefahr schließen. Man mußte sich wohl mit allen Beweisstücken gegen eine Gegnerin bewaffnen, welche so schwer zu bekämpfen, wie Fräulein von Taverney, wenn sie auf ihren Stolz und nicht auf ihr Herz hörte.

Als sie vorbereitet war, entschloß sie sich, auszugehen. Wie oft hätte sie gern Charny ermahnt, keinen falschen Schritt zu machen, aber sie wurde davon durch die Idee abgehalten, es belauern sie ohne Zweifel Spione; Alles werde auf ihrer Seite in einem solchen Augenblick schlecht ausgelegt; und sie hatte den geraden Sinn, die Ergebenheit und Entschlossenheit von Charny genugsam erprobt, um überzeugt zu sein, er würde Alles gutheißen, was sie zu thun für geeignet erachtete.

Es wurde drei Uhr; das Mittagsmahl in großer Ceremonie, die Vorstellungen, die Besuche; die Königin empfing alle Welt mit einem heitern Gesicht und einer

Freundlichkeit, die ihrem wohlbekannten Stolze nichts benahm. Sie war sogar bemüht, gegen diejenigen, welche sie als ihre Feinde betrachtete, eine Festigkeit zu zeigen, die gewöhnlich den Schuldigen wenig ansteht.

Nie war der Andrang so groß bei Hofe gewesen; nie hatte die Neugierde so tief in den Zügen einer Königin in Gefahr gewühlt. Marie Antoinette bot Allem Trotz, schmetterte ihre Feinde nieder, berauschte ihre Freunde, verwandelte die Gleichgültigen in Eifrige, die Eifrigen in Enthusiasten, und erschien so schön und so groß, daß der König hierüber öffentlich seine Glückwünsche gegen sie aussprach.

Dann, als Alles wohl beendigt war, legte sie ihr befohlenes Lächeln nieder und kehrte zu ihren Erinnerungen, das heißt zu ihrem Schmerz, allein, ganz allein in der Welt, zurück; sie wechselte ihre Toilette, nahm einen grauen Hut mit blauen Bändern und Blumen, ein Kleid von mauergrauer Seide, stieg in ihren Wagen und ließ sich, ohne Leibwachen, nur mit einer einzigen Dame, nach Saint-Denis führen.

Es war die Stunde, wo die Nonnen, in ihre Zellen zurückgekehrt, vom bescheidenen Geräusch des klösterlichen Speisesaals zum Stillschweigen der Meditationen übergingen, denen sie sich vor dem Abendgebet hingaben.

Die Königin ließ Fräulein Andrée von Taverney in's Sprachzimmer rufen.

Knieend, in ihr Nachtgewand von weißer Wolle gehüllt, betrachtete Andrée aus ihren Fenstern den Mond, der hinter den großen Linden aufging, und in dieser Poesie der beginnenden Nacht fand sie das Thema zu allen den inbrünstigen, leidenschaftlichen Gebeten, die sie zu Erleichterung ihrer Seele an Gott sandte.

Sie trank mit langen Zügen den unabhelflichen Schmerz der freiwilligen Abwesenheit. Diese Marter ist nur starken Seelen bekannt; sie ist zugleich eine

Qual und ein Vergnügen. Sie gleicht, was das Leiden betrifft, allen gewöhnlichen Schmerzen. Sie läuft auf eine Wollust aus, welche nur diejenigen fühlen können, die das Glück dem Stolz zu opfern wissen.

Andrée hatte aus freien Stücken den Hof verlassen; aus freien Stücken hatte sie mit Allem gebrochen, was ihre Liebe unterhalten konnte. Stolz wie Cleopatra, hatte sie nicht einmal die Idee ertragen können, Herr von Charny habe an eine andere Frau gedacht, und wäre diese Frau die Königin selbst.

Kein Beweis für sie von dieser für eine Andere glühenden Liebe. Sicherlich hätte die eifersüchtige Andrée aus diesem Beweise die ganze Ueberzeugung gezogen, die ein Herz bluten machen kann. Hatte sie aber nicht Herrn Charny gleichgültig an ihr vorübergehen sehen? Hatte sie nicht die Königin im Verdacht gehabt, sie nehme für sich, ohne Zweifel unschuldig, die Huldigungen und die Bevorzugung von Charny?

Wozu sollte es fortan nützen, in Versailles zu bleiben? Um Complimente zu erbetteln? um die Nachlese des Lächelns zu machen? um von Zeit zu Zeit mit einem angebotenen Arm, mit einer berührten Hand abgespeist zu werden? wenn die Königin auf der Promenade ihr die Artigkeiten von Charny leihen würde, weil die Königin in diesem Augenblick nicht im Stande war, sie für sich zu behalten?

Nein, keine feige Schwäche, kein Vergleich für diese stoische Seele. Das Leben mit der Liebe und der Bevorzugung, das Kloster mit der Liebe und dem verwundeten Stolz.

„Nie! nie!" wiederholte sich die stolze Andrée; „derjenige, welchen ich im Schatten liebe, ist für mich nur eine Wolke, ein Portrait, eine Erinnerung; dieser verletzt mich nie, er lächelt immer mir zu, er lächelt nur mir zu."

Darum hatte sie so viele Nächte in Schmerzen, aber frei zugebracht; darum zog Andrée, glücklich, zu

weinen, wenn sie sich schwach fand, zu verfluchen, wenn sie sich exaltirte, die freiwillige Abwesenheit, welche ihr die Unversehrtheit ihrer Liebe und ihrer Würde ließ, der Fähigkeit vor, einen Mann wiederzuiehen, den sie haßte, weil sie gezwungen war, ihn zu lieben.

Und überdies, diese stummen Beschauungen der reinen Liebe, diese göttlichen Entzückungen des einsamen Traumes, das war viel mehr das Leben für die unbändige Andrée, als die leuchtenden Feste in Versailles und die Nothwendigkeit, sich vor Nebenbuhlerinnen zu beugen, und die Furcht, das in ihrem Herzen eingeschlossene Geheimniß an das Tageslicht entschlüpfen zu lassen.

Am Abend des St. Ludwigs-Feiertages suchte also die Königin Andrée in Saint-Denis auf, und sie fand sie träumerisch.

Man meldete wirklich Andrée, die Königin sei so eben angekommen, das Kapitel empfange sie im großen Sprachzimmer, und Ihre Majestät habe nach dem ersten Complimente gefragt, ob man Fräulein von Taverney sprechen könnte.

Eine seltsame Erscheinung! es bedurfte nicht mehr für Andrée, ein durch die Liebe erweichtes Herz, daß sie diesem Wohlgeruch entgegensprang, der von Versailles zu ihr kam . . . einem Wohlgeruch, den sie am Tage vorher verflucht, einem Wohlgeruch, der in demselben Maße kostbarer wurde, in dem er sich mehr entfernte, kostbar wie Alles, was sich verdunstet, wie Alles, was sich vergißt, kostbar wie die Liebe.

„Die Königin!“ murmelte Andrée, „die Königin in Saint-Denis! Die Königin, die mich ruft!“

„Geschwinde, beeilen Sie sich,“ erwiederte man ihr.

Sie beeilte sich in der That, sie warf auf ihre Schultern die lange Mante der Nonnen, befestigte um ihren weiten Rock den wollenen Gürtel, und folgte, ohne einen Blick in ihren kleinen Spiegel zu thun, der Pförtnerin, welche sie geholt hatte.

Doch kaum hatte sie hundert Schritte gemacht, als sie sich gedemüthigt fühlte, daß sie so viel Freude empfunden.

„Warum," sagte sie, „warum hat mein Herz gebebt? In welcher Hinsicht berührt es Andrée von Taverney, daß die Königin von Frankreich das Kloster Saint=Denis besucht? Ist es Stolz, was ich empfinde? Die Königin ist nicht meinetwegen hier. Ist es Glück? ich liebe die Königin nicht mehr.

„Ruhe, schlimme Nonne, die weder Gott noch der Welt gehört; sei wenigstens bemüht, dir selbst zu gehören."

Andrée schalt sich so, während sie die große Treppe hinabging, und Herrin ihres Willens, tilgte sie auf ihren Wangen die flüchtige Röthe der Hast, mäßigte sie die Raschheit ihrer Bewegungen. Doch um hiezu zu gelangen, brauchte sie mehr Zeit, die letzten sechs Stufen vollends hinabzugehen, als sie zu den dreißig ersten gebraucht hatte.

Als sie hinter den Chor zum Ceremoniensprachzimmer kam, in welchem der Glanz der Kronleuchter und der Wachskerzen unter den geschäftigen Händen einiger Laienschwestern zunahm, war Andrée kalt und bleich.

Als sie ihren Namen von der Pförtnerin aussprechen hörte, als sie Marie Antoinette auf dem äbtlichen Stuhle sitzen sah, während zu ihrer Seite die edelsten Stirnen sich beeiferten und beugten, wurde Andrée von einem Herzklopfen erfaßt, das ihren Gang mehrere Secunden hemmte.

„Ah! kommen Sie doch, daß ich mit Ihnen reden kann, mein Fräulein," sagte die Königin halb lächelnd.

Andrée näherte sich und beugte den Kopf.

„Sie erlauben, Madame," sprach die Königin, sich gegen die Superiorin umwendend.

Diese antwortete durch eine Verneigung und verließ das Sprachzimmer, gefolgt von allen ihren Nonnen.

Die Königin blieb allein mit Andrée, deren Herz so gewaltig schlug, daß man es ohne das langsamere Geräusch der Unruhe einer alten Uhr hätte hören können.

LXXXII.

Ein todtes Herz.

Die Königin begann das Gespräch, das war in Ordnung.

„Ah! mein Fräulein, wissen Sie, daß Sie als Nonne einen seltsamen Eindruck auf mich machen.“

Andrée antwortete nicht.

„Eine alte Gefährtin,“ fuhr die Königin fort, „schon für die Welt, in der wir Andere noch leben, verloren zu sehen, ist wie ein ernster Rath, den uns das Grab gibt. Sind Sie nicht meiner Ansicht, mein Fräulein?“

„Madame,“ erwiederte Andrée, „wer würde sich erlauben, Eurer Majestät Rathschläge zu geben? Der Tod selbst wird die Königin nicht eher, als an dem Tage benachrichtigen, wo sie ihn annimmt. In der That, wie sollte er es anders machen?“

„Warum?“

„Madame, weil eine Königin, durch die Natur ihrer Erhabenheit, dazu bestimmt ist, in dieser Welt nur die unvermeidlichen Nothwendigkeiten zu erdulden. Alles, was ihr Leben verbessern kann, hat sie; Alles, was, bei Anderen, ihre Laufbahn ihr verschönern helfen kann, nimmt eine Königin Anderen.“

Die Königin machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Und das ist ein Recht,“ fügte Andrée hastig bei; „die Anderen, das ist für eine Königin eine Schaar von Unterthanen, deren Leben, Ehre und Güter den

Fürsten gehören. Leben, Ehre und Güter, moralische oder materielle, sind also das Eigenthum der Königinnen."

„Das sind Lehren, die mich in Erstaunen setzen," sprach langsam Marie Antoinette. „Sie machen aus einer Souveränin in diesem Land irgend eine Wehrwölfin der Mährchen, die das Vermögen und das Glück einfacher Bürger verschlingt. Bin ich diese Frau, Andrée? Haben Sie sich im Ernste über mich zu beklagen gehabt, als Sie bei Hofe waren?"

„Eure Majestät hatte die Güte, diese Frage an mich zu richten, als ich sie verließ," erwiederte Andrée, „ich antwortete, wie heute: Nein, Madame."

„Aber oft," fuhr die Königin fort, „verletzt uns ein Verdruß, der nicht persönlich ist. Habe ich einem der Ihrigen geschadet und folglich die harten Worte verdient, die Sie so eben zu mir gesprochen? Andrée, die Einsamkeit, die Sie sich gewählt, ist ein Asyl gegen alle schlimmen Leidenschaften der Welt. Gott lehrt uns die Sanftmuth, die Mäßigung, das Vergessen der Beleidigungen, Tugenden, deren reinstes Muster er ist. Muß ich hier, indem ich eine Schwester in Jesu Christo besuche, eine strenge Stirne und Worte voll Galle finden? Muß ich, während ich als Freundin herbeieile, Vorwürfe oder die verschleierte Leidenschaftlichkeit einer unversöhnlichen Feindin treffen?"

Andrée schlug die Augen auf, erstaunt über diese Leutseligkeit, an welche Marie Antoinette ihre Diener nicht gewöhnt hatte. Sie war hochmüthig und ungeschlacht beim Widerstand.

Die Worte, welche Andrée gesprochen, anhören, ohne sich zu erhitzen, war eine Anstrengung der Geduld und der Freundschaft, welche die heißblütige Einsiedlerin merkbar rührte.

„Ihre Majestät weiß wohl, daß die Taverney nicht ihre Feinde sein können," sagte sie leiser.

„Ich begreife," sprach die Königin, „Sie verzeihen mir nicht, daß ich kalt gegen Ihren Bruder gewesen

bin, und er selbst klagt mich vielleicht des Leichtsinns, der Launenhaftigkeit sogar an."

„Mein Bruder ist ein zu ehrerbietiger Unterthan, um die Königin anzuklagen," entgegnete Andrée, die ihre Starrheit zu behaupten sich bemühte.

Die Königin sah wohl, sie müßte sich verdächtig machen, wenn sie die Dosis Honig, welche den Cerberus bändigen sollte, vermehren würde. Sie hielt mitten in ihren Zuvorkommenheiten inne und sagte:

„Es ist immerhin gewiß, daß ich, als ich nach Saint-Denis kam, um mit Madame zu sprechen, Sie sehen und Ihnen die Versicherung geben wollte, ich sei von nahe wie von fern Ihre Freundin."

Andrée fühlte diese Nuance; sie befürchtete, diejenige, welche ihr schmeichelte, beleidigt zu haben; sie befürchtete noch viel mehr, ihre schmerzliche Wunde vor dem stets hellsehenden Auge einer Frau enthüllt zu haben.

„Eure Majestät überschüttet mich mit Ehre und Freude," sagte sie traurig.

„Sprechen Sie nicht so, Andrée," erwiederte die Königin, indem sie ihr die Hand drückte; „Sie zerreißen mir das Herz. Wie! es soll nicht gesagt werden, eine elende Königin könne eine Freundin haben, könne über eine Seele verfügen, könne mit Vertrauen ihre Augen auf reizenden Augen, wie die Ihrigen, ruhen lassen, ohne im Grunde dieser Augen das Interesse oder den Groll zu vermuthen! Ja, ja, Andrée, beneiden Sie diese Königinnen, diese Herrinnen der Güter, der Ehre und des Lebens Aller. Oh! ja, sie sind Königinnen; oh! ja, sie besitzen das Gold und das Blut ihrer Völker, doch das Herz! nie! nie! Sie können es nicht nehmen, und man muß es ihnen schenken."

„Ich versichere Sie, Madame," sprach Andrée, erschüttert durch diese warme Anrede, „ich habe Eure Majestät so sehr geliebt, als ich je in dieser Welt lieben werde."

So sprechend erröthete sie und neigte das Haupt.

„Sie . . . haben mich . . . geliebt!“ rief die Königin, diese Worte auffangend, „Sie lieben mich nicht mehr?“

„Oh! Madame!“

„Ich verlange nichts von Ihnen, Andrée . . . Verflucht sei das Kloster, das so schnell die Erinnerung in gewissen Herzen vertilgt.“

„Klagen Sie mein Herz nicht an,“ rief Andrée lebhaft, „es ist todt.“

„Ihr Herz ist todt! Sie, Andrée, jung, schön, sagen, Ihr Herz sei todt! Ah! spielen Sie nicht mit diesen unseligen Worten! Das Herz ist nicht todt bei derjenigen, welche dieses Lächeln, diese Schönheit bewahrt; sagen Sie das nicht, Andrée.“

„Ich wiederhole Ihnen, Madame, nichts bei Hofe, nichts in der Welt ist mehr für mich. Hier lebe ich wie das Gras und die Pflanze; ich habe Freuden, die nur ich allein verstehe; darum habe ich, als ich Sie vorhin glänzend und fürstlich wiederfand, ich, die schüchterne und dunkle Nonne, nicht sogleich begriffen; meine Augen haben sich geblendet durch Ihren Glanz geschlossen; ich flehe Sie an, mir zu verzeihen: es ist kein sehr großes Verbrechen, dieses Vergessen der stolzen Eitelkeiten der Welt; mein Beichtvater wünscht mir jeden Tag Glück hiezu; ich flehe Sie an, seien Sie nicht strenger, als er.“

„Wie! Sie gefallen sich im Kloster?“

„Ich umfasse mit Wonne das Leben der Einsamkeit.“

„Es ist nichts mehr da, was Sie gebieterisch zu den Freuden der Welt hinzieht?“

„Nichts.“

„Mein Gott!“ dachte voll Angst die Königin, „sollte ich scheitern?“

Und ein tödtlicher Schauer durchlief ihre Adern.

„Wir wollen sie in Versuchung führen,“ sagte sie zu sich selbst; „scheitert dieses Mittel, so nehme ich

meine Zuflucht zu den Bitten. Oh! sie zu diesem Ende bitten, sie bitten, Herrn von Charny anzunehmen . . . gütiger Himmel! muß ich so unglücklich sein!"

„Andrée," sagte Marie Antoinette, ihre Aufregung beherrschend, „Sie haben Ihre Zufriedenheit in Worten ausgesprochen, die mir die Hoffnung rauben, welche ich gefaßt hatte."

„Welche Hoffnung, Madame?"

„Sprechen wir nicht mehr davon, wenn Sie entschieden sind, wie Sie es so eben geschienen haben . . . Ach! das war für mich ein Schatten von Vergnügen, er ist entflohen! Ist nicht Alles ein Schatten für mich! Denken wir nicht mehr daran."

„Ah! Madame, gerade, weil Sie hieraus eine Befriedigung ziehen sollen, sprechen Sie."

„Wozu soll es nützen? Sie haben sich von der Welt zurückgezogen, nicht wahr?"

„Ja, Madame."

„Sehr gern?"

„Oh! ganz mit meinem freien Willen."

„Und Sie wünschen sich Glück zu dem, was Sie gethan?"

„Mehr als je."

„Sie sehen wohl, daß es überflüssig ist, mich sprechen zu lassen. Gott ist jedoch mein Zeuge, daß ich einen Augenblick glaubte, ich würde Sie glücklich machen."

„Mich?"

„Ja, Sie Undankbare, die Sie mich anklagten! Doch heute haben Sie andere Freuden erschaut, Sie kennen besser, als ich, Ihren Geschmack und Ihren Beruf. Ich verzichte . . ."

„Ah! Madame, erweisen Sie mir die Ehre, mir etwas Näheres zu sagen."

„Oh! das ist sehr einfach, ich wollte Sie an den Hof zurückführen."

„Oh!" rief Andrée mit einem Lächeln voll Bitterkeit, „ich! an den Hof zurückkehren . . . mein Gott! . . .

Andrée entzückt, toll. „Mich hat er also geliebt! . . .“ mich liebt er, wie ich ihn liebte!“

Die Königin wich leichenbleich und zitternd mit einem dumpfen Seufzer zurück, sie war nahe daran, vernichtet in einen Lehnstuhl zu fallen, während die wahnsinnige Andrée ihr die Kniee, das Kleid küßte und abwechselnd ihre Hände mit Thränen befeuchtete und mit glühenden Küssen versengte.

„Wann gehen wir?“ sagte sie endlich, als das Wort in ihr auf die erstickten Schreie, auf die Seufzer folgen konnte.

„Kommen Sie,“ murmelte die Königin, welche ihr Leben entfliehen fühlte, und ihre Ehre retten wollte, ehe sie starb.

Sie stand auf, stützte sich auf Andrée, deren brennende Lippen ihre eiskalten Wangen suchten, und während das Mädchen Anstalten zu ihrer Abreise traf, sprach mit einem Schluchzen die unglückliche Fürstin, diejenige, welche das Leben und die Ehre von dreißig Millionen Unterthanen besaß:

„Mein Gott! ist es nun genug der Leiden für ein einziges Herz.

„Und dennoch muß ich Dir danken, mein Gott!“ fügte sie bei; „denn Du rettest meine Kinder vor der Schande, Du gibst mir das Recht, unter meinem königlichen Mantel zu sterben! . . .“

LXXXIII.

Worin es sich erklärt, warum der Baron fett wurde.

Während die Königin über das Schicksal von Fräulein von Taverney in Saint-Denis entschied, beschleunigte Philipp, das Herz zerrissen von Allem dem,

was er erfahren, was er entdeckt hatte, die Vorkehrungen zu seiner Abreise.

Ein Soldat, der in der Welt umherzulaufen gewohnt ist, braucht nie lange, um zu packen und seinen Reisemantel anzuziehen. Aber Philipp hatte mächtigere Beweggründe, als jeder Andere, um sich rasch von Versailles zu entfernen; er wollte nicht Zeuge von der wahrscheinlichen und nahe bevorstehenden Schande der Königin, seiner einzigen Leidenschaft, sein.

Man sah ihn auch eifriger als je beschäftigt, seine Pferde satteln zu lassen, seine Gewehre zu laden und in einem Mantelsack Alles zusammenzuhäufen, was er Vertrautestes besaß, um das Leben der Gewohnheit fortzuführen, und als er dies Alles beendigt, ließ er Herrn von Taverney, dem Vater, melden, er habe mit ihm zu sprechen.

Der kleine Greis kam von Versailles zurück; er schüttelte nach seinen besten Kräften seine mageren Waden, die einen rundlichen Bauch trugen. Der Baron wurde seit drei bis vier Monaten fett, was ihm einen Stolz verlieh, der sich leicht begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß die große Rundung des Leibes bei ihm das Merkmal einer vollkommenen Zufriedenheit sein mußte.

Die vollkommene Zufriedenheit von Taverney ist ein Wort, das viele Sinne in sich schließt.

Der Baron kam also ganz heiter von seiner Promenade nach dem Schloß zurück. Er hatte am Abend seinen Theil an dem Scandal des Tages genommen. Er hatte Herrn von Breteuil gegen Herrn von Rohan zugelächelt; Herrn von Soubise und Herrn von Guémenée gegen Herrn von Breteuil; Herrn von Provence gegen die Königin; Herrn d'Artois gegen Herrn von Provence; er hatte hundert Personen gegen hundert zugelächelt, und nicht einer für Jemand. Er hatte seine Vorräthe an Bosheiten und kleinen Schändlich-

keiten eingesammelt und kehrte ganz glücklich mit dem vollen Korbe zurück.

Als er von seinem Bedienten erfuhr, sein Sohn wünsche ihn zu sprechen, durchschritt er, statt auf den Besuch von Philipp zu warten, einen ganzen Ruheplatz, um den Reisenden aufzusuchen.

Er trat, ohne sich melden zu lassen, in das Zimmer ein, das von jener Unordnung voll war, welche einer Abreise vorhergeht.

Philipp erwartete nicht Ausbrüche von Empfindsamkeit, wenn sein Vater seine Abreise erfahren würde, aber er erwartete auch nicht eine zu große Gleichgültigkeit. In der That, Andrée hatte schon das väterliche Haus verlassen, das war eine Existenz weniger zum klagen; der Baron mußte die Leere fühlen, und wenn diese Leere durch die Abwesenheit des letzten Märtyrers vollständig wäre, könnte der Baron, den Kindern ähnlich, denen man ihren Hund und ihren Vogel nimmt, wohl wimmern, und wäre es nur aus Selbstsucht.

Aber Philipp war sehr erstaunt, als er den Baron mit einem jubelnden Gelächter ausrufen hörte:

„Ah! mein Gott! er reist . . .“

Philipp hielt inne und schaute seinen Vater ganz verwundert an.

„Ich war dessen sicher.“ fuhr der Baron fort, „ich hätte darauf gewettet. Gut gespielt, Philipp, gut gespielt.“

„Wie beliebt, mein Herr,“ sagte der junge Mann, „ich bitte, was ist gut gespielt?“

Der Greis trällerte auf einem Beine hüpfend und seinen zunehmenden Bauch mit beiden Händen haltend.

Er blinzelte zu gleicher Zeit Philipp angestrengt mit den Augen zu, damit dieser seinen Kammerdiener entließe.

Philipp begriff dies und gehorchte. Der Baron schob Champagne hinaus und schloß die Thüre hinter

seinen Fersen. Dann kehrte er zu seinem Sohn zurück und sagte mit leiser Stimme:

„Bewunderungswürdig! bewunderungswürdig!"

„Sie spenden mir viel Lob, mein Herr, ohne daß ich weiß, wodurch ich es verdient habe," erwiederte Philipp mit kaltem Tone.

„Ah! ah! ah!" rief der Greis, sich auf den Hüften wiegend.

„Wenn nicht etwa diese Heiterkeit durch meine Abreise verursacht wird, die Sie von mir befreit, mein Herr."

„Oh! oh! oh! . . ." lachte der alte Baron aus einer andern Tonart. „La! la! ärgere Dich nicht vor mir, es ist nicht der Mühe werth, Du weißt wohl, daß ich mich nicht von Dir bethören lasse . . . Ah! ah! ah!"

Philipp kreuzte die Arme und fragte sich, ob dieser Greis nicht im Hirn verrückt würde.

„Bethören, wodurch?" fragte er.

„Durch Deine Abreise, bei Gott! bildest Du Dir etwa ein, ich glaube an Deine Abreise?"

„Sie glauben nicht daran?"

„Ich wiederhole Dir, Champagne ist nicht mehr hier, ärgere Dich nicht mehr; überdies gestehe ich, daß Du keinen andern Entschluß zu fassen hattest, und Du fassest ihn, das ist gut."

„Mein Herr, Sie setzen mich in einem Grade in Erstaunen . . ."

„Ja, es ist ziemlich wunderbar, daß ich dies errathen habe; aber was willst Du, Philipp, es gibt keinen Menschen, der neugieriger ist, als ich, und wenn ich neugierig bin, suche ich; es gibt keinen Menschen, der glücklicher ist, als ich, im Finden, wenn ich suche; ich habe also gefunden, daß Du Dir den Anschein gibst, als wolltest Du abreisen, und ich wünsche Dir Glück hiezu."

„Ich gebe mir den Anschein?“ rief Philipp ärgerlich.

Der Greis näherte sich ihm, berührte die Brust des jungen Mannes mit seinen Fingern, welche so knochig, wie die eines Todtengerippes, und sprach immer vertraulicher:

„Bei meinem Ehrenwort, ich bin fest überzeugt, ohne dieses Auskunftsmittel war Alles entdeckt. Du greifst die Sache zu rechter Zeit an. Höre, morgen wäre es zu spät gewesen. Gehe geschwinde, mein Sohn, gehe geschwinde.“

„Mein Herr,“ sprach Philipp mit eisigem Tone, „ich betheure Ihnen, daß ich nicht ein Wort, nicht ein einziges Wort von Allem dem, was Sie mir zu sagen mich beehren, verstehe.“

„Wo wirst Du Deine Pferde verbergen?“ fuhr der Greis fort, ohne unmittelbar zu antworten; „Du hast eine Stute, welche sehr leicht zu erkennen ist; nimm Dich in Acht, daß man sie nicht hier sieht, während man glauben wird, Du seist . . . Ah! wohin reisest Du dem Anscheine nach?“

„Ich gehe nach Taverney Maison=Rouge, mein Herr.“

„Gut . . . sehr gut . . . Du stellst Dich, als gingest Du nach Maison=Rouge . . . Niemand wird sich hierüber Klarheit verschaffen . . . Oh! sehr gut. Doch sei vorsichtig; es sind sehr viele Augen auf Euch Beide gerichtet.“

„Auf uns Beide! . . . Wen meinen Sie denn?“

„S i e ist ungestüm, siehst Du,“ fuhr der Greis fort. „S i e hat Ausbrüche des Zorns, durch welche sie Alles zu Grunde zu richten im Stande ist. Nimm Dich in Acht! sei vernünftiger, als sie.“

„Ah! in der That,“ rief Philipp mit einem dumpfen Zorn, „ich denke, Sie belustigen sich auf meine Kosten, was nicht liebreich ist, das schwöre ich Ihnen, was nicht gut ist, denn Sie setzen mich, betrübt und gereizt

wie ich bin, der Unannehmlichkeit aus, die Achtung gegen Sie zu verletzen."

„Ah! ja wohl, die Achtung; ich spreche Dich davon frei, Du bist groß genug, um unsere Angelegenheiten zu betreiben, und Du entledigst Dich derselben so gut, daß Du mir Achtung einflößest. Du bist der Geronte, ich bin der Etourdi; gib mir eine Adresse, an welche ich Dir eine Nachricht zukommen lassen kann, sollte sich etwas Dringendes ereignen."

„Nach Taverney, mein Herr," sprach Philipp im Glauben, der Greis kehre endlich zu seinem gesunden Verstande zurück.

„Ei! Du gibst mir eine schöne Adresse! . . . nach Taverney, auf achtzig Meilen. Du bildest Dir ein, wenn ich Dir einen wichtigen, dringenden Rath zukommen zu lassen habe, werde ich mich damit belustigen, daß ich Couriere auf der Landstraße nach Taverney der Wahrscheinlichkeit wegen umbringe? Ich sage nicht, Du sollst mir die Adresse von Deinem Hause im Park geben, weil man meinen Emissairen dahin folgen oder meine Livreen erkennen könnte, aber wähle eine dritte Adresse, in der Entfernung von einer Viertelstunde; Du hast Einbildungskraft . . . was Teufels, hat man für seine Liebschaft gethan, was Du gethan hast, so ist man ein Mann von Mitteln."

„Ein Haus im Park, Liebschaft, Einbildungskraft! Mein Herr, wir spielen Räthsel, nur behalten Sie die Schlüssel für sich."

„Ich kenne kein schrofferes und verschlosseneres Thier, als Du bist," rief der Vater voll Aerger, „ich kenne keines, dessen Zurückhaltung verletzender ist. Sollte man nicht glauben, Du habest bange, von mir verrathen zu werden? Das wäre seltsam!"

„Mein Herr!" rief Philipp außer sich.

„Es ist gut! es ist gut! behalte Deine Geheimnisse für Dich; behalte das Geheimniß der von Dir gemietheten alten Jägermeisterei für Dich."

„Ich habe die Jägermeisterei gemiethet? ich!"

„Behalte das Geheimniß Deiner nächtlichen Spaziergänge, die Du zwischen zwei anbetungswürdigen Freundinnen gemacht hast."

„Ich! . . . ich bin spazieren gegangen?" murmelte Philipp erbleichend.

„Bewahre das Geheimniß der honigartig unter den Blumen und dem Thau gewechselten Küsse."

„Mein Herr," brüllte Philipp, trunken vor wüthender Eifersucht, „mein Herr, werden Sie schweigen?"

„Es ist gut, sage ich Dir noch einmal, Alles, was Du gethan, habe ich erfahren. Du hast nur bezweifelt, daß ich es wüßte. Alle Teufel! das müßte Dir Vertrauen geben. Dein inniges Verhältniß mit der Königin, Deine begünstigten Unternehmungen, Deine Ausflüge in die Apollo-Bäder, mein Gott! das ist das Leben und das Glück von uns Allen. Habe also nicht bange vor mir, Philipp . . . . Vertraue Dich mir an."

„Mein Herr, Sie sind Entsetzen erregend," rief Philipp, indem er sein Gesicht in seine Hände verbarg.

Es war allerdings ein Entsetzen, was der unglückliche Philipp gegen den Mann empfand, der seine Wunden entblößte und, nicht zufrieden, sie entblößt zu haben, dieselben vergrößerte und mit einer Art von Wuth auseinanderriß. Es war Entsetzen, was er gegen den Mann empfand, der ihm das ganze Glück eines Andern zuschrieb und ihn, im Glauben, er liebkose, mit dem Glück eines Andern peitschte.

Alles, was der Vater erfahren, Alles, was er errathen hatte, Alles, was die Böswilligen auf Rechnung von Herrn von Rohan, die besser Unterrichteten auf Rechnung von Herrn von Charny setzten, berichtete der Baron seinem Sohn. Für ihn war es Philipp, der die Königin liebte und allmälig im Schatten auf den höchsten Stufen des Günstlingthums empor schob. Daher

rührte die Zufriedenheit, welche seit einigen Wochen den Bauch von Herrn von Taverney rundete.

Als Philipp diesen neuen Sumpf von Schändlichkeit entdeckt hatte, schauderte er, da er sich durch das einzige Wesen darein versenkt sah, das mit ihm gemeinschaftliche Sache für die Ehre hätte machen müssen; doch der Schlag war so heftig gewesen, daß er betäubt, stumm blieb, während der Baron mit mehr Eifer als je schwatzte.

„Siehst Du, Du hast da ein Meisterstück gemacht,“ sagte er, „Du hast alle Welt von der Fährte abgebracht. Diesen Abend sagten mir fünfzig Augen: Es ist Rohan. Hundert sagten mir: Es ist Charny. Zweihundert sagten mir: Es ist Rohan und Charny! Nicht ein einziges hat mir gesagt: Es ist Taverney. Ich wiederhole Dir, Du hast ein Meisterstück gemacht, und es ist das Wenigste, daß ich Dir mein Compliment hierüber ausspreche... Uebrigens gereicht das Dir wie ihr zur Ehre, mein Lieber. Ihr, weil sie Dich genommen hat, Dir, weil Du sie hältst.“

In dem Augenblick, wo Philipp, durch diesen letzten Zug wüthend gemacht, mit einem verzehrenden Blick den unbarmherzigen Greis niederschmetterte, mit einem Blick, dem Vorspiele des Sturmes, vernahm man das Rasseln eines Wagens im Hof des Hotels, und gewisse Geräusche, ein gewisses Hin- und Hergehen von seltsamem Charakter lenkten die Aufmerksamkeit von Philipp nach Außen.

Man hörte Champagne rufen:

„Das Fräulein! es ist das Fräulein!“

Und mehrere Stimmen wiederholten:

„Das Fräulein!“

„Wie, das Fräulein?“ fragte Taverney, „welches Fräulein ist da?“

„Es ist meine Schwester,“ murmelte Philipp, als er Andrée erkannte, die aus dem durch das Licht des Portier beleuchteten Wagen stieg.

„Deine Schwester!“ wiederholte der Greis . . . „Andrée . . . ist es möglich?“

Champagne trat ein, um zu bestätigen, was Philipp angekündigt hatte.

„Gnädiger Herr,“ sagte er zu Philipp, „das Fräulein, Ihre Schwester, ist im Boudoir neben dem großen Salon; sie erwartet den gnädigen Herrn, um mit ihm zu sprechen.“

„Gehen wir ihr entgegen,“ rief der Greis.

„Mit mir will sie sprechen,“ erwiederte Philipp sich vor dem Greise verbeugend; „ich werde zuerst gehen, wenn Sie mir erlauben.“

In demselben Augenblick fuhr ein zweiter Wagen geräuschvoll in den Hof.

„Wer Teufels kommt noch,“ murmelte der Baron, „das ist eine Stunde der Abenteuer.“

„Der Graf Olivier von Charny!“ rief die mächtige Stimme des Portier den Bedienten zu.

„Führen Sie den Grafen in den Salon,“ sagte Philipp zu Champagne, „der Herr Baron wird ihn empfangen . . . ich gehe in das Boudoir, um mit meiner Schwester zu sprechen.“

Die zwei Männer stiegen langsam die Treppe hinab.

„Was will der Graf hier?“ fragte sich Philipp.

„Warum ist Andrée hierhergekommen?“ dachte der Baron.

LXXXIV.

Der Vater und die Braut.

Der Salon des Hauses lag im Erdgeschoß; zu seiner Linken war das Boudoir, mit einem Ausgang auf die Treppe, welche nach der Wohnung von Andrée führte.

Zu seiner Rechten war ein anderer kleiner Salon, durch den man in den großen eintrat.

Philipp kam zuerst in das Boudoir, wo ihn seine Schwester erwartete. Er hatte in der Flur seine Schritte verdoppelt, um früher in den Armen dieser theuren Gefährtin zu sein.

Sobald er die Doppelthüre des Salon geöffnet hatte, nahm ihn Andrée beim Halse und umarmte ihn mit einer freudigen Miene, an welche dieser traurige Liebende, dieser unglückliche Bruder seit langer Zeit nicht mehr gewöhnt war.

„Gütiger Himmel! was begegnet Dir denn?" fragte der junge Mann Andrée.

„Etwas Glückliches! .. oh! etwas sehr Glückliches, mein Bruder!"

„Und Du kommst zurück, um es mir mitzutheilen?"

„Ich komme für immer zurück!" sagte sie mit einem Entzücken des Glücks, das aus ihrem Ausrufe einen schallenden Schrei machte.

„Leise, Schwesterchen, leise," sagte Philipp; „das Täfelwerk dieses Hauses ist nicht an die Freude gewöhnt, und dann ist dort, oder wird sogleich dort in dem Salon Jemand sein, der Dich hören könnte."

„Jemand, wer denn?" fragte Andrée.

„Horche," erwiederte Philipp.

„Der Herr Graf von Charny," meldete der Lackei, Olivier aus dem kleinen Saale in den großen einführend.

„Er! er!" rief Andrée, ihre Liebkosungen bei ihrem Bruder verdoppelnd. „Oh! ich weiß wohl, was er hier will."

„Du weißt es?"

„Ich weiß es so gut, daß ich die Unordnung in meinem Anzug wahrnehme, und daß ich, da ich den Augenblick vorhersehe, wo ich ebenfalls in den Salon werde

eintreten müssen, um dort mit meinen Ohren zu hören, was Herr von Charny zu sagen beabsichtigt . . ."

„Sprichst Du im Ernste, meine liebe Andrée?"

„Höre, höre, Philipp, und laß mich in mein Zimmer hinaufgehen. Die Königin hat mich ein wenig schnell zurückgeführt; ich will mein Klosterneglige gegen ein Gewand . . . gegen ein Brautgewand vertauschen."

Und nach diesen Worten, die sie leise und in Begleitung eines freudigen Kusses zu Philipp sprach, verschwand Andrée leicht und brausend auf der Treppe, die nach ihrer Wohnung führte.

Philipp blieb allein, legte seine Wange an die Thüre, welche das Boudoir mit dem Salon verband, und horchte.

Der Graf von Charny war eingetreten. Er ging langsam auf und ab und schien mehr nachzusinnen, als zu warten.

Herr von Taverney, der Vater, trat ebenfalls ein und begrüßte den Grafen mit ausgezeichneter, wenn auch gezwungener Artigkeit.

„Welchem Umstande," sagte er, „verdanke ich die Ehre dieses unerwarteten Besuches, Herr Graf? in jedem Fall glauben Sie mir, daß ich im höchsten Maße darüber erfreut bin."

„Ich komme, wie Sie sehen, in Ceremonie, mein Herr, und ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, wenn ich meinen Oheim, den Herrn Bailli von Suffren, nicht mitgebracht habe, wie ich es hätte thun sollen."

„Wie!" stammelte der Baron, „ich entschuldige Sie, mein lieber Herr von Charny."

„Ich weiß, es wäre dies der Schicklichkeit gemäß gewesen, bei der Bitte, die ich Ihnen vorzutragen im Begriffe bin."

„Eine Bitte?"

„Ich habe die Ehre," sprach Charny mit einer Stimme, welche die Aufregung beherrschte, „ich habe

die Ehre, um die Hand von Fräulein Andrée von Taverney, Ihrer Tochter, zu bitten."

Der Baron machte gleichsam einen Sprung in seinem Lehnstuhl. Er riß funkelnd die Augen auf, welche jedes von den Worten, die der Graf von Charny gesprochen, zu verschlingen schienen.

„Meine Tochter!" murmelte er, „Sie verlangen Andrée von mir zur Frau?"

„Ja, Herr Baron; wenn nicht etwa Fräulein von Taverney einen Widerwillen gegen diese Verbindung fühlt?"

„Ah!" dachte der Greis, „steht Philipp schon so hoch in der Gunst, daß einer seiner Nebenbuhler diese, seine Schwester heirathend, benützen will? Meiner Treu, das ist auch nicht schlecht gespielt, Herr von Charny."

Und mit einen Lächeln erwiederte er laut:

„Dieses Gesuch ist so ehrenvoll für unser Haus, Herr Graf, daß ich ihm, was mich betrifft, mit großer Freude entspreche, und da mir daran gelegen ist, daß Sie eine vollständige Einwilligung von hier mitnehmen, so werde ich meine Tochter benachrichtigen lassen . . ."

„Mein Herr," unterbrach ihn der Graf mit kaltem Tone, „Sie machen sich eine unnöthige Mühe. Die Königin hat die Gnade gehabt, Fräulein von Taverney hierüber zu befragen, und die Antwort des Fräuleins ist günstig für mich gewesen."

„Ah!" rief der Baron, immer mehr erstaunt, „es ist die Königin . . ."

„Die sich zu diesem Behufe nach Saint-Denis begeben hat, ja, mein Herr."

Der Baron stand auf und sprach:

„Herr Graf, ich habe Sie nur noch von dem, was die Lage von Fräulein von Taverney betrifft, in Kenntniß zu setzen. Ich habe hier oben die Urkunden vom Vermögen ihrer Mutter. Sie heirathen kein

reiches Mädchen, Herr Graf, und ehe Sie etwas abschließen . . ."

„Unnöthig, Herr Baron," unterbrach ihn Charny trocken. „Ich bin reich für Zwei, und Fräulein von Taverney gehört nicht zu den Frauen, um die man handelt. Doch es ist für mich unerläßlich, die Frage, die Sie für Ihre Rechnung behandeln wollten, für die meinige zu behandeln."

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als sich die Thüre des Boudoir öffnete und Philipp bleich, verstört, eine Hand in seiner Weste, die andere krampfhaft geschlossen, erschien.

Charny begrüßte ihn ceremoniös und empfing einen ähnlichen Gruß.

„Mein Herr," sprach Philipp, „mein Vater hatte Recht, Ihnen eine Unterredung über die Familienrechnungen vorzuschlagen; wir haben Ihnen beide Aufklärungen zu geben. Während der Herr Baron in sein Zimmer hinauf geht, um die Papiere zu holen, von denen er sprach, werde ich die Ehre haben, die Frage mit Ihnen mehr im Einzelnen zu verhandeln."

Und mit einem Blicke unabweisbarer Autorität schickte Philipp den Baron weg, der sich mit großem Mißbehagen entfernte, da er einen Querstrich vorhersah.

Philipp begleitete den Baron bis an die Ausgangsthüre des kleinen Salon, um sicher zu sein, daß dieses Zimmer leer blieb. Er schaute auch in das Boudoir, kreuzte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er von Niemand gehört werden konnte, als vom Grafen, diesem gegenüber die Arme und sprach:

„Herr Graf, wie kommt es, daß Sie es wagen, die Hand meiner Schwester zu verlangen?"

Olivier wich zurück und erröthete. Philipp aber fuhr fort:

„Etwa, um besser Ihre Liebschaft mit der Frau zu verbergen, welche Sie verfolgen, mit der Frau, die Sie

liebt? Damit man, wenn man Sie verheirathet sieht, nicht sagen könne, Sie haben eine Geliebte?"

„Wahrhaftig, mein Herr ..." stammelte Charny schwankend, niedergeschmettert.

„Etwa," fügte Philipp bei, „damit Sie, der Gatte einer Frau geworden, welche zu jeder Stunde in die Nähe Ihrer Geliebten kommen wird, mehr Leichtigkeit haben, sie zu sehen, diese angebetete Geliebte?"

„Mein Herr, Sie überschreiten die Grenzen."

„Es geschieht vielleicht, und ich glaube das eher," fuhr Philipp sich Charny nähernd fort: „es geschieht ohne Zweifel, damit ich, Ihr Schwager geworden, nicht enthülle, was ich von Ihrer vergangenen Liebschaft weiß."

„Was Sie wissen," rief Charny erschrocken, „nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht!"

„Ja," sagte Philipp sich belebend, „das Haus des Jägermeisters von Ihnen gemiethet; Ihre geheimnißvollen Spaziergänge im Parke von Versailles ... in der Nacht ... Ihre Händedrücke ... Ihre Seufzer, und besonders jener zärtliche Austausch von Blicken an der kleinen Thüre des Parks ..."

„Mein Herr, im Namen des Himmels ... mein Herr, Sie wissen nichts, sagen Sie, daß Sie nichts wissen."

„Ich weiß nichts!" rief Philipp mit einer blutigen Ironie. „Wie sollte ich nichts wissen, ich, der ich im Gesträuche vor der Thüre der Apollo-Bäder verborgen war, als Sie der Königin den Arm reichend heraustraten."

Charny machte zwei Schritte, wie ein Mensch, der auf den Tod getroffen ist und eine Stütze um sich her sucht.

Philipp schaute ihn mit einem finstern Stillschweigen an. Er ließ ihn leiden, er ließ ihn durch diese vorübergehende Marter die Stunden unaussprechlicher Wonne sühnen, die er ihm zum Vorwurfe machte.

Charny erhob sich von seinem Zusammensinken und sprach zu Philipp:

„Nun wohl, mein Herr, selbst nach dem, was Sie mir gesagt haben, bitte ich Sie um die Hand von Fräulein von Taverney. Wäre ich nur ein feiger Berechner, wie Sie dies vor einem Augenblick vermutheten, heirathete ich meinetwegen, so wäre ich so erbärmlich, daß ich vor dem Mann, der mein Geheimniß und das der Königin in seiner Gewalt hält, bange hätte. Aber die Königin muß gerettet werden, das muß sein."

„In welcher Beziehung ist die Königin verloren?" sagte Philipp, „weil Herr von Taverney sie den Arm von Herrn von Charny hat drücken und vom Glück feuchte Augen zum Himmel hat aufschlagen sehen? In welcher Hinsicht ist sie verloren? weil ich weiß, daß sie Sie liebt? Oh! das ist kein Grund, meine Schwester zu opfern, mein Herr, und ich werde sie nicht opfern lassen."

„Mein Herr," erwiederte Olivier, „wissen Sie, warum die Königin verloren ist, wenn diese Heirath nicht zu Stande kommt? Weil diesen Morgen, während man Herrn von Rohan verhaftete, der König mich auf den Knieen vor der Königin überrascht hat."

„Mein Gott!"

„Und von ihrem eifersüchtigen Gemahl befragt, hat die Königin geantwortet, ich sei vor ihr niedergekniet, um mir von ihr die Hand Ihrer Schwester zu erbitten. Darum, mein Herr, ist die Königin, wenn ich Ihre Schwester nicht heirathe, verloren. Begreifen Sie nun?"

Ein doppeltes Geräusch unterbrach hier Olivier: ein Schrei und ein Seufzer; der eine kam aus dem kleinen Salon, der andere aus dem Boudoir.

Olivier lief zum Seufzer; er sah im Boudoir Andrée von Taverney weiß gekleidet wie eine Braut. Sie hatte Alles gehört und war in Ohnmacht gefallen.

Philipp lief zum Schrei in den kleinen Salon. Er erblickte den Leib des Barons von Taverney, den diese Offenbarung der Liebe der Königin für Charny auf den Ruin aller seiner Hoffnungen niedergeschmettert hatte.

Vom Schlage getroffen, hatte der Baron den letzten Seufzer von sich gegeben.

Die Weissagung von Cagliostro war in Erfüllung gegangen.

Philipp begriff Alles, selbst die Schmach dieses Todes, verließ stillschweigend den Leichnam und kehrte in den Salon zu Charny zurück, der, zitternd und ohne daß er es zu berühren wagte, dieses kalte, leblose schöne Mädchen betrachtete.

Die zwei offenen Thüren ließen die zwei Körper erschauen, welche gleichsam symmetrisch an dem Orte lagen, wo sie der Schlag dieser Enthüllung getroffen hatte.

Die Augen angeschwollen, das Herz kochend, hatte Philipp den Muth, das Wort zu nehmen und zu Herrn von Charny zu sagen:

„Der Herr Baron von Taverney ist so eben gestorben. Nach ihm bin ich das Haupt der Familie. Wenn Fräulein von Taverney wieder zum Leben kommt, so gebe ich sie Ihnen zur Ehe."

Charny schaute den Leichnam des Barons mit Entsetzen, den Körper von Andrée mit Verzweiflung an.

Philipp riß sich die Haare mit beiden Händen aus, und schleuderte zum Himmel einen Ausruf, der das Herz Gottes auf seinem ewigen Thron bewegen mußte.

„Graf von Charny," sagte er, nachdem er den Sturm in seinem Innern beschwichtigt hatte, „ich übernehme diese Verbindlichkeit im Namen meiner Schwester, die mich nicht hört: sie wird ihr Glück unserer Königin geben, und ich werde vielleicht eines Tags glücklich genug sein, für sie mein Leben hinzugeben. Gott

befohlen, Herr von Charny; Gott befohlen, mein Schwager."

Nach diesen Worten grüßte Philipp Olivier, der nicht wußte, wie er sich entfernen sollte, ohne an einem von den Opfern vorbeizukommen, hob Andrée auf, erwärmte sie in seinen Armen und machte so den Weg für den Grafen frei, wonach dieser durch das Boudoir verschwand.

LXXXV.

Nach dem Drachen die Natter.

Es ist Zeit für uns, daß wir zu den Personen unserer Geschichte zurückkehren, welche die Nothwendigkeit und die Intrigue sowohl, als die historische Wahrheit auf den zweiten Plan verwiesen haben.

Oliva schickte sich an, für Rechnung von Jeanne zu fliehen, als Beausire, der nach der Wiedererlangung von Nicole keuchte, durch eine anonyme Nachricht in Kenntniß gesetzt, sich bis in ihre Arme geleitet sah und sie von Cagliostro entführte, während Herr Reteau von Villette vergebens in der Rue du Roi-Doré wartete.

Um das glückliche Liebespaar, das zu entdecken Herr von Crosne ein so großes Interesse hatte, wieder aufzufinden, ließ Frau von La Mothe alle ihre vertrauten Leute in's Feld ziehen.

Sie wollte lieber, wie man leicht begreift, selbst über ihrem Geheimniß wachen, als es den Händen Anderer überlassen, und zur guten Durchführung der Angelegenheit, die sie vorbereitete, war es unerläßlich, daß Nicole nicht aufgefunden werden konnte.

Es läßt sich die Angst nicht schildern, die sie auszustehen hatte, als jeder von ihren Emissären bei

seiner Rückkehr ihr meldete, die Nachforschungen seien vergeblich gewesen.

In diesem Augenblick erhielt sie, verborgen, Befehl auf Befehl, vor der Königin zu erscheinen und über ihr Benehmen in Beziehung auf das Halsband Rede zu stehen.

Verschleiert, reiste sie nächtlicher Weile nach Bar-sur-Aube ab, wo sie ein Absteigequartier hatte, und auf Umwegen, ohne erkannt worden zu sein, hier angelangt, nahm sie sich Zeit, ihre Lage unter ihrem wahren Lichte in's Auge zu fassen.

Sie gewann so zwei bis drei Tage, nur mit sich allein, und sie gab sich die Zeit, und mit der Zeit die Stärke, durch eine solide innere Befestigung das Gebäude ihrer Verleumdungen zu behaupten.

Zwei Tage der Einsamkeit waren für diese tiefe Seele der Kampf, nach dessen Beendigung der Körper und der Geist gebändigt sein müßten, nach dem das gehorsame Gewissen sich nicht mehr, ein gefährliches Werkzeug, gegen die Schuldige umkehren würde, nach dem das Blut die Gewohnheit angenommen hätte, um das Herz zu kreisen, ohne je zum Gesichte aufzusteigen, um hier die Scham oder die Ueberraschung zu verrathen.

Der König, die Königin erfuhren ihren Aufenthalt in Bar-sur-Aube erst in dem Augenblick, wo sie schon zum Kriegführen vorbereitet war. Sie schickten einen eigenen Boten ab, um sie zu holen. Da erfuhr sie die Verhaftung des Cardinals.

Jede Andere, als sie, wäre durch diese kräftige Offensive niedergeschmettert worden; doch Jeanne hatte nichts mehr zu schonen. Was war eine Freiheitsfrage in der Wagschale gegen Fragen über Leben und Tod, die sich jeden Tag darin anhäuften?

Als sie die Einkerkerung des Cardinals und den Lärm erfuhr, den die Königin gemacht hatte, berechnete sie kalt:

„Die Königin hat ihre Schiffe verbrannt, sie kann

unmöglich auf die Vergangenheit zurückkommen. Indem sie sich weigert, sich mit dem Cardinal zu vergleichen und die Juweliere zu bezahlen, spielt sie quitt oder doppelt. Das beweist, daß sie ohne mich rechnet und nicht vermuthet, welche Kräfte ich zu meiner Verfügung habe."

Aus diesen Stücken war die Rüstung gemacht, welche Jeanne trug, als ein Mann, halb Gefreiter, halb Bote, plötzlich vor ihr erschien und ihr ankündigte, er sei beauftragt, sie an den Hof zurückzubringen.

Der Bote, welcher beauftragt war, sie an den Hof zurückzubringen, wollte sie unmittelbar zum König führen; doch mit jener uns bekannten Gewandtheit sagte Jeanne:

„Mein Herr, nicht wahr, Sie lieben die Königin?"

„Zweifeln Sie daran, Frau Gräfin?" erwiederte der Bote.

„Nun wohl! im Namen dieser redlichen Liebe und der Ehrfurcht, welche Sie für die Königin hegen, beschwöre ich Sie, mich zuerst zu der Königin zu führen."

Der Offizier wollte Einwendungen machen.

„Sie wissen sicherlich besser als ich, um was es sich handelt," sprach die Gräfin. „Sie werden daher begreifen, daß eine geheime Unterredung der Königin mit mir unerläßlich ist."

Ganz zusammengeknetet von den verleumderischen Ideen, welche die Luft von Versailles seit mehreren Monaten verpesteten, glaubte der Bote, der Königin wirklich einen Dienst zu leisten, wenn er Frau von La Mothe zu ihr führte, ehe er sie dem König zeigte.

Man denke sich den Hochmuth, das stolze Bewußtsein der Königin, als sie diesem Dämon gegenüber stand, den sie noch nicht kannte, dessen schändlichen, treulosen Einfluß auf ihre Angelegenheiten sie aber wohl muthmaßte. Man denke sich Marie Antoinette, eine noch trostlose Wittwe ihrer Liebe, die dem Aerger-

niß unterlegen war, Marie Antoinette niedergeschmettert durch die Beleidigung einer Anklage, die sie nicht widerlegen konnte, man denke sich Marie Antoinette endlich, wie sie sich nach so vielen Leiden anschickte, den Fuß auf den Kopf der Schlange zu setzen, welche sie gebissen hatte.

Die erhabenste Verachtung, der schlecht bewältigte Zorn, der Haß der Frau gegen die Frau, das Gefühl eines unvergleichlichen Uebergewichts der Lage, dies waren die Waffen von einer der Gegnerinnen. Ein Herz voll von Geheimnissen, ein Geist voll von Ideen, die Verzweiflung zum letzten Anstifter, dies war die zweite Person des Kampfes. Die Königin begann damit, daß sie als Zeugen zwei von ihren Frauen, mit gesenktem Auge, geschlossenen Lippen und langsamer feierlicher Verneigung, eintreten ließ. Frau von La Mothe sagte, sobald sie die zwei Frauen erblickte, zu sich selbst:

„Gut, das sind zwei Zeugen, die man sogleich wegschicken wird.“

„Ah! endlich sind Sie da, Madame!“ rief die Königin, „man findet Sie endlich!“

Jeanne verneigte sich zum zweiten Mal.

„Sie verbergen sich also?“ fragte die Königin voll Ungeduld.

„Mich verbergen, Madame! nein, Madame,“ erwiederte Jeanne mit einer sanften, kaum tönenden Stimme, als ob die durch die königliche Majestät hervorgebrachte Gemüthsbewegung allein ihren gewöhnlichen Klang dämpfte; „wenn ich mich verborgen hätte, so würde man mich nicht gefunden haben.“

„Sie sind aber doch davon gelaufen? Nennen Sie das, wie es Ihnen beliebt.“

„Das heißt, ich habe Paris verlassen, ja, Madame.“

„Ohne meine Erlaubniß?“

„Ich befürchtete, Ihre Majestät würde mir den kleinen Urlaub nicht bewilligen, dessen ich bedurfte, um

meine Angelegenheiten in Bar-sur-Aube zu ordnen, wo ich mich seit sechs Tagen aufhielt, als mich der Befehl Ihrer Majestät dort aufsuchte. Ueberdies, ich muß es sagen, glaubte ich nicht, Eurer Majestät so nothwendig zu sein, daß ich genöthigt wäre, Sie wegen einer Abwesenheit von acht Tagen in Kenntniß zu setzen."

„Sie haben Recht, Madame; warum haben Sie eine Verweigerung des Urlaubs von mir gefürchtet? Welchen Urlaub haben Sie von mir zu verlangen? Welchen Urlaub habe ich Ihnen zu bewilligen? Nehmen Sie eine Stelle hier ein?"

Es lag zu viel Verachtung in diesen letzten Worten. Verletzt, aber ihr Blut zurückhaltend, wie die von einem Pfeil verwundete Tigerkatze, erwiederte Jeanne demüthig:

„Madame, es ist wahr, ich habe keine Stelle bei Hofe, doch Eure Majestät beehrte mich mit einem so kostbaren Vertrauen, daß ich mich viel mehr bei ihr durch die Dankbarkeit gebunden glaubte, als es Andere durch die Pflicht sind."

Jeanne hatte lange gesucht, sie hatte das Wort Vertrauen gefunden und legte einen Nachdruck darauf.

„Dieses Vertrauen," wiederholte die Königin, noch niederschmetternder durch Verachtung, als bei ihrer ersten Anrede, „wir werden die Rechnung darüber sogleich in Ordnung bringen. Haben Sie den König gesehen?"

„Nein, Madame."

„Sie werden ihn sehen."

Jeanne verbeugte sich und erwiederte:

„Das wird eine große Ehre für mich sein."

Die Königin suchte ein wenig Ruhe, um ihre Fragen mit Vortheil zu beginnen.

Jeanne benützte diese Frist und sagte:

„Aber, mein Gott! Madame! wie streng zeigt sich Eure Majestät gegen mich. Ich zittere ganz."

„Sie sind noch nicht beim Ende," rief ungestüm

die Königin, „wissen Sie, daß Herr von Rohan in der Bastille ist?“

„Man hat es mir gesagt, Madame.“

„Sie errathen wohl, warum?“

Jeanne schaute fest die Königin an, wandte sich dann gegen die Frauen, deren Gegenwart sie zu beengen schien, und erwiederte:

„Ich weiß es nicht, Madame.“

„Sie wissen jedoch, daß Sie uns von einem Halsband gesprochen haben, nicht wahr?“

„Von einem Diamanthalsband; ja, Madame.“

„Und daß Sie mir von Seiten des Cardinals ein Abkommen vorgeschlagen haben, um das Halsband zu bezahlen?“

„Das ist wahr, Madame.“

„Habe ich das Abkommen angenommen oder ausgeschlagen?“

„Eure Majestät hat es ausgeschlagen.“

„Ah!“ machte die Königin mit einer Mischung von Zufriedenheit und Erstaunen.

„Ihre Majestät hat sogar eine Abschlagszahlung von zweimal hundert tausend Livres gegeben,“ fügte Jeanne bei.

„Gut . . . und hernach?“

„Hernach hat Ihre Majestät, da sie nicht bezahlen konnte, weil ihr von Herrn von Calonne das Geld verweigert worden war, das Etui den Juwelieren Böhmer und Bossange zurückgeschickt.“

„Durch wen zurückgeschickt?“

„Durch mich.“

„Und Sie, was haben Sie gethan?“

„Ich,“ erwiederte langsam Jeanne, die das ganze Gewicht der Worte fühlte, welche sie auszusprechen im Begriffe war, „ich habe die Diamanten dem Herrn Cardinal gegeben.“

„Dem Herrn Cardinal!“ rief die Königin, „und

warum, wenn's beliebt, statt sie den Juwelieren zuzustellen?"

„Madame, weil ich Herrn von Rohan, der sich für diese Sache, die Eurer Majestät gefiel, interessirte, verletzt hätte, würde ich ihm nicht die Gelegenheit geboten haben, sie selbst zu beendigen."

„Aber wie kommt es, daß Sie einen Empfangschein von den Juwelieren erhalten haben?"

„Herr von Rohan hat mir denselben übergeben."

„Doch der Brief, den Sie dem Juwelier, als käme er von mir, eingehändigt haben sollen?"

„Herr von Rohan bat mich, ihn zu bestellen."

„Es ist also Herr von Rohan, der sich überall und immer in diese Sache gemischt hat," rief die Königin.

„Ich weiß weder, was Eure Majestät hiemit sagen will, noch in was sich Herr von Rohan gemischt hat," erwiederte Jeanne mit zerstreuter Miene.

„Ich sage, der Empfangschein der Juweliere sei falsch!"

„Falsch!" rief Jeanne voll Unschuld, „oh! Madame."

„Ich sage, die vorgebliche Verschreibung für das Halsband, welche ich unterzeichnet haben soll, sei falsch."

„Oh!" rief Jeanne, scheinbar noch mehr erstaunt, als das erste Mal.

„Ich sage endlich," fuhr die Königin fort, „es sei nothwendig, Sie mit Herrn von Rohan zu confrontiren, damit wir Aufklärung über diese ganze Sache erhalten."

„Confrontiren! Warum ist es nothwendig, Madame, mich mit dem Herrn Cardinal zu confrontiren?"

„Er selbst hat es verlangt."

„Er?"

„Er suchte Sie überall."

„Madame, das ist unmöglich."

„Er wollte Ihnen, wie er sagte, beweisen, daß Sie ihn hintergangen haben."

„Oh! Madame, zu diesem Ende verlange ich die Confrontation."

„Sie wird stattfinden, Madame, das dürfen Sie glauben. Sie leugnen also, zu wissen, wo das Halsband ist?“

„Wie sollte ich es wissen?“

„Sie leugnen, den Herrn Cardinal bei gewissen Intriguen unterstützt zu haben?“

„Eure Majestät hat jedes Recht, ihre Ungnade auf mich zu werfen, aber keines, mich zu beleidigen. Ich bin eine Valois, Madame.“

„Der Herr Cardinal hat vor dem König Verleumdungen behauptet, die er auf ernsten Basen ruhen zu lassen hofft.“

„Ich verstehe nicht.“

„Der Cardinal hat erklärt, er habe mir geschrieben.“

Jeanne schaute der Königin in's Gesicht und antwortete nichts.

„Hören Sie mich?“ sagte die Königin.

„Ich höre, ja, Eure Majestät.“

„Und was antworten Sie?“

„Ich werde antworten, wenn man mich mit dem Herrn Cardinal confrontirt hat.“

„Bis dahin, wenn Sie die Wahrheit wissen, helfen Sie uns.“

„Die Wahrheit ist, daß mich Eure Majestät ohne Anlaß erniedrigt und ohne Grund mißhandelt.“

„Das ist keine Antwort.“

„Ich werde hier keine andere geben, Madame.“

Jeanne schaute die zwei Frauen noch einmal an.

Die Königin begriff, aber sie gab nicht nach. Die Neugierde konnte nicht die Oberhand über die menschliche Achtung gewinnen. In den Verschweigungen von Jeanne, in ihrer zugleich demüthigen und frechen Haltung drang die Dreistigkeit durch, welche aus einem erlangten Geheimnisse entspringt. Dieses Geheimniß hätte die Königin vielleicht durch die Milde erkaufen können. Aber sie wies ein solches Mittel als ihrer unwürdig von sich.

„Herr von Rohan ist in die Bastille gebracht worden, weil er zu viel sprechen wollte,“ sagte Marie Antoinette, „nehmen Sie sich in Acht, Madame, daß Sie nicht dasselbe Schicksal erfahren, weil sie nichts sprechen wollen.“

Jeanne preßte ihre Nägel in ihre Hände, aber sie lächelte.

„Was kümmert sich ein reines Gewissen um die Verfolgung,“ sagte sie; „wird mich die Bastille eines Verbrechens überweisen, das ich nicht begangen habe?“

Die Königin schaute Jeanne mit einem zornigen Auge an und rief:

„Werden Sie sprechen, Madame?“

„Ich habe nichts zu sagen, Madame, wenn nicht Ihnen.“

„Nun! sprechen Sie etwa nicht mit mir?“

„Nicht mit Ihnen allein.“

„Ah! sind wir hiebei?“ rief die Königin, „Sie wollen verschlossene Thüren. Sie fürchten das Aergerniß des öffentlichen Geständnisses, nachdem Sie mir das Aergerniß des öffentlichen Verdachtes auferlegt hatten.“

Jeanne richtete sich auf und erwiederte:

„Sprechen wir nicht mehr davon; was ich gethan, habe ich für Sie gethan.“

„Welche Frechheit!“

„Ich unterwerfe mich in Ehrfurcht den Beleidigungen meiner Königin,“ sagte Jeanne, ohne die Farbe zu wechseln.

„Sie werden diesen Abend in der Bastille schlafen, Frau von La Mothe.“

„Es sei, Madame. Doch ehe ich mich schlafen lege, werde ich meiner Gewohnheit gemäß zu Gott beten, er möge Eurer Majestät die Ehre und die Freude erhalten,“ erwiederte die Angeklagte.

Die Königin stand wüthend auf, ging in das

anstoßende Zimmer und schlug voll Heftigkeit die Thüren zu.

„Nachdem ich den Drachen besiegt habe, werde ich wohl die Natter zertreten," sagte sie.

„Ich kann ihr Spiel auswendig, und ich glaube, daß ich gewonnen habe," dachte Jeanne.

LXXXVI.

Wie es kam, daß Herr von Beausire, während er den Hasen jagte, selbst von den Agenten von Herrn von Crosne gejagt wurde.

Frau von La Mothe wurde nach dem Willen der Königin eingesperrt.

Kein Ersatz konnte angenehmer für den König sein, der diese Frau instinktartig haßte. Der Prozeß über das Halsband wurde mit all der Wuth instruirt, mit welcher zu Grunde gerichtete Kaufleute, die sich aus der Verlegenheit zu ziehen hoffen, Angeklagte, die der Anklage entgehen wollen, und volksthümliche Richter zu Werke gehen können, welche in den Händen die Ehre oder das Leben einer Königin haben, abgesehen von der Eitelkeit oder dem Parteigeist.

Es war nur ein Schrei durch ganz Frankreich. An den Nuancen dieses Schreies vermochte die Königin ihre Parteigänger oder ihre Feinde zu erkennen und zu zählen.

Seitdem er eingesperrt war, verlangte Herr von Rohan dringend, mit Frau von La Mothe confrontirt zu werden. Diese Befriedigung wurde ihm gewährt. Der Prinz lebte in der Bastille wie ein vornehmer Herr in einem Hause, das er gemiethet. Außer der Freiheit wurde ihm auf sein Verlangen Alles bewilligt.

Der Prozeß hatte von Anfang geringfügige Verhältnisse angenommen, in Betreff des Standes der angeschuldigten Personen. Man wunderte sich, wie ein Rohan des Diebstahls angeklagt werden konnte. Die Officiere und der Gouverneur der Bastille bezeigten auch dem Cardinal jede Ehrfurcht, jede dem Unglück schuldige Achtung. Für sie war er kein Angeklagter, sondern ein in Ungnade Gefallener.

Das wurde noch ganz anders, als es sich im Publikum verbreitete, Herr von Rohan falle als Opfer der Intriguen des Hofes. Es war nicht mehr Sympathie für den Prinzen, sondern Begeisterung.

Und Herr von Rohan, einer der Ersten unter den Edlen des Reiches, begriff nicht, daß ihm die Liebe des Volks einzig und allein dadurch zukam, daß er durch Edleres, als er, verfolgt wurde. Herr von Rohan, das letzte Opfer des Despotismus, war der That nach einer der ersten Revolutionäre von Frankreich.

Seine Unterredung mit Frau von La Mothe ward durch einen merkwürdigen Umstand bezeichnet. Der Gräfin, der man, so oft es sich um die Königin handelte, leise zu sprechen gestattete, gelang es, zum Cardinal zu sagen:

„Entfernen Sie Jedermann, und ich werde Ihnen die Aufklärungen geben, die Sie haben wollen."

Da verlangte Herr von Rohan allein zu sein und mit leiser Stimme zu fragen.

Man verweigerte es ihm, aber man ließ seinen Consulenten sich mit der Gräfin besprechen.

Was das Halsband betrifft, so erwiederte sie, sie wisse nicht, was daraus geworden, aber man hätte es wohl ihr geben können.

Und als der Consulent, betäubt von der Frechheit dieser Frau, darüber aufschrie, fragte sie ihn, ob der Dienst, den sie der Königin und dem Cardinal geleistet, nicht eine Million werth sei.

Der Advocat wiederholte diese Worte dem Cardinal,

dieser erbleichte, neigte das Haupt und errieth, daß er in die Schlinge dieser höllischen Vogelfängerin gerathen war.

Doch wenn er schon daran dachte, den Lärm dieser Angelegenheit, welcher die Königin zu Grunde richtete, zu ersticken, so trieben ihn seine Freunde an, die Feindseligkeiten nicht zu unterbrechen.

Man wandte ihm ein, seine Ehre sei im Spiele; es handle sich um einen Diebstahl; ohne einen Spruch des Parlaments wäre die Unschuld nicht erwiesen.

Um aber diese Unschuld zu beweisen, mußte man die Beziehungen des Cardinals zu der Königin und folglich das Verbrechen von dieser beweisen.

Bei dieser Betrachtung erwiederte Jeanne, sie würde die Königin ebenso wenig anklagen, als den Cardinal, wenn man sie aber beharrlich für das Halsband verantwortlich machte, so würde sie thun, was sie nicht thun wollte, das heißt, sie würde beweisen, die Königin und der Cardinal haben ein Interesse dabei, sie der Lüge zu beschuldigen.

Als man diese Schlüsse dem Cardinal mittheilte, bezeigte der Prinz seine ganze Verachtung gegen diejenige, welche davon sprach, sie wolle ihn so opfern. Er fügte bei, er begreife bis auf einen gewissen Grad das Benehmen von Jeanne, aber er begreife das der Königin durchaus nicht.

Der Königin überbracht und mit Commentaren versehen, erzürnten diese Worte Marie Antoinette und machten sie aufspringen. Sie wollte dann, daß ein besonderes Verhör auf die geheimnißvollen Theile dieses Prozesses gelenkt werden sollte. Die große Beschwerde der nächtlichen Zusammenkünfte erschien nun, enthüllt im breitesten Lichte vor den Verleumdern und Neuigkeitenmachern.

Da sah sich aber die unglückliche Königin schwer bedroht. . . . Jeanne behauptete, das, wovon man ihr sprach, nicht zu kennen, und zwar vor den Leuten der

Königin; doch den Leuten des Cardinals gegenüber war sie nicht so discret, und sie wiederholte immer:

„Man lasse mich in Ruhe, sonst werde ich sprechen."

Diese Verschweigungen, diese Bescheidenheiten hatten ihr die Stellung einer Heldin gegeben und verwirrten den Prozeß dergestalt, daß die muthigsten Actenklauber bebten, indem sie sich mit den Protocollen beriethen, und daß kein Instructionsrichter es wagte, die Verhöre der Gräfin fortzusetzen.

War der Cardinal schwächer, war er offenherziger? gestand er einem Freunde, was er sein Liebesgeheimniß nannte? Man weiß es nicht; man darf es nicht glauben. Denn es war ein edles, ein sehr ergebenes Herz, das Herz des Prinzen. Aber so loyal er auch in seinem Stillschweigen gewesen war, es verbreitete sich doch das Gerücht von seiner Unterredung mit der Königin. Alles, was der Graf von Provence gesagt, Alles, was Charny und Philipp erfahren oder gesehen hatten, alle diese Arcana, welche für jeden Andern, als einen Prätendenten, wie der Bruder des Königs, oder für Liebesnebenbuhler, wie Philipp und Charny, unverständlich, dieses ganze Geheimniß der so sehr verleumdeten und so keuschen Liebschaft verdunstete wie ein Wohlgeruch und verlor, zerschmolzen in der gemeinen Atmosphäre, das herrliche Aroma seines Ursprungs.

Man kann sich denken, ob die Königin warme Vertheidiger, ob Herr von Rohan eifrige Streiter fand.

Die Frage war nicht mehr: Hat die Königin das Diamanthalsband gestohlen, oder hat sie es nicht gestohlen?

Eine doch an und für sich genugsam entehrende Frage; aber das genügte nicht einmal. Die Frage war:

Hat die Königin das Halsband durch Jemand stehlen lassen, der in das Geheimniß ihrer ehebrecherischen Liebschaft eingedrungen war?

So hatte Frau von La Mothe die Schwierigkeit zu drehen gewußt. So fand sich die Königin auf einem

Wege eingeschlossen, der keinen andern Ausgang hatte, als die Schande.

Sie ließ sich nicht niederschlagen; sie beschloß, zu kämpfen; der König unterstützte sie.

Das Ministerium unterstützte sie auch und zwar mit allen seinen Kräften. Die Königin erinnerte sich, daß Herr von Rohan ein ehrlicher Mann und unfähig war, eine Frau zu Grunde zu richten. Sie erinnerte sich seiner Sicherheit, als er zu den Rendezvous in Versailles zugelassen worden zu sein schwur.

Sie schloß daraus, der Cardinal sei nicht ihr unmittelbarer Feind, und er habe wie sie nur ein Interesse der Ehre bei der Frage.

Man lenkte von da an den Prozeß mit aller Anstrengung gegen die Gräfin; und man suchte auf das Eifrigste die Spuren des verlorenen Halsbands.

Die Debatte über die Beschuldigung ehebrecherischer Schwäche annehmend, warf die Königin auf Jeanne die niederschmetternde Anklage des Betrugs und des Diebstahls zurück.

Alles sprach gegen die Gräfin, die Vorgänge in ihrem früheren Leben, ihre erste Armuth, ihre seltsame Erhebung; der Adel nahm diese Zufallsprinzessin nicht an, das Volk konnte sie nicht als sein Eigenthum zurückfordern; das Volk haßt instinktartig die Abenteurer, es verzeiht ihnen nicht einmal den glücklichen Erfolg.

Jeanne bemerkte, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen hatte, und daß die Königin, indem sie sich der Anklage unterzog, indem sie der Furcht vor dem Lärmen nicht wich, den Cardinal aufforderte, sie nachzuahmen; daß diese zwei redlichen Personen am Ende sich verständigen und das Licht finden würden, und daß, selbst wenn sie unterlägen, dies in einem so furchtbaren Sturze geschehen müßte, daß sie unter sich die arme kleine Valois zermalmten, diese Prinzessin einer gestohlenen Million, die sie nicht einmal bei der Hand hatte, um ihre Richter zu bestechen.

Man war so weit, als eine neue Episode eintrat, die das Angesicht der Dinge veränderte.

Herr von Beausire und Mademoiselle Oliva lebten glücklich und reich in einem Landhause, als eines Tags der gnädige Herr, der Madame allein gelassen hatte, um auf die Jagd zu gehen, in die Gesellschaft von zwei von den Agenten gerieth, welche Herr von Crosne durch ganz Frankreich verzettelte, um eine Entwickelung dieser Intrigue zu erlangen.

Die zwei Liebenden wußten nichts von dem, was in Paris vorging; sie dachten nur an sich selbst. Mademoiselle Oliva wurde fett wie ein Wiesel auf einem Speicher, und Herr Beausire hatte, mit dem Glück, jene unruhige Neugierde verloren, das unterscheidende Merkmal der Raubvögel wie der Raubmenschen, den Charakter, den die Natur den Einen und den Andern für ihre Erhaltung gegeben hat.

Beausire war, wie gesagt, an diesem Tage auf die Hasenjagd gegangen. Er stieß auf einen Flug Rebhühner, was ihn quer über eine Straße zu gehen veranlaßte. So fand er, etwas Anderes suchend, als er hätte suchen sollen, was er nicht suchte.

Die Agenten suchten auch Oliva, und sie fanden Beausire. Das sind die gewöhnlichen Launen der Jagd.

Einer von diesen Spürhunden war ein Mensch von Geist. Als er ihn erkannt hatte, machte er, statt ihn ganz ungeschlacht zu verhaften, was nichts eingetragen haben würde, folgenden Entwurf mit seinem Gefährten:

„Beausire jagt, er ist also ziemlich reich und ziemlich frei; er hat vielleicht fünf oder sechs Louisd'or in seiner Tasche, aber er kann möglicher Weise drei bis vier hundert Louisd'or in seiner Behausung haben; dringen wir dort ein und setzen wir ihn auf Lösegeld. Nach Paris zurückgebracht, wird uns Beausire nur hundert Livres eintragen, wie jeder gewöhnliche Fang; man wird uns noch ausschelten, daß wir das Gefängniß

wegen einer unbedeutenden Person überfüllt haben. Machen wir aus Beausire eine persönliche Speculation."

Sie fingen an Rebhühner zu jagen wie Herr Beausire, Hasen wie Herr Beausire, und indem sie den Hund aufmunterten, wenn es dem Hasen galt, und durch den Klee trieben, wenn es dem Rebhuhn galt, verließen sie ihren Mann nicht um eine Sohle.

Beausire, als er die Fremden sah, die sich in die Jagd mischten, war Anfangs sehr erstaunt, dann sehr zornig. Er war eifersüchtig auf sein Wildpret geworden, wie jeder gute Strohjunker; er war aber auch argwöhnisch in Betreff neuer Bekanntschaften. Statt diese Jünger, die ihm der Zufall gab, selbst zu befragen, ging er gerade auf einen Feldschützen zu, den er auf der Ebene fand, und beauftragte ihn, die Herren zu fragen, warum sie auf diesem Gute jagten.

Der Feldschütze erwiederte, er kenne die Herren nicht als in der Gegend zu Hause, und fügte bei, es sei sein Wunsch, sie in ihrer Jagd zu unterbrechen, was er auch that. Doch die zwei Fremden erwiederten, sie jagen mit ihrem Freunde, dem Herrn dort.

So bezeichneten sie Beausire. Der Feldschütze führte sie zu ihm, trotz alles Verdrusses, den diese Confrontation dem edlen Jäger bereitete.

„Herr von Linville," sagte er, „diese Herren behaupten, sie jagen mit Ihnen."

„Mit mir!" rief Beausire aufgebracht; „ah! ja wohl."

„Wie!" sagte einer von den Agenten leise zu ihm, „Sie heißen also auch Herr von Linville, mein lieber Beausire?"

Beausire bebte, er, der seinen Namen so gut in dieser Gegend verbarg.

Er schaute den Agenten, dann dessen Gefährten wie ein betretener Mensch an, glaubte unbestimmt diese Gesichter zu erkennen, und entließ, um die Dinge nicht zu verschlimmern, den Feldschützen mit der Bemerkung, er nehme die Jagd dieser Herren auf sich.

„Sie kennen sie also?“ fragte der Feldschütze.

„Ja, wir haben uns erkannt,“ erwiederte einer von den Agenten.

Beausire fand sich nun, sehr verlegen, wie er mit ihnen sprechen sollte, ohne sich zu gefährden, den zwei Jägern gegenüber.

„Bieten Sie uns ein Frühstück an, Beausire,“ sagte der Gewandtere von den beiden Agenten, „in Ihrem Hause.“

„In meinem Hause! aber . . .“ rief Beausire.

„Sie werden nicht so unhöflich gegen uns sein, Beausire . . .“

Beausire hatte den Kopf verloren, er ließ sich mehr führen, als er führte.

Die Agenten, sobald sie das kleine Haus erblickten, lobten seine Eleganz, seine Lage, die Bäume, die Aussicht, wie es Leute von Geschmack thun mußten, und Beausire hatte auch in der That einen reizenden Ort gewählt, um sein Liebesnest darein zu setzen.

Es war ein Thal mit vielen Baumgruppen und von einem Flüßchen durchschnitten; das Haus erhob sich auf einer Anhöhe gegen Osten. Ein Schilderhaus, eine Art von Glockenthurm ohne Glocke, diente Beausire als Observatorium, um die Gegend an Tagen des Spleen zu überschauen, wenn seine rosigen Ideen verwelkten und er in jedem über seinen Pflug gebückten Ackersmann einen Alguazil erblickte.

Nur auf einer Seite war dieses Gebäude lachend und sichtbar, auf der andern verschwand es unter den Baumgruppen und den Erhöhungen des Terrain.

„Wie gut ist man da innen verborgen!“ sagte einer von den Agenten mit Bewunderung zu ihm.

Beausire bebte bei dem Scherz und trat zuerst in sein Haus, unter dem Gebell der Hofhunde.

Die Agenten folgten ihm mit vielen Ceremonien.

LXXXVII.

Die Turteltauben werden in den Käfig gebracht.

Dabei, daß er durch die Hofthüre eintrat, hatte Beausire seine Idee: er wollte Lärm genug erregen, um Oliva darauf aufmerksam zu machen, daß sie auf ihrer Hut sein sollte. Ohne etwas von der Halsband-Angelegenheit zu wissen, wußte Beausire genug Dinge in Betreff der Sache des Balls, der Oper und der Kufe von Mesmer, daß er bange hatte, Oliva Fremden zu zeigen.

Er handelte vernünftig, denn die junge Frau, welche leichtfertige Romane auf dem Sofa ihres kleinen Salon las, hörte die Hunde bellen, schaute in den Hof und sah Beausire mit Begleitern, was sie abhielt, ihm wie gewöhnlich entgegen zu gehen.

Zum Unglück waren diese zwei Turteltauben nicht außer dem Bereiche der Geiersklauen. Man mußte das Frühstück bestellen, und ein ungeschickter Diener — die Leute vom Lande sind keine Frontins — fragte zwei- oder dreimal, ob er die Befehle von Madame einholen sollte.

Bei diesem Wort spitzten die Spürhunde die Ohren. Sie verspotteten Beausire angemessen über diese verborgene Dame, deren Gesellschaft für einen Einsiedler die Würze aller Glückseligkeit sei, welche die Einsamkeit und das Geld verleihen.

Beausire ließ sich verspotten, aber er zeigte Oliva nicht.

Man trug ein reichliches Mahl auf, dem die Agenten Ehre anthaten. Man trank viel und brachte oft die Gesundheit der abwesenden Dame aus.

Beim Nachtisch hatten sich die Köpfe erhitzt, die Herren von der Polizei dachten, es wäre unmenschlich, die Folter dieses Wirthes noch mehr zu verlängern,

und brachten das Gespräch geschickt darauf, welches Vergnügen es guten Herzen gewähre, alte Bekannte wiederzufinden.

Worauf Beausire, während er ein Fläschchen mit Liqueur von den Inseln entpfropfte, die zwei Unbekannten fragte, an welchem Orte und unter welchen Umständen er mit ihnen zusammengetroffen sei.

„Wir waren, sagte der Eine von ihnen, „wir waren die Freunde von einem Ihrer Verbündeten zur Zeit eines kleinen Geschäftes, das Sie in Theilung mit Mehreren machten, des Geschäftes mit der portugiesischen Gesandtschaft."

Beausire erbleichte. Wenn solche Angelegenheiten berührt werden, glaubt man immer ein Strickende in den Falten seines Halsbandes zu fühlen.

„Ah! wahrhaftig," sagte er, zitternd vor Verlegenheit, „und Sie kommen und verlangen von mir für Ihren Freund . . ."

„In der That, das ist eine Idee," sprach leise der Alguazil zu seinem Kameraden, „die Einführung hat so ein ehrlicheres Aussehen. Eine Wiedererstattung im Namen eines abwesenden Freundes fordern, das ist moralisch."

„Mehr noch. Damit sind alle Rechte auf das Uebrige vorbehalten," erwiederte der Freund des Moralischen mit einem süß-sauren Lächeln, das Beausire vom Scheitel bis zu den Zehen beben machte.

„Also?" sagte er.

„Mein lieber Herr Beausire, es wäre uns also angenehm, wenn sie Einem von uns den Theil unseres Freundes zurückgeben würden. Ich glaube, so etwa zehn tausend Livres."

„Wenigstens, denn man spricht nicht von den Interessen," sagte der Kamerad positiv.

„Meine Herren," erwiederte Beausire, dem die Festigkeit dieser Forderung die Kehle zusammenschnürte, „man hat nicht zehn tausend Livres bei sich auf dem Lande."

„Das versteht sich, lieber Herr, und wir fordern nur das Mögliche. Wie viel können Sie sogleich geben?“

„Ich habe fünfzig bis sechzig Louisd'or, nicht mehr.“

„Wir fangen damit an, daß wir sie nehmen, und werden Ihnen für Ihre Höflichkeit danken.“

„Ah!“ dachte Beaufire, entzückt über ihre Bereitwilligkeit, „sie sind von sehr guter Beschaffenheit. Sollten sie etwa so sehr bange vor mir haben, als ich vor ihnen habe? Versuchen wir es.“

Und er überlegte sich, daß diese Herren, sollten sie sehr laut schreien, es nur dahin brächten, daß sie sich als Mitschuldige von ihm bekennen würden, und daß dies für die Provinzbehörden eine schlechte Empfehlung wäre. Beaufire schloß, diese Leute würden sich zufrieden erklären und ein vollkommenes Stillschweigen beobachten.

In seinem unvorsichtigen Vertrauen ging er so weit, daß er es bereute, ihnen nicht dreißig Louisd'or statt sechzig angeboten zu haben; aber er gelobte sich, nachdem er die Summe gegeben, sich sehr rasch dieser Leute zu entledigen.

Er machte die Rechnung ohne seine Gäste; diese befanden sich sehr wohl bei ihm; sie genossen jene selige Zufriedenheit, welche eine angenehme Verdauung verschafft; sie waren gut für den Augenblick, weil sich streng zeigen sie angestrengt hätte.

„Es ist ein reizender Freund, dieser Beaufire,“ sagte der Positiv zu seinem Kameraden. „Sechzig Louisd'or, die er uns gibt, sind lieblich zu nehmen.“

„Ich will sie Ihnen sogleich geben,“ rief der Wirth erschrocken, als er seine Gäste in bacchische Vertraulichkeiten ausbrechen sah.

„Es hat keine Eile,“ erwiederten die zwei Freunde.

„Doch, doch, mein Gewissen wird nur frei sein, wenn ich Sie bezahlt habe. Man ist delicat, oder man ist es nicht.“

Und er wollte sie verlassen, um das Geld zu holen.

Doch diese Herren hatten Gerichtsdienergewohnheiten, eingewurzelte Gewohnheiten, die man schwer verliert, wenn man sie einmal angenommen hat. Diese Herren wußten sich nicht von ihrer Beute zu trennen, wenn sie dieselbe einmal in den Händen hielten. So läßt der gute Jagdhund sein verwundetes Feldhuhn nur los, um es dem Jäger zu übergeben.

Der gute Gerichtsdiener ist derjenige, welcher, wenn einmal der Fang gemacht ist, diesen weder mehr mit dem Finger, noch mit dem Auge verläßt. Er weiß zu genau, wie launenhaft das Schicksal gegen die Jäger ist und wie sehr das, was man nicht mehr festhält, sich entfernt.

Mit einem bewunderungswürdigen Ensemble riefen auch Beide, so sehr sie betäubt waren:

„Herr Beausire! mein lieber Beausire!

Und sie hielten ihn am Flügel seines Rockes von grünem Tuch zurück.

„Was gibt es?“ fragte Beausire.

„Haben Sie die Güte, verlassen Sie uns nicht,“ erwiederten sie, während sie ihn zum Niedersitzen nöthigten.

„Aber wie soll ich Ihnen denn das Geld geben, wenn Sie mich nicht hinaufgehen lassen?“

„Wir werden Sie begleiten,“ antwortete der Positiv mit einer erschrecklichen Zärtlichkeit.

„Es ist . . . es ist das Zimmer meiner Frau,“ entgegnete Beausire.

Dieses Wort, das er als eine Einwendung betrachtete, der nicht widersprochen werden könnte, war für die Sbirren der Funke, der das Feuer an das Pulver legte.

Ihre brütende Unzufriedenheit — ein Gerichtsdiener ist immer über etwas unzufrieden — nahm eine Form, einen Körper, eine Ursache an.

„Ah!“ rief der Erste von den Agenten, „warum verbergen Sie uns Ihre Frau?“

„Ja, sind wir nicht präsentabel?“ sagte der Zweite.

„Wenn Sie wüßten, was man für Sie gethan hat, wären Sie artiger,“ sprach der Erste.

„Und Sie würden uns Alles geben, was wir verlangen,“ fügte keck der Zweite bei.

„Ah! Sie stimmen einen sehr hohen Ton an, meine Herren,“ sagte Beausire.

„Wir wollen Deine Frau sehen,“ erwiederte der Sbirre positiv.

„Und ich, ich erkläre Ihnen, daß ich Sie hinauswerfen werde,“ entgegnete Beausire, stark durch ihre Trunkenheit.

Sie antworteten ihm mit einem schallenden Gelächter, das ihn hätte klug machen müssen. Er trug dem keine Rechnung, wurde hartnäckig und rief:

„Nun sollt Ihr auch nicht einmal das Geld bekommen, das ich Euch versprochen habe, und Ihr werdet Euch aus dem Staube machen.“

Sie lachten noch furchtbarer, als das erste Mal.

Zitternd vor Zorn, sprach Beausire mit erstickter Stimme:

„Ich begreife Euch, Ihr werdet Lärm machen und sprechen; doch wenn Ihr sprecht, stürzt Ihr Euch in's Verderben, wie mich.“

Sie lachten fortwährend unter sich, der Spaß kam ihnen trefflich vor Das war ihre einzige Antwort.

Beausire glaubte sie durch einen Kraftstreich zu erschrecken und stürzte nach der Treppe, nicht wie ein Mensch, der Louisd'or holen will, sondern wie ein Wüthender, der eine Waffe holen will. Die Sbirren standen vom Tische auf, liefen, ihrem Grundsatz getreu, Beausire nach und legten ihre breiten Hände an ihn.

Dieser schrie, eine Thüre öffnete sich, und eine Frau erschien ängstlich, erschrocken auf der Schwelle der Zimmer des ersten Stockes.

Als sie diese Frau sahen, ließen sie Beausire los und stießen auch einen Schrei aus, doch einen Schrei der Freude, des Triumphs, wilder Exaltation.

Sie hatten diejenige getroffen, welche so sehr der Königin von Frankreich glich.

Beausire glaubte sie einen Augenblick durch die Erscheinung einer Frau entwaffnet, aber er war bald grausam enttäuscht.

Der Positiv näherte sich Mlle. Oliva und sprach mit einem, in Rücksicht auf die Aehnlichkeit, zu wenig hölflichen Ton:

„Ah! ah! ich verhafte Sie."

„Sie verhaften!" rief Beausire; „und warum?"

„Weil uns Herr von Crosne den Befehl gegeben hat," erwiederte der andere Agent, „und weil wir in Diensten von Herrn von Crosne sind."

Hätte der Blitz zwischen dem Liebespaare eingeschlagen, es wäre weniger darüber erschrocken, als über diese Erklärung.

„So ist es, wenn man sich nicht artig benimmt," sagte der Positiv zu Beausire.

„Du hast Recht, Legrigneur; denn wenn Beausire artig gewesen wäre, hätte er uns Madame gezeigt, und wir hätten Madame mit allem Anstand festgenommen."

Beausire drückte seinen Kopf in seine Hände. Er dachte nicht einmal daran, daß seine zwei Dienstboten, ein männlicher und ein weiblicher, diese Scene, welche mitten auf den Stufen vorging, unten von der Treppe hörten.

Er hatte eine Idee; sie lächelte ihn an: sie erfrischte ihn sogleich.

„Ihr seid gekommen, um mich zu verhaften?" sagte er zu den Agenten.

„Nein, das ist Zufall," antworteten sie naiver Weise.

„Gleichviel. Ihr konntet mich verhaften und für sechzig Louisd'or ließet ihr mich in Freiheit."

„Oh! nein, es war unsere Absicht, noch sechszig zu verlangen."

„Und wir haben nur ein Wort," fuhr der Andere fort; „für hundert und zwanzig Louisd'or lassen wir Sie auch frei."

„Aber . . . Madame?" fragte Beausire zitternd.

„Ah! Madame . . . das ist etwas Anderes," antwortete der Positiv.

„Madame ist zwei hundert werth, nicht wahr?" sagte Beausire hastig.

Die Agenten fingen wieder das furchtbare Gelächter an, das Beausire diesmal leider begriff.

„Drei hundert . . ." sagte er, „vier hundert . . . tausend Louisd'or . . . Ich gebe Euch tausend Louisd'or, aber Ihr werdet sie frei lassen."

Die Augen von Beausire funkelten, während er so sprach:

„Ihr antwortet nicht," sagte er; „Ihr wißt, daß ich Geld habe, und Ihr wollt mich bezahlen lassen. Das ist nur zu billig. Ich gebe zwei tausend Louisd'or, acht und vierzig tausend Livres, ein Vermögen für Euch Beide, aber laßt ihr die Freiheit.

„Du liebst sie also sehr, diese Frau?" fragte der Positiv.

Nun war die Reihe zu lachen an Beausire, und dieses höhnische Gelächter war so erschrecklich, es malte so scharf die verzweifelte Liebe, die dieses verwelkte Herz verzehrte, daß die zwei Sbirren bange davor bekamen und sich entschlossen, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, um den Ausbruch der Verzweiflung zu vermeiden, die man in dem irren Auge von Beausire las.

Sie nahmen jeder ein Paar Pistolen aus der Tasche, hielten sie Beausire auf die Brust, und einer von ihnen sagte:

„Nicht für hundert tausend Thaler würden wir diese Frau zurückgeben. Herr von Rohan bezahlt uns

fünfmal hundert tausend Livres und die Königin eine Million."

Beausire schlug die Augen zum Himmel mit einem Ausdruck auf, der jedes andere Thier, als einen Alguazil, erweicht hätte.

„Gehen wir," sagte der Positiv. „Sie müssen ein Wägelchen, irgend etwas Rollendes hier haben: lassen Sie dieses Gefährt für Madame anspannen; wir sind ihr das wohl schuldig."

„Und da wir gute Teufel sind, so wollen wir keinen Mißbrauch von unserer Gewalt machen: Man nimmt Sie der Form wegen auch mit; unter Weges wenden wir die Augen ab, Sie springen vom Gefährt herab, und wir bemerken es erst, wenn Sie tausend Schritte Vorsprung haben. Ist das ein gutes Benehmen, wie?"

Beausire antwortete nur:

„Wohin sie geht, werde ich gehen. Ich verlasse sie nie in diesem Leben."

„Oh! weder in diesem, noch in dem andern!" fügte Oliva eiskalt vor Schrecken bei.

„Desto besser!" sprach der Positiv, „je mehr man Herrn von Crosne Gefangene zuführt, desto mehr lacht er."

Eine Viertelstunde nachher fuhr der Wagen mit dem gefangenen Liebespaar und seinen Begleitern vom Hause ab.

LXXXVIII.

Herr von Crosne.

Man kann sich denken, welche Wirkung dieser Fang auf Herrn von Crosne hervorbrachte.

Die Agenten erhielten wahrscheinlich die Million

nicht, auf die sie hofften, doch man hat allen Grund, anzunehmen, daß sie befriedigt wurden.

Als der Polizeilieutenant die Hände zum Zeichen der Zufriedenheit sich wohl gerieben hatte, begab er sich nach Versailles in einem Wagen, dem ein anderer hermetisch verschlossener Wagen folgte.

Es war am Morgen nach dem Tag, an welchem der Positiv und sein Freund Nicole in die Hände des Polizeichef übergeben hatten.

Herr von Crosne ließ seine zwei Wagen in Trianon einfahren, stieg aus dem, welchen er inne hatte, und übergab den andern der Obhut seines ersten Schreibers.

Er ließ sich zur Königin führen, von der er sich sogleich eine Audienz in Trianon erbeten hatte.

Die Königin, welche seit einem Monat wohl darauf bedacht war, nichts zu vernachlässigen, was von Seiten der Polizei kam, entsprach sogleich der Bitte des Ministers; sie begab sich schon am Morgen in ihr Lieblingshaus, und zwar mit kleiner Begleitung, falls Geheimhaltung nöthig wäre.

Sobald Herr von Crosne bei ihr eingeführt, erkannte sie an seiner strahlenden Miene, daß die Nachrichten gut waren.

Die arme Frau! seit geraumer Zeit sah sie um sich her nur düstere und zurückhaltende Gesichter.

Ein Klopfen der Freude, das erste seit dreißig Tagen, bewegte ihr durch so viele tiefe Erschütterungen verwundetes Herz.

Der Beamte, nachdem er ihr die Hand geküßt, sprach:

„Madame, hat Ihre Majestät in Trianon ein Zimmer, wo sie, ohne gesehen zu werden, sehen kann, was vorgeht?“

„Ich habe meine Bibliothek,“ antwortete die Königin; „hinter den Verschlägen habe ich Löcher in meinem Imbißsalon machen lassen. Und zuweilen, wäh-

rend ich vesperte, belustigte ich mich mit Frau von Lamballe und Fräulein von Taverney, als ich sie hatte, damit, daß ich die komischen Grimassen des Abbé Vermond betrachtete, wenn er auf ein Pamphlet stieß, in dem von ihm die Rede war."

„Sehr gut, Madame. Ich habe nun unten einen Wagen, den ich möchte in das Schloß einfahren lassen, ohne daß der Inhalt dieses Wagens von irgend Jemand, außer Eurer Majestät, gesehen würde."

„Das geht ganz leicht," erwiederte die Königin; „wo ist Ihr Wagen?"

„Im ersten Hof, Madame."

Die Königin läutete; es kam Jemand, um ihre Befehle in Empfang zu nehmen.

„Lassen Sie den Wagen, den Ihnen Herr von Crosne bezeichnen wird, in das große Vestibule einfahren," sprach Marie Antoinette „und schließen Sie die beiden Thüren dieses Vestibule, so daß es finster darin ist, und Niemand sehe vor mir die Curiositäten, die mir Herr von Crosne bringt."

Der Befehl wurde vollzogen. Man wußte, viel mehr als die Befehle, die Launen der Königin zu respectiren. Der Wagen fuhr unter das Gewölbe bei der Wohnung der Garden und ergoß seinen Inhalt in das düstere Vestibule.

„Madame," sprach Herr von Crosne, „wollen Sie nun mit mir in Ihren Imbißsalon kommen und Befehl geben, daß man meinen Schreiber mit dem, was er in die Bibliothek bringen wird, eintreten läßt."

Zehn Minuten nachher spähte die Königin bebend hinter ihren Fächern.

Sie sah in die Bibliothek eine verschleierte Gestalt eintreten; der Schreiber nahm ihr den Schleier ab, und die Königin stieß, als sie dieselbe erkannte, einen Schrei des Schreckens aus. Es war Oliva,

gekleidet in eines von den Costümen, welche Marie Antoinette am meisten liebte.

Sie hatte ein grünes Kleid mit breiten schwarzmoirirten Schleifen, die hohe Frisur, welche die Königin bevorzugte, Ringe den ihrigen ähnlich, Pantoffeln von grünem Atlas mit ungeheuren Absätzen: es war Marie Antoinette selbst, abgesehen vom Blute der Cäsaren, welche die bewegliche plebejische Flüssigkeit aller Wollüste von Herrn Beausire ersetzte.

Die Königin glaubte sich in einem entgegengesetzten Spiegel zu sehen; sie verschlang mit den Augen diese Erscheinung.

„Was sagt Eure Majestät von dieser Aehnlichkeit?" fragte nun Herr Crosne triumphirend über die Wirkung, die er hervorgebracht hatte.

„Ich sage . . . ich sage, mein Herr," stammelte die Königin ganz verwirrt . . . „Ah! Olivier," dachte sie, „warum sind Sie nicht da?"

„Was will Eure Majestät?"

„Nichts, mein Herr, nichts, wenn nicht, daß der König wohl erfahre . . ."

„Und daß Herr von Provence sehe, nicht wahr Madame?"

„Ah! meinen Dank, Herr von Crosne, meinen Dank . . . Doch was wird man mit dieser Frau machen?"

„Schreibt man dieser Frau Alles zu, was geschehen ist?" fragte Herr von Crosne.

„Sie haben wohl die Fäden dieses Complotts?"

„Ungefähr, Madame."

„Und Herr von Rohan?"

„Herr von Rohan weiß noch nichts."

„Oh!" rief die Königin, ihr Gesicht in ihren Händen verbergend, „diese Frau, mein Herr, das sehe ich wohl, ist der ganze Irrthum des Cardinals."

„Es mag sein, Madame, doch wenn es der Irrthum des Cardinals ist, so ist es das Verbrechen eines Andern."

„Suchen Sie, mein Herr, Sie haben die Ehre des Hauses Frankreich in Ihren Händen.“

„Und glauben Sie mir, Madame, sie ist wohl versorgt,“ erwiederte Herr von Crosne.

„Der Prozeß?“ fragte die Königin.

„Ist im Gange. Ueberall leugnet man; doch ich erwarte den günstigen Augenblick, um das Ueberführungsmittel, das sie in Ihrer Bibliothek haben, in’s Feld zu stellen.“

„Und Frau von La Mothe?“

„Sie weiß nicht, daß ich dieses Mädchen gefunden und bezüchtigt Cagliostro, er habe dem Cardinal den Kopf erhitzt, bis er den Verstand verloren.“

„Und Herr von Cagliostro?“

„Herr von Cagliostro, den ich befragen ließ, hat mir versprochen, mich noch diesen Morgen zu besuchen.“

„Das ist ein gefährlicher Mann.“

„Er wird ein nützlicher Mann sein. Von einer Schlange wie Frau von La Mothe gestochen, wird er das Gift verschlucken und uns Gegengift geben.“

„Sie hoffen auf Offenbarungen?“

„Ich bin fest davon überzeugt.“

„Wie so, mein Herr? oh! sagen Sie mir Alles was mich beruhigen kann.“

„Vernehmen Sie meine Gründe, Madame: Frau von La Mothe wohnte in der Rue Saint=Claude . . .“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ erwiederte die Königin erröthend.

„Ja, Eure Majestät erwies dieser Frau die Ehre wohlthätig gegen sie zu sein.“

„Sie hat mich gut dafür belohnt, nicht wahr? . . Sie wohnte also in der Rue Saint=Claude?“

„Und Herr von Cagliostro wohnt gerade gegenüber.“

„Und Sie vermuthen?“

„Daß, wenn ein Geheimniß für das Eine oder

für das Andere von diesen beiden Nachbarn stattgefunden hat, dieses Geheimniß dem Einen wie dem Andern gehören muß . . . Doch verzeihen Sie, Madame, es ist bald die Stunde, zu der ich in Paris Herrn von Cagliostro erwarte, und um nichts in der Welt möchte ich diese Erklärungen verzögern."

„Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie, und seien Sie noch einmal meiner Dankbarkeit versichert."

„Endlich," rief sie ganz in Thränen, als Herr von Crosne weggegangen war, „endlich beginnt meine Rechtfertigung. Ich werde meinen Triumph auf allen Gesichtern lesen. Das des einzigen Freundes, welche mich so gerne beweisen möchte, daß ich unschuldig bin, dieses allein werde ich nicht sehen!"

Mittlerweile flog Herr von Crosne nach Paris und kam nach Hause, wo ihn Herr von Cagliostro erwartete.

Dieser wußte Alles seit dem vorhergehenden Tag. Er ging zu Beausire, dessen Zufluchtsort er kannte, um ihn anzutreiben, Frankreich zu verlassen, als er ihn auf der Straße zwischen den zwei Agenten im Wagen erblickte. Oliva war ganz beschämt und ganz in Thränen zerfließend im Hintergrund verborgen.

Beausire sah den Grafen, der sich in seiner Postchaise kreuzte, und erkannte ihn. Der Gedanke, dieser geheimnißvolle und mächtige Herr könnte ihm von einigem Nutzen sein, änderte plötzlich seinen Entschluß, Oliva nie zu verlassen.

Er wiederholte den Agenten den Vorschlag einer Entweichung, den sie ihm gemacht. Sie nahmen hundert Louisd'or an und ließen ihn frei, trotz der Thränen von Nicole.

Beausire umarmte indessen seine Geliebte und sagte ihr in's Ohr:

„Hoffe . . . ich will an Deiner Rettung arbeiten."

Und er enteilte mit kräftigen Schritten in der Richtung der Straße, welche Cagliostro verfolgte.

Dieser hatte schon angehalten; er brauchte Beausire nicht mehr zu suchen, da Beausire zurückkam. Es war ihm dienlich, auf Beausire zu warten, wenn dieser zuweilen sich nachlaufen machte.

Cagliostro wartete also seit einer halben Stunde an der Biegung der Straße, als er den unglücklichen Liebhaber von Oliva bleich, athemlos, halb todt ankommen sah.

Beim Anblick des stehenden Wagens stieß Beausire den Freudenschrei des Schiffbrüchigen aus, der ein Brett berührt.

„Was gibt es, mein Kind?" sagte der Graf, indem er ihm zu sich einsteigen half.

Beausire erzählte ihm seine ganze klägliche Geschichte; Cagliostro hörte ihn stillschweigend an und sprach dann:

„Sie ist verloren."

„Wie so?" rief Beausire.

Cagliostro erzählte Beausire, was er nicht wußte, nämlich die Intrigue der Rue Sainte-Claude und die von Versailles.

Beausire wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

„Retten Sie sie," sprach er im Wagen auf die Kniee sinkend, „und ich gebe sie Ihnen, wenn Sie Oliva immer noch lieben."

„Mein Freund," entgegnete Cagliostro, „Sie sind in einem Irrthume begriffen, ich habe Mademoiselle Oliva nie geliebt; ich hatte nur einen Zweck, den, sie dem ausschweifenden Leben zu entziehen, welches Sie mit ihr führten."

„Aber . . ." versetzte Beausire erstaunt.

„Sie wundern sich hierüber? Erfahren Sie, daß ich einer von den Vorstehern einer Gesellschaft für sittliche Reform bin, deren Zweck es ist, dem Laster Alles zu entreißen, was Aussichten auf Heilung bieten kann. Ich hätte Oliva geheilt, indem ich sie Ihnen wegnahm, und darum habe ich sie Ihnen weggenommen.

Sie sage, ob sie je von meinem Munde ein Wort der Galanterie gehört hat; sie sage, ob meine Dienste nicht immer uneigennützig gewesen sind!"

„Ein Grund mehr, mein Herr, retten Sie sie!"

„Ich will es wohl versuchen; doch das hängt von Ihnen ab."

„Verlangen Sie mein Leben von mir."

„Ich werde nicht so viel verlangen. Kehren Sie mit mir nach Paris zurück, und wenn Sie Punkt für Punkt meine Vorschriften befolgen, so werden wir vielleicht Ihre Geliebte retten. Ich stelle hiebei nur eine Bedingung."

„Welche, mein Herr?"

„Ich werde sie Ihnen sagen, wenn wir zu mir in Paris zurückkommen."

„Oh! ich unterschreibe zum Voraus; doch sie wiedersehen! sie wiedersehen!"

„Daran denke ich gerade; ehe zwei Stunden vergehen, werden Sie Oliva wiedersehen."

„Und sie umarmen?"

„Ich zähle darauf; mehr noch, Sie werden ihr sagen, was ich Ihnen zu sagen beabsichtige."

Cagliostro schlug mit Beausire wieder den Weg nach Paris ein.

Zwei Stunden nachher, es war dies am Abend, hatte er den Wagen der Agenten eingeholt.

Und eine Stunde später erkaufte sich Beausire um fünfzig Louisd'or von den beiden Agenten das Recht, Nicole zu umarmen und ihr die Aufträge des Grafen zuzuflüstern.

Die Agenten bewunderten diese leidenschaftliche Liebe. Sie versprachen sich so etwa fünfzig Louisd'or auf jeder Poststation.

Beausire erschien jedoch nicht mehr, und die Chaise von Cagliostro führte ihn rasch nach Paris, wo sich so viele Ereignisse vorbereiteten.

Dies mußten wir dem Leser nothwendig mitthei-

len, ehe wir ihm Herrn von Cagliostro im Gespräche mit Herrn von Crosne zeigen.

Nun aber können wir ihn in das Cabinet des Polizeilieutenants einführen.

* * *

Herr von Crosne wußte von Cagliostro Alles, was ein gewandter Polizeilieutenant von einem in Frankreich wohnenden Mann wissen kann, und das will nicht wenig sagen. Er kannte alle seine früheren Namen, er kannte alle seine Geheimnisse als Alchemist, als Magnetiseur und als Wahrsager, er kannte die Ansprüche, die er auf Allgegenwart, auf fortwährende Wiedergeburt machte, und betrachtete ihn als einen vornehmen Charlatan.

Herr von Crosne war ein starker Geist, mit allen Mitteln seines Amtes vertraut, bei Hofe wohl angeschrieben, gleichgültig gegen die Gunst, die sich nicht mit seinem Stolz vertrug, ein Mann, auf den nicht Jeder, der da wollte, Einfluß zu üben vermochte.

Diesem konnte Cagliostro nicht, wie Herrn von Rohan, noch vom hermetischen Ofen heiße Louisd'or anbieten; diesem hätte Cagliostro nicht das Ende einer Pistole geboten, wie Balsamo Herrn von Sartines; von diesem hatte Balsamo nicht mehr eine Lorenza zurückzufordern, sondern Cagliostro hatte Rechenschaft abzulegen.

Darum hatte der Graf, statt die Ereignisse abzuwarten, sich von dem Beamten eine Audienz erbitten zu müssen geglaubt.

Herr von Crosne fühlte den Vortheil seiner Stellung. Cagliostro fühlte das Peinliche der seinigen und war bemüht sich daraus zu befreien. Bei dieser offen gespielten Schachpartie fand ein Einsatz statt, den einer von den Spielern nicht muthmaßte, und dieser Spieler war nicht Herr von Crosne.

Dieser kannte, wie gesagt, von Cagliostro nur den Charlatan, der Adept war ihm völlig unbekannt. An den Steinen, welche die Philosophie auf dem Wege der Monarchie aussäte, haben sich so viele Leute nur gestoßen, weil sie dieselben nicht sahen.

Herr von Crosne erwartete von Herrn von Cagliostro Enthüllungen über das Halsband, über die Händel von Frau von La Mothe; hierin lag sein Nachtheil. Doch er hatte das Recht, zu befragen, zu verhören, einzukerkern, und dies war seine Ueberlegenheit.

Er empfing den Grafen wie ein Mann, der sein Gewicht fühlt, aber der es nicht an Höflichkeit gegen irgend Jemand fehlen lassen will, nicht einmal gegen einen Parvenu.

Cagliostro bewachte sich. Er wollte nur vornehmer Herr bleiben, seine einzige Schwäche, von der er glaubte, er müsse sie vermuthen lassen.

„Mein Herr, sagte der Polizeilieutenant zu ihm, „Sie haben sich eine Audienz von mir erbeten. Ich komme ausdrücklich von Versailles, um sie Ihnen zu geben."

„Mein Herr, ich dachte, Sie hätten ein Interesse, mich über das, was vorgeht, zu befragen, und als ein Mann, der Ihr ganzes Verdienst und die ganze Bedeutung Ihrer Functionen kennt, bin ich zu Ihnen gekommen."

„Sie befragen?" versetzte der Beamte, Erstaunen heuchelnd; „worüber denn? und in welcher Eigenschaft?"

„Mein Herr, sprach Herr Cagliostro gerade heraus, „Sie beschäftigen sich sehr viel mit Frau von La Mothe und dem Verschwinden des Halsbands."

„Sollten Sie es gefunden haben?" fragte Herr von Crosne beinahe spöttisch.

„Nein," antwortete der Graf mit ernstem Tone. „Aber wenn ich es nicht gefunden habe, so weiß ich doch wenigstens, daß Frau von La Mothe in der Rue Saint-Claude wohnte."

„Ihnen gegenüber, mein Herr, das wußte ich auch."

„Dann wissen Sie, was Frau von La Mothe machte, mein Herr . . . Sprechen wir nicht mehr davon."

„Im Gegentheil," erwiederte Herr von Crosne mit einer gleichgültigen Miene, „sprechen wir davon."

„Oh! das hatte nur Salz in Beziehung auf die kleine Oliva; doch da Sie Alles über Frau von La Mothe wissen, so werde ich Ihnen nichts mehr mitzutheilen haben."

Bei dem Namen Oliva bebte Herr von Crosne.

„Was sagen Sie von Oliva?" fragte er. „Wer ist das, Oliva?"

„Sie wissen es nicht? Ah! mein Herr, ich würde mich wundern, wenn ich Sie hierüber zu belehren hätte. Stellen Sie sich ein sehr hübsches Mädchen vor, einen Wuchs . . . blaue Augen, das Eirund des vollkommenen Gesichts; hören Sie, eine Art von Schönheit, welche an die Ihrer Majestät der Königin erinnert."

„Ah! ah!" machte Herr von Crosne, „nun?"

„Dieses Mädchen lebte schlecht, und das war mir betrüblich; sie hatte einst bei einem alten Freunde von mir, bei Herrn von Taverney, gedient."

„Bei dem Baron, der kürzlich gestorben ist?"

„Ganz richtig, ja, der kürzlich gestorben ist. Sie war überdies in Diensten bei einem gelehrten Mann gewesen, den Sie nicht kennen, Herr Polizeilieutenant, und der . . . Doch ich bemerke, daß ich auf Abschweifungen gerathe, und daß ich Sie zu belästigen anfange."

„Mein Herr, ich bitte Sie, im Gegentheil, wollen Sie fortfahren. Diese Oliva, sagten Sie?"

„Lebte schlecht, wie ich Ihnen zu bemerken die Ehre hatte. Sie lebte unter einer großen Dürftigkeit mit einem gewissen Burschen, ihrem Liebhaber, der sie schlug und bestahl: einer von Ihren gewöhnlichen Gal-

genvögeln, mein Herr, ein Schlaukopf, den sie nicht kennen müssen . . ."

„Ein gewisser Beausire vielleicht," erwiederte der Beamte, glücklich, wohlunterrichtet zu erscheinen.

Ah! Sie kennen ihn, das ist erstaunlich," sprach Cagliostro mit Bewunderung, „sehr gut, mein Herr, Sie sind noch mehr Wahrsager, als ich. Eines Tags nun, als Beausire die Arme mehr geschlagen und bestohlen hatte, als gewöhnlich, flüchtete sie sich zu mir und bat mich um meinen Schutz. Ich bin gut, ich gab ihr irgend einen Winkel in einem meiner Hotels . . ."

„Bei Ihnen! . . . Sie war bei Ihnen?" rief der Beamte erstaunt.

„Allerdings," erwiederte Cagliostro, ebenfalls Erstaunen heuchelnd, „warum sollte ich sie nicht bei mir aufgenommen haben? ich bin Junggeselle."

Und er lachte mit einer so geschickten Treuherzigkeit, daß Herr von Crosne völlig in's Garn ging.

„Bei Ihnen!" wiederholte er; „darum haben also meine Agenten so sehr gesucht, um sie zu finden."

„Wie, gesucht!" rief Cagliostro. „Man suchte die Kleine? hat sie denn etwas gethan, was ich nicht wüßte?"

„Nein, mein Herr, nein; ich beschwöre Sie, fahren Sie fort."

„Oh! mein Gott! ich bin zu Ende. Ich quartierte sie bei mir ein, das ist das Ganze."

„Nein, mein Herr Graf, das ist nicht das Ganze, da Sie vorhin den Namen Oliva mit dem Namen von Frau von La Mothe zu verbinden schienen."

„Ah! wegen der Nachbarschaft."

„Es ist noch etwas Anderes, Herr Graf . . . Sie haben nicht umsonst gesagt, Frau von La Mothe und Mlle. Oliva seien Nachbarinnen gewesen,"

„Oh! das bezieht sich auf einen Umstand, welchen Ihnen mitzutheilen unnütz wäre. Man muß nicht dem

ersten Beamten des Königreichs Hirngespinnste eines müßigen Rentier erzählen."

„Sie interessiren mich, mein Herr, und zwar mehr als Sie glauben: denn diese Oliva, von der Sie sagen, Sie haben sie bei sich aufgenommen, habe ich in der Provinz gefunden."

„Sie haben sie gefunden?"

„Mit Herrn von Beausire."

„Ich vermuthete es," rief Cagliostro. „Sie war mit Beausire? Ah! sehr gut, sehr gut! Ich muß Frau von La Mothe Abbitte thun."

„Wie? was wollen Sie damit sagen?" fragte Herr von Crosne.

„Ich sage, mein Herr, nachdem ich einen Augenblick Frau von La Mothe im Verdachte gehabt, lasse ich ihr vollständige Genugthuung widerfahren."

„Im Verdacht! worüber?"

„Guter Gott! Sie hören also geduldig all dieses Geschwätze an? Nun denn! so erfahren Sie, daß in dem Augenblick, wo ich Hoffnung hatte, diese Oliva zu bessern, sie zur Arbeit und zur Rechtschaffenheit zurückzuleiten . . . ich beschäftige mich mit der Sittlichkeit . . . Jemand gekommen ist und sie mir entführt hat."

„Sie Ihnen entführt! aus Ihrem Hause?"

„Aus meinem Hause."

„Das ist seltsam."

„Nicht wahr? Und ich hätte mich verdammen lassen, daß es Frau von La Mothe gewesen sei. Woran hängen die Urtheile der Welt!"

Herr von Crosne näherte sich Cagliostro und sprach: „Ich bitte Sie, erklären Sie sich umständlicher."

„Oh! mein Herr, nun, da Sie Oliva mit Beausire gefunden haben, wird mich nichts mehr auf den Gedanken an Frau von La Mothe, an ihre Bestrebungen, an ihre Zeichen, an ihre Correspondenzen bringen."

„Mit Oliva?"

„Ja wohl.“

„Frau von La Mothe und Oliva waren im Einverständniß?“

„Vollkommen.“

„Sie sahen sich?“

„Frau von La Mothe hatte Mittel gefunden, Oliva jede Nacht ausgehen zu lassen.“

„Jede Nacht! sind Sie dessen sicher?“

„So sicher als ein Mensch dessen, was er gehört hat, sein kann.“

„Oh! mein Herr, Sie sagen mir da Dinge, die ich mit tausend Livres für jedes Wort bezahlen würde. Welches Glück für mich, daß sie Gold machen.“

„Ich mache keines mehr, mein Herr, es war zu theuer.“

„Doch Sie sind der Freund von Herrn von Rohan?“

„Ich glaube es.“

„Aber Sie müssen wissen, wie viel dieses Intriguenelement, das man Frau von La Mothe nennt, Antheil an seiner ärgerlichen Angelegenheit hat?“

„Nein, ich will das nicht wissen.“

„Doch, Sie wissen vielleicht die Folgen der Spaziergänge, welche Oliva und Frau von La Mothe miteinander gemacht haben?“

„Mein Herr, es gibt Dinge, welche der kluge Mann immer nicht zu wissen suchen muß,“ erwiederte Cagliostro spruchreich.

„Ich werde nur noch die Ehre haben, Sie Eines zu fragen,“ sagte lebhaft Herr von Crosne. „Haben Sie Beweise, daß Frau von La Mothe mit Oliva correspondirte?“

„Hundert.“

„Welche?“

„Billets von Frau von La Mothe, die sie zu Oliva mit einer Armbrust schleuderte, welche man ohne Zweifel in ihrer Wohnung finden wird. Um ein Stück Blei gewickelt, haben mehrere von diesen Billets das

Ziel nicht erreicht. Sie fielen auf die Straße, wo einige davon von meinen Leuten oder von mir aufgehoben wurden."

„Mein Herr, würden Sie dieselben dem Gerichte überliefern?"

„Oh! sie sind von einer solchen Unschuld, daß ich mir kein Bedenken daraus machte, und daß ich deshalb keinen Vorwurf von Seiten von Frau von La Mothe zu verdienen glaubte."

„Und . . . die Beweise des Einverständnisses, der Rendezvous?"

„Tausend."

„Ich bitte Sie, geben Sie mir einen einzigen."

„Den besten. Es scheint, daß es Frau von La Mothe leicht war, in mein Haus einzutreten, um Oliva zu besuchen, denn ich habe sie dort an demselben Tage gesehen, an dem die junge Frau verschwand."

„Am demselben Tage?"

„Alle meine Leute haben sie gesehen, wie ich."

„Ah! . . . und was wollte sie, wenn Oliva verschwunden war?"

„Das fragte ich mich auch sogleich, und ich konnte es mir nicht erklären. Ich hatte Frau von La Mothe aus einer Postchaise aussteigen sehen, welche in der Rue du Roi-Doré wartete. Meine Leute hatten diesen Wagen lange auf derselben Stelle halten sehen, und mein Gedanke, ich muß es gestehen, war, Frau von La Mothe wolle sich Oliva beigesellen."

„Sie ließen gewähren?"

„Warum nicht? Es ist eine mildherzige und vom Schicksal begünstigte Dame, diese Frau von La Mothe. Sie wird bei Hofe empfangen. Warum sollte ich sie verhindert haben, mich von Oliva zu befreien? Ich hätte Unrecht gehabt, wie Sie sehen, da sie mir ein Anderer entführte, um sie abermals zu verderben."

„Ah!" sagte Herr von Crosne tief nachsinnend, „Mlle. Oliva war bei Ihnen einquartiert?"

„Ja, mein Herr."

„Ah! Mlle, Oliva und Frau von La Mothe kannten sich, sahen sich und gingen mit einander aus?"

„Ja, mein Herr."

„Ah! Frau von La Mothe ist an dem Tage der Entführung von Oliva bei Ihnen gesehen worden?"

„Ja, mein Herr."

„Ah! Sie dachten, die Gräfin habe sich das Mädchen beigesellen wollen?"

„Was sollte ich Anderes denken?"

„Aber was hat Frau von La Mothe gesagt, als sie Oliva nicht mehr bei Ihnen fand?"

„Sie kam mir sehr beunruhigt vor."

„Sie vermuthen, dieser Beausire habe sie entführt?"

„Ich vermuthe es einzig und allein, weil Sie mir sagen, daß er sie wirklich entführt, sonst würde ich nichts vermuthen. Dieser Mensch wußte die Wohnung von Oliva nicht, wer kann sie ihm genannt haben?"

„Oliva selbst."

„Ich glaube nicht, denn statt sich von ihm aus meinem Hause entführen zu lassen, wäre sie selbst von mir zu ihm entflohen, und ich bitte Sie, zu glauben, daß er nicht in mein Hotel hereingekommen wäre, hätte ihm nicht Frau von La Mothe einen Schlüssel zustellen lassen."

„Sie hatte einen Schlüssel?"

„Es läßt sich nicht daran zweifeln."

„Ich bitte, an welchem Tage entführte man sie?" fragte Herr von Crosne, plötzlich erleuchtet durch die Fackel, die ihm Cagliostro so geschickt reichte.

„Oh! mein Herr, darin werde ich mich nicht täuschen, es war gerade an dem Tage vor dem Feste des heiligen Ludwig."

„So ist es," rief der Polizeilieutenant, „so ist es!

mein Herr, Sie haben dem Staat einen ausgezeichneten Dienst geleistet."

„Das macht mich sehr glücklich."

„Und Sie werden den gebührenden Dank dafür erhalten."

„Vor Allem durch mein Gewissen," sagte der Graf.

Herr von Crosne verbeugte sich.

„Darf ich auf die Niederlegung der Beweise, von denen Sie sprechen, hoffen?" sagte er noch.

„Mein Herr, ich gehorche den Gerichten in allen Dingen."

„Wohl, mein Herr, ich nehme Sie bei Ihrem Wort; auf die Ehre, Sie wiederzusehen!"

Und er entließ Cagliostro. Während dieser wegging, sagte er:

„Ah! Gräfin, ah! Natter, du wolltest mich anklagen, ich glaube, du hast auf die Feile gebissen; gib Acht auf deine Zähne."

LXXXIX.

Herr von Breteuil.

Während Herr von Crosne diese Unterredung mit Cagliostro hatte, erschien Herr von Breteuil in der Bastille im Auftrage des Königs, um Herrn von Rohan zu befragen.

Die Zusammenkunft zwischen diesen zwei Feinden drohte stürmisch zu werden. Herr von Breteuil kannte aber den Stolz von Herrn von Rohan; er hatte ihm eine Rache abgewonnen, welche furchtbar genug war, daß er sich fortan an ein höfliches Verfahren halten konnte. Er war mehr als höflich. Herr von Rohan weigerte sich, zu antworten.

Der Siegelbewahrer blieb beharrlich; doch Herr von Rohan erklärte, er werde sich auf die Maßregeln verlassen, welche das Parlament und seine Richter beschlössen.

Herr von Breteuil mußte sich vor dem unerschütterlichen Willen des Angeklagten zurückziehen.

Er ließ Frau von La Mothe zu sich rufen, welche eben mit der Abfassung ihrer Denkwürdigkeiten beschäftigt war; sie gehorchte voll Eifer.

Herr von Breteuil erklärte ihr unumwunden ihre Lage, die sie besser als irgend Jemand kannte. Sie antwortete, sie habe Beweise von ihrer Unschuld, die sie liefern werde, wenn es nöthig sei. Herr von Breteuil bemerkte ihr, nichts könne dringlicher sein.

Die ganze Fabel, welche Jeanne componirt hatte, gab sie nun preis; es waren immer dieselben Insinuationen gegen alle Welt, dieselbe Behauptung, die Fälschungen, die man ihr zum Vorwurf mache, rühren, sie wisse nicht, woher.

Sie erklärte auch, da das Parlament die Sache in die Hände genommen, so werde sie nichts absolut Wahres mehr, außer in Gegenwart des Cardinals und nach den Anschuldigungen, die er auf ihr lasten machen würde, sprechen.

Herr von Breteuil sagte ihr sodann, der Cardinal lasse Alles auf ihr lasten.

„Alles?" versetzte Jeanne, „selbst den Diebstahl?"

„Selbst den Diebstahl."

„Wollen Sie dem Herrn Cardinal erwiedern," sprach Jeanne mit kaltem Tone, „ich lasse ihn ermahnen, nicht länger ein so schlechtes Vertheidigungssystem zu behaupten."

Und dies war Alles. Doch Herr von Breteuil fühlte sich nicht befriedigt. Er brauchte einige geheime Einzelheiten. Er brauchte für seine Logik den Ausspruch der Ursachen, welche den Cardinal zu so großen Verwegenheiten gegen die Königin, die Königin

zu einem solchen Zorn gegen den Cardinal geführt hatten.

Er brauchte die Erläuterungen aller der vom Herrn Grafen von Provence gesammelten und in den Zustand öffentlicher Gerüchte übergegangenen Protocolle.

Der Siegelbewahrer war ein Mann von Geist, er verstand es, auf den Charakter einer Frau zu wirken; er versprach Frau von La Mothe Alles, wenn sie unumwunden Jemand bezüchtigte.

„Nehmen Sie sich in Acht," sprach er zu ihr, „indem Sie nichts sagen, bezüchtigen Sie die Königin; nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie hiebei beharren, werden Sie als der Majestätsbeleidigung schuldig verurtheilt; das ist die Schande, das ist der Strang."

„Ich klage die Königin nicht an," erwiederte Jeanne; „doch warum klagt man mich an?"

„So bezüchtigen Sie Jemand," sprach der unbeugsame Breteuil; „Sie haben nur dieses Mittel, um sich frei zu machen."

Sie verschloß sich in ein kluges Stillschweigen, und diese erste Zusammenkunft von ihr und dem Siegelbewahrer hatte kein Resultat.

Indessen verbreitete sich das Gerücht, es haben sich Beweise erhoben, die Diamanten seien in England verkauft worden, wo man Herrn Reteau von Villette durch die Agenten von Herrn von Vergennes verhaftete.

Der erste Sturm, den Jeanne auszuhalten hatte, war furchtbar. Mit Reteau confrontirt, den sie für ihren Verbündeten bis zum Tod halten mußte, hörte sie diesen zu ihrem Schrecken ganz demüthig gestehen, er sei ein Fälscher, er habe einen Empfangschein für die Diamanten, einen Schuldbrief der Königin geschrieben und zugleich die Unterschrift der Juweliere und Ihrer Majestät gefälscht.

Befragt, aus welchem Beweggrunde er diese Verbrechen begangen, antwortete er, es sei auf das Verlangen von Frau von La Mothe geschehen.

Verwirrt, wüthend, vertheidigte sie sich wie eine Löwin; sie behauptete, Herrn Reteau von Villette nie gesehen, nie gekannt zu haben. Doch hier erhielt sie zwei harte Stöße; zwei Zeugnisse schmetterten sie nieder.

Das erste war das eines von Herrn von Crosne aufgefundenen Fiacrekutschers, welcher erklärte, er habe an dem von Reteau bezeichneten Tag und zu der von ihm genannten Stunde eine so gekleidete Dame nach der Rue Montmartre geführt.

Diese Dame, welche sich mit so vielen Geheimnissen umgab, wer konnte es sein, sie, die der Kutscher im Quartier du Marais aufgenommen, wenn nicht Frau von La Mothe, die in der Rue Saint-Claude wohnte.

Und was die Vertraulichkeit betrifft, welche zwischen diesen zwei Schuldgenossen bestand, wie ließ sie sich leugnen, wenn ein Zeuge behauptete, er habe am Tage vor dem Ludwigsfeste auf dem Bock einer Postchaise, aus der Frau von La Mothe ausgestiegen, Herrn Reteau von Villette gesehen, welcher an seinem bleichen, ängstlichen Gesichte kenntlich.

Der Zeuge war einer von den ersten Dienern von Herrn von Cagliostro.

Dieser Name machte Jeanne aufspringen und trieb sie zum Aeußersten. Sie verbreitete sich in Anklagen gegen Cagliostro, von dem sie erklärte, er habe durch seine Hexereien und Zaubermittel den Geist des Cardinal von Rohan geblendet und diesem so strafbare Gedanken gegen die königliche Majestät eingegeben.

Dies war der erste Ring von der Kette der Bezüchtigung des Ehebruchs.

Herr von Rohan vertheidigte sich, indem er Cagliostro vertheidigte. Er leugnete Alles, was Beziehung auf die Königin hatte. Er leugnete so hartnäckig, daß Jeanne, außer sich, zum ersten Mal die Bezüchtigung einer wahnsinnigen Liebe des Cardinals für die Königin aussprach.

Herr von Cagliostro verlangte sogleich eingesperrt zu werden, was er auch erhielt, um für seine Unschuld gegen Jedermann zu bürgen. Ankläger und Richter entflammten sich, wie dies geschieht, bei dem ersten Hauche der Wahrheit, und die öffentliche Meinung nahm unmittelbar Partei für den Cardinal und für Cagliostro gegen die Königin.

Da geschah es, daß diese unglückliche Fürstin, um ihre Beharrlichkeit in Verfolgung des Prozesses begreiflich zu machen, die an den König über die nächtlichen Spaziergänge erstatteten Berichte veröffentlichen ließ, und, hierüber an Herrn von Crosne appellirend, diesen aufforderte, zu erklären, was er wußte.

Geschickt berechnet, fiel der Schlag auf Jeanne, und hätte sie beinahe auf immer vernichtet.

Der Verhörrichter forderte in vollem Instructionsrath Herrn von Rohan auf, zu erklären, was er von den Promenaden in den Gärten von Versailles wisse.

Der Cardinal erwiederte, er verstehe nicht zu lügen und berufe sich auf das Zeugniß von Frau von La Mothe.

Diese leugnete, daß je Promenaden mit ihrer Theilnahme oder nach ihrem Wissen vorgekommen seien.

Sie erklärte für Lügen die Protocolle und Berichte, welche aussagten, sie sei in den Gärten in Gesellschaft der Königin oder in Gesellschaft des Cardinals erschienen.

Diese Erklärung sprach die Unschuld der Königin aus, wäre es möglich gewesen, an die Worte einer des Diebstahls und der Fälschung bezüchtigten Frau zu glauben. Doch von dieser Seite kommend, schien die Rechtfertigung ein Act der Gefälligkeit zu sein, und die Königin ertrug es nicht, auf diese Weise gerechtfertigt zu werden.

Als Jeanne am Stärksten schrie, sie sei nie nächtlicher Weile im Garten von Versailles erschienen, und nie habe sie etwas von den Privatangelegenheiten der

Königin und des Cardinals gesehen oder erfahren, da erschien Oliva, ein lebendiges Zeugniß, das die Meinung veränderte und das ganze Gerüste der von der Gräfin aufgehäuften Lügen zerstörte.

Wie wurde sie nicht unter den Trümmern begraben, wie erhob sie sich wieder gehässiger und schrecklicher als je? Wir erklären uns diese Erscheinung nur durch ihren Willen, wir erklären uns dieselbe nur durch den unseligen Einfluß, der sich an Marie Antoinette anhing.

Oliva mit dem Cardinal confrontirt, welch ein furchtbarer Schlag! Herr von Rohan, endlich bemerkend, daß er auf eine schändliche Weise betrogen worden war, dieser Mann voll Zartgefühl und voll edler Leidenschaften, entdeckend, daß eine Abenteurerin in Verbindung mit einer Spitzbübin ihn dahin gebracht, daß er ganz laut die Königin von Frankreich verachtet hatte, eine Frau, die er liebte und die nicht schuldig war!

Die Wirkung dieser Erscheinung auf Herrn von Rohan wäre, wenn wir wollten, die dramatischste und gewichtigste Scene dieser Angelegenheit, würden wir nicht, indem wir uns der Geschichte näherten, in den Koth, in das Blut und das Entsetzen fallen.

Als Herr von Rohan Oliva, diese Königin von der Straßenecke, sah und sich der Rose, des Händedrucks und der Apollo-Bäder erinnerte, da erbleichte er, und er hätte all sein Blut zu den Füßen von Marie Antoinette vergossen, würde er sie in diesem Augenblick an der Seite der Andern gesehen haben.

Welche Verzeihungen, welche Gewissensbisse sprangen aus seiner Seele hervor, um mit seinen Thränen hinzugehen und die letzten Stufen dieses Thrones zu reinigen, wo er eines Tags seine Geringschätzung mit dem Beklagen einer verachteten Liebe ergossen hatte.

Doch auch dieser Trost war ihm versagt; doch er konnte die Identität von Oliva nicht annehmen, ohne sich zu gestehen, er liebe die wahre Königin; doch das

Geständniß seines Irrthums selbst war eine Anschuldigung, eine Befleckung. Er ließ Jeanne Alles leugnen und schwieg.

Und als Herr von Breteuil mit Herrn von Crosne Jeanne nöthigen wollte, sich weiter zu erklären, sprach sie:

„Das beste Mittel, zu beweisen, daß die Königin nicht in der Nacht im Parke spazieren gegangen, ist, eine Frau zu zeigen, die der Königin gleicht und behauptet, sie sei im Park gewesen. Man zeigt sie; es ist gut."

Diese schändliche Insinuation hatte günstigen Erfolg, sie entkräftete noch einmal die Wahrheit.

Als aber Oliva in ihrer treuherzigen Angst alle Einzelheiten angab und alle Beweise lieferte, als sie nichts ausließ, als sie es dahin brachte, daß man ihr viel mehr glaubte, als der Gräfin, da nahm Jeanne ihre Zuflucht zu einem verzweifelten Mittel: sie gestand.

Sie gestand, sie habe den Cardinal nach Versailles geführt, Seine Eminenz habe um jeden Preis die Königin sehen und ihr die Versicherung seiner ehrfurchtsvollen Zuneigung geben wollen; sie gestand, weil sie hinter sich eine ganze Partei fühlte, die sie nicht hatte, wenn sie sich in die Verneinung verschloß; sie gestand, weil sie, indem sie die Königin anschuldigte, alle Feinde der Königin, und ihre Zahl war groß, zum Beistand für sich gewann.

Da wechselten zum zehnten Mal die Rollen in diesem höllischen Prozeß: der Cardinal spielte die eines Bethörten, Oliva die einer ohne Poesie und ohne Sinn Prostituirten, Jeanne die einer Intrigantin; sie konnte sich keine bessere wählen.

Doch um diesen niederträchtigen Plan gelingen zu machen, mußte die Königin auch eine Rolle darin spielen; man gab ihr die gehässigste, die verworfenste, die die königliche Würde am meisten an den Pranger stellende, die Rolle einer unbesonnenen Coquette, einer

Grisette, welche Mystificationen anzettelt. Marie Antoinette wurde Dorimene, wie sie mit Frosine gegen Herrn Jourdain, Cardinal, sich verschwört.

Jeanne erklärte, diese Promenaden haben mit dem Gutheißen von Marie Antoinette stattgefunden, welche hinter einer Hagenbuche verborgen, zum Sterben lachend, auf die leidenschaftlichen Reden des verliebten Herrn von Rohan gehorcht.

Dies wählte zur letzten Verschanzung die Diebin, welche nicht mehr wußte, wo sie ihren Diebstahl verbergen sollte; dies war der königliche Mantel, gemacht aus der Ehre von Maria Theresia und Maria Lescinska.

Die Königin erlag dieser letzten Anschuldigung, denn sie konnte ihre Falschheit nicht beweisen, sie konnte sie nicht beweisen, weil, auf das Aeußerste getrieben, Jeanne erklärte, sie würde alle von Herrn von Rohan an die Königin geschriebenen Liebesbriefe veröffentlichen, und weil sie in der That diese von einer wahnsinnigen Liebe glühenden Briefe besaß.

Sie konnte es nicht, weil Mademoiselle Oliva, welche von Jeanne in den Park geführt worden zu sein behauptete, keinen Beweis hatte, daß Jemand hinter den Hagenbuchen gehorcht oder nicht gehorcht.

Endlich konnte die Königin ihre Unschuld nicht beweisen, weil zu viele Personen ein Interesse hatten, diese schändlichen Lügen für die Wahrheit zu nehmen.

XC.

Eine letzte Hoffnung verloren.

Bei der Wendung, welche Jeanne der Sache gegeben hatte, wurde es, wie man sieht, unmöglich, die Wahrheit zu entdecken.

Auf eine unverwerfliche Weise durch zwanzig von glaubwürdigen Personen herrührenden Zeugschaften der Entwendung der Diamanten überwiesen, konnte sich Jeanne nicht entschließen, für eine gemeine Diebin zu gelten. Sie bedurfte der Schande von irgend Jemand an der Seite der ihrigen. Sie überredete sich, der Lärm von dem Scandal in Versailles werde so gut ihr, der Gräfin von La Mothe, Verbrechen übertäuben, daß, würde sie verurtheilt, der Spruch die Königin vor aller Welt treffen müßte.

Ihre Berechnung war gescheitert. Die Königin, indem sie offen die Debatte über die doppelte Angelegenheit annahm, der Cardinal, indem er sich seinem Verhör, den Richtern und dem Scandal unterzog, raubten ihrer Feindin die Glorie der Unschuld, die sie mit allen ihren heuchlerischen Zurückhaltungen zu vergolden sich gefallen hatte.

Aber eine seltsame Erscheinung! Das Publikum sollte vor seinen Augen einen Prozeß sich entrollen sehen, in dem Niemand unschuldig wäre, selbst nicht diejenigen, welche die Gerichte freisprechen würden.

Nach zahllosen Confrontationen, in denen der Cardinal beständig ruhig und artig blieb, selbst gegen Jeanne, in denen sich Jeanne heftig und schädlich gegen Alle zeigte, war die öffentliche Meinung im Allgemeinen und die der Richter ins Besondere unwiderruflich festgestellt.

Alle Zwischenfälle waren beinahe unmöglich geworden, alle Offenbarungen waren erschöpft. Jeanne bemerkte, daß sie keine Wirkung auf ihre Richter hervorgebracht hatte.

Sie faßte in der Stille des Kerkers alle ihre Kräfte, alle ihre Hoffnungen zusammen.

Von Allem, was Herrn von Breteuil umgab oder ihm diente, kam Jeanne der Rath zu, die Königin zu schonen und den Cardinal mitleidslos zu verlassen.

Von Allem, was mit dem Cardinal in Berührung

stand, eine mächtige Familie, für die volksthümliche Sache parteiische Richter, eine an Mitteln fruchtbare Geistlichkeit, kam Frau von La Mothe der Rath zu, die volle Wahrheit zu sagen, die Intriguen des Hofes zu entlarven und den Lärm auf einen Grad zu treiben, daß daraus eine für die gekrönten Häupter tödtliche Betäubung erfolgte.

Diese Partei suchte Jeanne einzuschüchtern, sie stellte ihr abermals vor, was sie nur zu gut wußte, es neige sich nämlich die Mehrzahl der Richter auf die Seite des Cardinals, sie werde ohne Nutzen in dem Kampf scheitern und in Stücke gehen, und man fügte bei, halb verloren wie sie sei, wäre es besser für sie, sich wegen der Sache der Diamanten verurtheilen zu lassen, als Verbrechen der Majestätsbeleidigung aufzurühren, ein blutiger Schlamm, entschlummert im Grunde der Feudalgesetzbücher, den man nie an die Oberfläche eines Prozesses rufe, ohne auch zugleich den Tod aufsteigen zu machen.

Diese Partei schien ihres Sieges gewiß. Sie war es. Die Begeisterung des Volks gab sich mit dieser zu Gunsten des Cardinals kund. Die Männer bewunderten seine Geduld und die Frauen seine Discretion. Die Männer waren darüber entrüstet, daß man ihn so schändlich hintergangen; die Frauen wollten es nicht glauben. Oliva, obgleich sie lebte, existirte für eine Anzahl Leute mit ihrer Aehnlichkeit und ihren Geständnissen gar nicht, oder wenn sie existirte, so hatte sie die Königin ausdrücklich für diesen Umstand erfunden.

Jeanne überlegte dies Alles. Ihre Advocaten selbst verließen sie, ihre Richter verhehlten ihren Widerwillen nicht; die Rohan belasteten sie kräftig; die öffentliche Meinung verachtete sie. Sie beschloß einen letzten Schlag zu thun, um ihren Richtern Unruhe, den Freunden des Cardinals Angst einzuflößen, und

dem öffentlichen Haß Federkraft gegen Marie Antoinette zu verleihen.

Ihr Mittel in Beziehung auf den Hof sollte folgendes sein:

Glauben machen, sie habe fortwährend die Königin geschont, und sie würde Alles entschleiern, wenn man sie auf das Aeußerste triebe.

In Beziehung auf den Cardinal müßte sie glauben machen, sie behaupte ihr Stillschweigen nur, um seine Zartheit nachzuahmen; doch sobald er spräche, würde sie, durch dieses Beispiel befreit, auch sprechen, und alle Beide würden zugleich ihre Unschuld und die Wahrheit enthüllen.

Das war wirklich nur ein Inbegriff ihres Benehmens während der Instruction des Prozesses. Doch es ist nicht zu leugnen, alle bekannte Gerichte lassen sich durch neue Würzen verjüngen. Man vernehme, was die Gräfin ersann, um ihre zwei Stratageme aufzufrischen.

Sie schrieb einen Brief an die Königin, einen Brief, dessen Ausdrücke allein seinen Character und seine Tragweite enthüllen können:

„Madame,

„Was meine Lage auch Peinliches und Hartes hat, es ist mir doch nicht eine Klage entschlüpft. Alle Winkelzüge und Schleichwege, deren man sich bedient, um mir Geständnisse zu erpressen, haben nur dazu beigetragen, mich zu bestärken in dem Entschluß, meine Gebieterin nicht bloßzustellen.

„So sehr ich aber überzeugt bin, daß meine Beharrlichkeit und meine Verschwiegenheit mir die Mittel erleichtern müssen, der Verlegenheit zu entkommen, in der ich mich befinde, so bekenne ich doch, daß die Anstrengungen der Familie des Sklaven (die Königin nannte so den Cardinal in den Tagen ihrer Versöhnung) mich befürchten lassen, daß ich ihr Opfer werde.

„Eine lange Haft, Confrontationen, welche kein Ende nehmen, die Scham und die Verzweiflung, daß ich mich eines Verbrechens bezüchtigt sehe, dessen ich nicht schuldig bin, haben meinen Muth geschwächt, und ich habe bange, es könnte meine Standhaftigkeit so vielen gleichzeitigen Schlägen erliegen.

„Madame vermag mit einem Wort dieser unglücklichen Angelegenheit ein Ziel durch die Vermittelung von Herrn von Breteuil zu setzen, der ihr in den Augen des Ministers (der König) die Wendung zu geben im Stande ist, die ihm sein Verstand einflüstern wird, ohne daß Madame auf irgend eine Weise bloßgestellt ist. Die Furcht, ich dürfte genöthigt sein, Alles zu enthüllen, veranlaßt mich zu dem Schritt, den ich heute in der Ueberzeugung thue, Madame werde die Beweggründe berücksichtigen, die mich zwingen, meine Zuflucht hiezu zu nehmen, und sie werde Befehle geben, mich der schmerzlichen Lage zu entziehen, in der ich mich befinde.

„Ich bin mit tiefer Ehrfurcht Eurer Majestät unterthänigste Dienerin,

„Gräfin Valois von La Mothe."

Jeanne hatte, wie man sieht, Alles berechnet.

Entweder würde der Brief an die Königin gelangen und sie durch die Beharrlichkeit, die er, nach so vielen Querstrichen, bezeichnete, erschrecken, und dann würde sich die Königin, die des Kampfes müde sein müßte, entschließen, der Sache durch die Freilassung von Jeanne ein Ende zu machen, da ihre Haft und ihr Prozeß nichts herbeigeführt.

Oder, was noch viel wahrscheinlicher und durch das Ende des Briefes selbst dargethan ist, oder Jeanne zählte in keiner Hinsicht auf den Brief, und das ist leicht zu erweisen: denn so in den Prozeß hinein versetzt, konnte die Königin nichts aufhalten, ohne sich selbst zu verurtheilen. Es ist also augenscheinlich, daß

Jeanne nie darauf gerechnet hatte, der Brief würde der Königin übergeben werden.

Sie wußte, daß alle ihre Wächter dem Gouverneur der Bastille, das heißt, Herrn von Breteuil, ergeben waren. Sie wußte, daß alle Welt in Frankreich aus der Halsband-Sache eine ganz politische Speculation machte, was seit den Parlamenten von Herrn von Mauveou nicht mehr geschehen. Es war gewiß, daß der Bote, den sie mit diesem Briefe beauftragte, sollte er ihn nicht dem Gouverneur geben, denselben für sich oder für die Richter von seiner Meinung behalten würde. Sie hatte endlich Alles so eingerichtet, daß dieser Brief, in irgend welche Hände fallend, darin einen Sauerteig von Haß, Verachtung und Unehrerbietigkeit gegen die Königin niederlegte.

Zu gleicher Zeit, da sie diesen Brief an die Königin schrieb, faßte sie einen anderen an den Cardinal ab:

„Ich kann nicht begreifen, Monseigneur, warum Sie sich hartnäckig weigern, klar zu sprechen. Mir scheint, Sie können nichts Besseres thun, als unseren Richtern ein unbegrenztes Vertrauen gewähren: unser Loos würde sich glücklicher gestalten. Ich meines Theils, ich bin entschlossen, zu schweigen, wenn Sie mir nicht beistehen wollen. Doch warum sprechen Sie nicht? Erklären Sie alle Umstände dieser geheimnißvollen Angelegenheit, und ich schwöre Ihnen, daß ich Alles bestätige, was Sie behaupten werden; bedenken Sie wohl, Herr Cardinal, wenn ich es auf mich nehme, zuerst zu sprechen, und Sie in Abrede ziehen, was ich sagen dürfte, so bin ich verloren, so werde ich der Rache von derjenigen nicht entgehen, welche uns aufopfern will.

„Doch Sie haben nichts Aehnliches von meiner Seite zu befürchten, meine Ergebenheit ist Ihnen bekannt. Sollte sie unversöhnlich sein, so wäre Ihre Sache immer die meinige; ich würde Alles opfern, um

Sie den Wirkungen ihres Hasses zu entziehen, oder unsere Ungnade wäre eine gemeinschaftliche.

„N.S. Ich habe einen Brief an sie geschrieben, der sie hoffentlich bestimmen wird, wenn nicht die Wahrheit zu sagen, doch wenigstens uns nicht zu erdrücken, uns, die wir uns kein anderes Verbrechen vorzuwerfen haben, als unsern Irrthum oder unser Stillschweigen."

Dieser künstliche Brief wurde von ihr dem Cardinal bei ihrer letzten Confrontation im großen Sprachzimmer der Bastille übergeben, und man sah den Cardinal in Gegenwart einer solchen Frechheit erröthen, erbleichen, beben. Er ging hinaus, um Athem zu schöpfen.

Der Brief an die Königin wurde in demselben Augenblick von der Gräfin dem Abbé Lekel, dem Almosenier der Bastille, eingehändigt, der den Cardinal in das Sprachzimmer begleitet hatte und den Interessen der Rohan ergeben war.

„Mein Herr," sagte sie zu ihm, „Sie können, indem Sie diesen Auftrag vollziehen, eine Aenderung im Schicksal von Herrn von Rohan und in dem meinigen herbeiführen. Nehmen Sie Kenntniß von dem, was er enthält. Sie sind ein durch seine Pflichten zur Verschwiegenheit verbundener Mann. Sie werden sehen, daß ich an der einzigen Thüre angeklopft habe, wo wir, der Herr Cardinal und ich, Hülfe suchen können.

Der Almosenier weigerte sich.

„Sie sehen nur mich als Geistlichen," erwiederte er, „Ihre Majestät wird glauben, Sie haben meinen Rathschlägen gemäß geschrieben, und Sie haben mir Alles gestanden; ich kann nicht dazu einwilligen, daß ich mich in's Verderben stürze."

„Nun wohl!" sprach Jeanne, am Gelingen ihrer List verzweifelnd, während sie jedoch den Cardinal durch die Einschüchterung zwingen wollte, „sagen Sie dem Herrn Cardinal, es bleibe mir ein Mittel, meine

Unschuld zu beweisen, das, daß ich die Briefe lesen lasse, die er an die Königin geschrieben hat. Es widerstrebte mir, von diesem Mittel Gebrauch zu machen; doch in unserem gemeinschaftlichen Interesse werde ich mich hiezu entschließen."

Und als sie den Almosenier über diese Drohungen erschrocken sah, versuchte sie es zum letzten Mal, ihm ihren furchtbaren Brief an die Königin in die Hand zu schieben.

„Nimmt er den Brief," sagte sie zu sich selbst, „so bin ich gerettet, weil ich ihn dann in voller Sitzung frage, was er damit gemacht, ob er ihn der Königin übergeben und sie aufgefordert habe, darauf zu antworten; hat er ihn nicht übergeben, so ist die Königin verloren; das Zögern der Rohan wird ihr Verbrechen und meine Unschuld bewiesen haben."

Doch kaum hatte der Abbé Lekel den Brief in den Händen, so gab er ihr denselben zurück, als ob er ihn brennete.

„Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie keine Gefahr laufen," sagte Jeanne bleich vor Zorn, „ich habe den Brief der Königin in einem Umschlag unter der Adresse von Frau von Misery verborgen."

„Ein Grund mehr!" rief der Abbé, „zwei Personen würden das Geheimniß erfahren. Ein doppeltes Motiv des Unwillens für die Königin. Nein, nein, ich thue es nicht."

Und er stieß die Finger der Gräfin zurück.

„Bemerken Sie wohl," sagte sie, „Sie bringen mich dazu, daß ich von den Briefen von Herrn von Rohan Gebrauch mache."

„Gut," erwiederte der Abbé, „machen Sie davon Gebrauch, Madame."

„Aber," sprach Jeanne zitternd vor Wuth, „da ich Ihnen erkläre, daß der Beweis eines geheimen Briefwechsels mit Ihrer Majestät auf einem Schaffot

den Kopf des Cardinals fallen macht, steht es Ihnen frei, zu sagen: Gut!... Ich werde Sie gewarnt haben."

Die Thüre öffnete sich wieder, der Cardinal erschien stolz und zornmuthig auf der Schwelle und rief:

„Lassen Sie auf einem Schaffot das Haupt eines Rohan fallen, Madame, es wird nicht das erste Mal sein, daß die Bastille dieses Schauspiel gesehen hat. Doch da dem so ist, erkläre ich Ihnen, daß ich dem Schaffot, auf das mein Kopf rollt, nichts zum Vorwurfe machen werde, wenn ich nur das Gerüste sehe, auf dem man Sie als Diebin und Fälscherin brandmarken wird. Kommen Sie, Abbé, kommen Sie."

Nach diesen niederschmetternden Worten wandte er Jeanne den Rücken zu, ging mit dem Almosenier hinaus und überließ der Wuth und der Verzweiflung diese Unglückliche, welche keine Bewegung machen konnte, ohne sich tiefer in den Koth zu stecken, in dem sie bald ganz versinken sollte.

XCI.

Die Taufe des kleinen Beausire.

Frau von La Mothe hatte sich in allen ihren Berechnungen geirrt. Cagliostro irrte sich in keiner.

Kaum in der Bastille, bemerkte er, daß ihm der Vorwand gegeben war, endlich offen auf den Untergang dieser Monarchie hinzuwirken, die er seit so vielen Jahren durch den Illuminismus und die verborgenen Arbeiten untergrub.

Sicher, in nichts überwiesen zu werden, zu der für seine Absichten günstigsten Entwickelung gelangt, hielt er gewissenhaft sein Versprechen gegen alle Welt.

Er bereitete die Materialien vor zu dem von London datirten berüchtigten Brief, der einen Monat nach der Epoche erscheinend, die wir erreicht haben, der erste Stoß des Sturmbocks gegen die alten Mauern der Bastille war, die erste Feindseligkeit der Revolution, der erste materielle Angriff, der dem vom 14. Juli 1789 vorherging.

In diesem Brief, worin Cagliostro, nachdem er König, Königin, Cardinal, öffentliche Agioteurs zu Grunde gerichtet hatte, Herrn von Breteuil, der Persönlichung der ministeriellen Tyrannei, das Verderben bereitete, drückte sich unser Zerstörer also aus:

„Ja, ich wiederhole es frei, nachdem ich es als Gefangener gesagt habe, es gibt kein Verbrechen, das nicht durch sechs Monate in der Bastille abgebüßt wird. Es fragte mich Jemand, ob ich je nach Frankreich zurückkehren werde? Sicherlich, antwortete ich, unter der Bedingung, daß die Bastille eine öffentliche Promenade geworden ist. Es sei Gottes Wille. Ihr habt Alles, was man braucht, um glücklich zu sein, Ihr Franzosen: einen fruchtbaren Boden, ein mildes Klima, ein gutes Herz, eine reizende Heiterkeit, Genie und einen zu Allem tauglichen Anstand; ohne Gleichen in der Kunst, zu gefallen, ohne Meister in den andern Künsten; es fehlt Euch, meine Freunde, nur ein Punkt, der, sicher zu sein, in Eurem Bette zu schlafen, wenn Ihr unsträflich."

Cagliostro hatte sein Wort auch Oliva gehalten. Diese war ihrerseits gewissenhaft treu. Es entschlüpfte ihr kein Wort, das ihren Gönner bloßstellte. Sie hatte nur unselige Geständnisse für Frau von La Mothe und stellte auf eine unumwundene und unverwerfliche Weise ihre unschuldige Theilnahme an einer Mystification heraus, bei der es, nach ihrer Aussage, auf einen unbekannten Cavalier abgesehen war, den man ihr unter dem Namen Louis bezeichnet hatte.

Während der Zeit, die für die Gefangenen unter

Schloß und Riegel und in den Verhören verlaufen war, hatte Oliva ihren theuren Beausire nicht wieder gesehen, sie war jedoch nicht ganz von ihm verlassen, und sie besaß, wie man sehen wird, von ihrem Geliebten ein Andenken, das sich Dido wünschte, als sie träumend sprach: „Ach! wenn es mir vergönnt wäre, auf meinem Schooße einen kleinen Ascan spielen zu sehen!“

Im Monat Mai des Jahres 1786 wartete ein Mann mitten unter den Armen auf den Stufen des Portals von Saint-Paul in der Rue Saint-Antoine. Er war unruhig, keuchend, und schaute, ohne die Augen abwenden zu können, in der Richtung der Bastille.

In seine Nähe stellte sich ein Mann mit langem Bart, einer von den deutschen Dienern von Cagliostro, derjenige, welchen der Graf als Kämmerer bei seinen geheimnißvollen Aufnahmen im alten Hause der Rue Saint-Claude benützte.

Dieser Mann hemmte die stürmische Ungeduld von Beausire und sagte leise zu ihm:

„Warten Sie, warten Sie, sie werden kommen.“

„Ah!“ rief der unruhige Mann, „Sie sind es!“

Und da das sie werden kommen, wie es scheint, den unruhigen Mann nicht befriedigte, da dieser mehr als vernünftig zu gesticuliren fortfuhr, sagte ihm der Deutsche in's Ohr:

„Herr Beausire, Sie machen so viel Lärm, daß uns die Polizei sehen wird. Mein Herr versprach Ihnen Nachrichten, ich gebe Ihnen.“

„Geben Sie, geben Sie, mein Freund.“

„Leise . . . Die Mutter und das Kind befinden sich wohl.“

„Oh! oh!“ rief Beausire in einem unbeschreiblichen Entzücken, „sie ist entbunden! sie ist gerettet!“

„Ja, mein Herr; doch ich bitte, treten Sie auf die Seite.“

„Von einem Mädchen?"

„Nein, mein Herr, von einem Knaben."

„Desto besser! Oh! mein Freund, wie glücklich bin ich, wie glücklich bin ich! Danken Sie Ihrem Herrn, sagen Sie ihm, mein Leben, Alles, was ich habe, gehöre ihm."

„Ja, Herr Beausire, ja, ich werde ihm das sagen, wenn ich ihn sehe."

„Mein Freund, warum sagten Sie mir vorhin... Doch nehmen Sie diese zwei Louisd'or."

„Ich nehme nur von meinem Herrn an."

„Oh! verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht beleidigen."

„Ich glaube es. Doch Sie sagten mir? . . ."

„Ah! ich fragte Sie, warum Sie vorhin ausgerufen: „„Sie werden kommen?"" Wer wird kommen, wenn's beliebt?"

„Ich meinte den Wundarzt der Bastille und Frau Chopin, die Hebamme, welche Mlle. Oliva entbunden haben."

„Sie werden hierher kommen? Warum?"

„Um das Kind taufen zu lassen."

„Ich werde mein Kind sehen!" rief Beausire, springend wie ein Verzückter. „Sie sagen, ich werde den Sohn von Oliva sehen? hier, sogleich?"

„Hier, sogleich; doch ich bitte Sie inständig, mäßigen Sie sich; sonst werden Sie die paar Agenten von Herrn von Crosne, die ich unter den Lumpen dieser Bettler verborgen errathe, entdecken und wittern, daß Sie mit den Gefangenen der Bastille in Verbindung gestanden sind. Sie stürzen sich in's Verderben und gefährden meinen Herrn."

„Oh!" rief Beausire mit der Religion der Ehrfurcht und der Dankbarkeit: „eher sterben, als eine Silbe aussprechen, welche meinem Wohlthäter schaden könnte. Ich werde ersticken, wenn es sein muß, aber ich sage nichts mehr. Sie kommen nicht! . . ."

„Geduld!“

Beausire näherte sich dem Deutschen und fragte, die Hände faltend:

„Ist sie ein wenig glücklich dort?“

„Vollkommen glücklich,“ erwiederte der Andere. „Oh! hier kommt ein Fiacre.“

„Ja, ja.“

„Er hält an.“

„Ich sehe Weißes, Spitzen . . .“

„Das Taufzeug des Kindes.“

„Guter Gott!“ rief Beausire.

Und er war genöthigt, sich an eine Säule anzulehnen, um nicht zu wanken, als er aus dem Fiacre die Hebamme, den Wundarzt und einen Schließer der Bastille aussteigen sah, der bei dieser Veranlassung als Zeuge diente.

Als diese drei Personen vorübergingen, geriethen die Bettler in Bewegung und näselten ihre Forderungen.

Man sah nun seltsamer Weise den Pathen und die Pathin diese Elenden mit dem Ellenbogen stoßend weiter schreiten, während ein Fremder, vor Freude weinend, seine Münze und seine Thaler unter sie vertheilte.

Als dann der kleine Zug in der Kirche eingetreten war, trat Beausire hinter ihnen mit den Priestern und den Neugierigen ein und suchte sich den besten Platz in der Sacristei aus, wo das Sacrament der Taufe vollzogen werden sollte.

Sobald der Priester die Hebamme und den Wundarzt erkannte, welche schon mehrere Male unter ähnlichen Umständen seine Dienste in Anspruch genommen hatten, nickte er ihnen freundlich lächelnd zu.

Beausire grüßte und lächelte mit dem Priester.

Die Thüre schloß sich, der Priester nahm seine Feder und fing an in sein Register die sacramentlichen

Phrasen zu schreiben, welche den Act der Einregistrirung bilden.

Als er nach dem Namen und Vornamen des Kindes fragte, antwortete der Wundarzt:

„Es ist ein Knabe, mehr weiß ich nicht."

Und ein Gelächter punktirte dieses Wort, das Beausire nicht sehr ehrerbietig vorkam."

„Es hat doch einen Namen, und wäre es der irgend eines Heiligen."

„Ja, es war der Wille der Demoiselle, daß es den Namen Toussaint*) bekommen solle."

„Dann hat es den aller Heiligen!" sagte der Priester lachend über sein Wortspiel, was die Sacristei mit einer neuen Heiterkeit erfüllte.

Beausire fing an die Geduld zu verlieren, doch der weise Einfluß des Deutschen hielt ihn noch zurück. Er bewältigte sich.

„Nun!" sagte der Priester, „mit diesem Vornamen, mit allen Heiligen als Patronen, kann man eines Vaters entbehren. Schreiben wir: „„Es ist uns heute ein Kind männlichen Geschlechts, geboren gestern in der Bastille, vorgewiesen worden; Sohn von Nicole Oliva Legay und von . . . Vater unbekannt.""

Beausire sprang wüthend an die Seite des Priesters, packte ihn beim Faustgelenke und rief:

„Toussaint hat einen Vater, wie er eine Mutter hat! Er hat einen zärtlichen Vater, der sein Blut nicht verleugnen wird. Ich bitte Sie, schreiben Sie, daß Toussaint, gestern geboren von Nicole Oliva Legay, der Sohn von dem hier gegenwärtigen Jean Baptiste Toussaint von Beausire ist!"

Man denke sich das Erstaunen des Priesters, das des Pathen und das der Pathin. Die Feder entfiel den Händen des Ersten, das Kind wäre beinahe aus den Armen der Hebamme gefallen.

---

*) Alle Heilige.

Beausire empfing es in den seinigen, bedeckte es mit gierigen Küssen und ließ auf die Stirne des armen Kleinen die erste Taufe, die heiligste in dieser Welt nach der, welche von Gott kommt, die Taufe der väterlichen Thränen fallen.

Obgleich an dramatische Scenen gewöhnt und trotz des den wahren Voltairianern dieser Zeit anklebenden Skepticismus, waren die Anwesenden gerührt. Der Priester allein behauptete seine Kaltblütigkeit und zog die Vaterschaft in Zweifel. Vielleicht ärgerte es ihn, daß er seine Schreibereien wieder anfangen mußte.

Doch Beausire errieth die Schwierigkeit; er legte auf den Taufstein drei Louisd'or, welche viel besser, als seine Thränen, sein Vaterrecht begründeten und seine Glaubwürdigkeit glänzen machten.

Der Priester verbeugte sich, hob die zwei und siebenzig Livres auf und durchstrich die zwei Sätze, die er spottend in sein Register eingeschrieben hatte.

„Nur, mein Herr," sagte er, „nur, da die Erklärung des Herrn Wundarztes der Bastille und der Frau Chopin eine förmliche gewesen ist, werden Sie die Güte haben, selbst zu schreiben und zu beurkunden, daß Sie sich als Vater dieses Kindes erklären."

„Ich!" rief Beausire, in der höchsten Freude, „ich würde mit meinem Blute schreiben."

Und er ergriff die Feder voll Begeisterung.

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte ganz leise zu ihm der Schließer Guyon, der seine Rolle als bedenklicher Mann nicht vergessen hatte. „Ich glaube, mein lieber Herr, Ihr Name klingt schlecht an gewissen Orten; es ist gefährlich, ihn in die öffentlichen Register einzuschreiben mit einem Datum, das zugleich den Beweis von Ihrer Gegenwart und den von Ihrem Umgang mit einer Angeklagten gibt."

„Ich danke für Ihren Rath, Freund," erwiederte Beausire mit Stolz; „er ist der eines redlichen Mannes

und wohl die zwei Louisd'or werth, die ich Ihnen anbiete. Doch den Sohn meiner Frau verleugnen . . ."

„Sie ist Ihre Frau?" rief der Wundarzt.

„Gesetzlich?" rief der Priester.

„Gott schenke ihr die Freiheit," erwiederte Beausire zitternd vor Vergnügen, „und am andern Tag wird Nicole Legny von Beausire heißen, wie ihr Sohn und ich."

„Mittlerweile setzen Sie sich einer Gefahr aus," wiederholte der Schließer, „ich glaube, daß man Sie sucht."

„Ich werde Sie nicht verrathen," sagte der Wundarzt.

„Ich auch nicht," sprach die Hebamme.

„Ich ebenso wenig," rief der Priester.

„Und wenn man mich verriethe," fuhr Beausire mit der Begeisterung der Märtyrer fort, „ich werde dulden bis zum Rade, um mich des Trostes zu erfreuen, meinen Sohn anzuerkennen."

„Wenn er gerädert würde," sagte Herr Guyon, der sich auf eine Gegenansicht etwas zu gut that, „so geschähe es nicht, weil er sich als Vater des kleinen Toussaint bekannt hat."

Nach diesem Scherz, der Frau Chopin lächeln machte, wurde nach den Formen zu der Einregistrirung und zu der Anerkennung des kleinen Beausire geschritten.

Beausire schrieb seine Erklärung in herrlichen, aber ein wenig geschwätzigen Phrasen, wie es die Berichte von jeder That sind, auf welche der Autor stolz ist.

Er überlas sie, punktirte sie, unterzeichnete mit einem Namenszug und ließ von den vier anwesenden Personen unterzeichnen; dann, nachdem er Alles noch einmal gelesen und bestätigt hatte, küßte er seinen gebührender Maßen getauften Sohn, schob ihm zehn Louisd'or unter das Tauftuch, hing ihm einen Ring

an den Hals, ein Geschenk, das für die Wöchnerin bestimmt war, und öffnete, stolz wie Xenophon bei seinem berühmten Rückzug, die Thüre der Sacristei, entschlossen, nicht die geringste List zu gebrauchen, nicht die kleinste Vorsichtsmaßregel zu nehmen, um den Sbirren zu entgehen, sollte er solche finden, welche entartet genug wären, ihn in diesem Augenblick festnehmen zu wollen.

Die Gruppen der Bettler hatten die Kirche nicht verlassen; Beausire, hätte er sie können mit festeren Augen anschauen, würde vielleicht unter ihnen den berüchtigten Positiv, den Urheber seines Unglücks, erkannt haben, doch nichts rührte sich. Die neue Austheilung, welche Beausire machte, wurde mit maßlosen: „Gott vergelt es," aufgenommen, und der glückliche Vater ging von Saint-Paul mit allem Anschein eines verehrten, auserkorenen, gesegneten, von allen Armen des Kirchspiels umschmeichelten Edelmanns weg.

Die Taufzeugen entfernten sich ebenfalls und kehrten, ganz verwundert über dieses Abenteuer, zu dem Fiacre zurück.

Beausire belauerte sie von der Ecke der Rue Culture-Saint-Catherine, sah sie in den Wagen steigen, warf seinem Sohn ein paar bebende Küsse zu, und als sein Herz sich völlig ergossen hatte, als der Fiacre aus seinen Augen verschwunden war, dachte er, er müßte weder mehr Gott, noch die Polizei versuchen, und wandte sich nach einem Zufluchtsort, der nur ihm allein, Cagliostro, und Herrn von Crosne bekannt war.

Das heißt, Herr von Crosne hatte sein Wort auch gehalten und Beausire nicht beunruhigen lassen.

Als das Kind in die Bastille zurückkam und Frau Chopin Oliva so viele erstaunliche Abenteuer mitgetheilt hatte, steckte diese an ihren dicksten Finger den Ring von Beausire, fing auch an zu weinen, küßte ihr Kind, für das man schon eine Amme suchte, und sagte:

„Nein, Herr Gilbert, ein Schüler von Herrn Rousseau, behauptete einst, eine gute Mutter müsse ihr Kind selbst stillen, ich werde meinen Sohn stillen; ich will wenigstens eine gute Mutter sein.“

XCII.

Das Schemelchen.

Es war endlich nach langen Debatten der Tag gekommen, wo der Spruch des Parlamentshofes durch die Schlüsse des Generalanwalts hervorgerufen werden sollte.

Die Angeklagten, mit Ausnahme von Herrn von Rohan, waren in die Conciergerie gebracht worden, um dem Sitzungssaale, der um sieben Uhr jeden Morgen geöffnet wurde, näher zu sein.

Vor den Richtern, bei denen der erste Präsident d'Aligre den Vorsitz führte, war die Haltung der Angeklagten beständig dieselbe geblieben, welche sie während der Instruction gewesen war.

Oliva treuherzig und schüchtern; Cagliostro ruhig, erhaben und zuweilen strahlend in jenem mystischen Glanze, mit dem er sich so gern umgab.

Villette verlegen, niedrig und weinend.

Jeanne unverschämt, das Auge funkelnd, immer drohend und giftig.

Der Cardinal einfach, träumerisch und in eine Erschlaffung versunken.

Jeanne hatte sehr schnell die Gewohnheiten der Conciergerie angenommen und durch ihre honigsüßen Schmeicheleien und ihre kleinen Geheimnisse sich die Gewogenheit der Concierge des Palastes, ihres Mannes und ihres Sohnes errungen.

Auf diese Art hatte sie sich das Leben angenehmer und die Verbindungen leichter gemacht. Der Affe braucht immer mehr Platz als der Hund, der Intrigant mehr als der ruhige Geist.

Die Debatten lehrten Frankreich nichts Neues. Es war immer dasselbe mit Frechheit von der einen oder der andern der zwei Personen, die man anschuldigte und die sich gegenseitig anschuldigten, gestohlene Halsband.

Zwischen diesen beiden entscheiden, wer der Dieb, dies war der ganze Prozeß.

Der Geist, der die Franzosen immer zu Extremen führt und sie namentlich zu jener Zeit dazu führte, hatte einen andern Prozeß auf den ersten gepfropft.

Es handelte sich darum, zu erfahren, ob die Königin Recht gehabt, daß sie den Cardinal hatte verhaften lassen und ihn vermessener Unhöflichkeiten bezüchtigte.

Für Jeden, der in Frankreich über Politik raisonnirte, bildete dieser Anhang bei dem Prozeß die wahre Sache. Hatte Herr von Rohan der Königin sagen zu können geglaubt, was er ihr gesagt, in ihrem Namen handeln können, wie er es gethan; war er der geheime Agent von Marie Antoinette gewesen, ein Agent, den man verleumdet hatte, sobald die Sache Aufsehen gemacht? Mit einem Wort, hatte bei diesem Zwischenfall der begünstigte Cardinal in gutem Glauben, als ein inniger Vertrauter, der Königin gegenüber gehandelt?

Hatte er in gutem Glauben gehandelt, so war die Königin also schuldig aller jener Vertraulichkeiten, selbst der unschuldigen, welche sie geleugnet, und welche bestanden zu haben Frau von La Mothe insinuirte. Und dann, als Gesammtsumme in den Augen der Meinung, welche nichts schont, sind Vertraulichkeiten unschuldig, die man seinem Gatten, seinen Ministern und seinen Unterthanen zu leugnen genöthigt ist?

Dies ist der Prozeß, den die Schlüsse des General=

anwalts nunmehr zu seinem Ziele, zu seiner Moral führen sollten.

Der Generalanwalt nahm das Wort.

Er war das Organ des Hofes, er sprach im Namen der mißkannten, beleidigten königlichen Würde. Er plaidirte für das ungeheure Princip der königlichen Unverletzlichkeit.

Der Generalanwalt ging in den für gewisse Angeklagte wirklichen Proceß ein; er faßte Leib an Leib den in Beziehung auf den Cardinal incidenten Prozeß. Er konnte nicht zugeben, daß bei der Angelegenheit des Halsbands die Königin ein Unrecht, auch nur ein einziges, auf sich nehmen sollte. Hatte sie keines, so fielen folglich alle auf das Haupt des Cardinals.

Er trug unbeugsam an:

Auf Verurtheilung von Billette zu den Galeeren.

Auf die Verurtheilung von Jeanne zur Brandmarkung, zum Staupbesen und zu lebenslängticher Einsperrung im Hospital.

Auf Lossprechung von Cagliostro.

Auf einfache Entbindung von der Anklage bei Oliva.

Beim Cardinal aber, daß er zum Geständniß einer beleidigenden Vermessenheit gegen die königliche Majestät gezwungen, nach diesem Geständniß aus der Gegenwart des Königs und der Königin verbannt, und endlich aller seiner Stellen und Würden entsetzt werden sollte.

Dieses Requisitorium hatte bei den Richtern Unentschiedenheit und bei den Angeklagten Schrecken zur Folge. Der königliche Wille erklärte sich darin so mächtig, daß, wenn man ein Vierteljahrhundert früher gelebt hätte, zur Zeit, da die Parlamente ihr Joch abzuschütteln und ihr Prärogativ zurückzufordern angefangen hatten, diese Schlüsse des Staatsanwalts, durch den Eifer und die Achtung der Richter für das

noch verehrte Princip der Unfehlbarkeit des Thrones überschritten worden wären.

Doch nur vierzehn Räthe traten völlig der Meinung des Generalprocurators bei, und von da an herrschte eine Spaltung in der Versammlung.

Man schritt zum letzten Verhöre, eine beinahe unnütze Förmlichkeit bei solchen Angeklagten, da es den Zweck hatte, Geständnisse vor dem Spruch hervorzurufen, und da weder Friede, noch Waffenstillstand von den erbitterten Gegnern zu erlangen war, welche schon seit so geraumer Zeit kämpften. Es war weniger ihre eigene Freisprechung, was sie forderten, als die Verurtheilung ihrer Gegenpartei.

Dem Gebrauche gemäß hatte der Angeklagte vor seinen Richtern auf einem hölzernen Stühlchen sitzend zu erscheinen, auf einem demüthigen, niedrigen, schmählichen, durch die Berührung der Angeklagten, welche von diesem Sitze aus nach dem Schaffot gegangen waren, entehrten Schemel.

Hierhin setzte sich der Fälscher Villette, der mit seinen Thränen und seinen Gebeten um Gnade flehte.

Er erklärte, was man schon weiß, nämlich, er sei schuldig der Fälschung, schuldig der Genossenschaft mit Jeanne von La Mothe. Er bezeugte, seine Reue, seine Gewissensbisse seien schon für ihn eine Strafe, welche die Richter zu entwaffnen im Stande sein sollte.

Dieser interessirte Niemand. Er war nur und erschien nur als ein Spitzbube. Vom Gerichtshof entlassen, kehrte er flennend in seine Zelle in der Conciergerie zurück. Nach ihm erschien am Eingange des Saales Frau von La Mothe, geführt von dem Gerichtsschreiber Fremyn.

Sie war gekleidet in eine Mantille und eine Chemise von Linon-batiste, hatte eine Haube von Gaze ohne Bänder; eine Art von weißer Gaze bedeckte ihr Gesicht; sie trug ihre Haare ohne Puder. Ihre Ge-

genwart machte einen lebhaften Eindruck auf die Versammlung.

Schon hatte sie die erste von den Beschimpfungen, welche ihr vorbehalten, auszustehen gehabt: man hatte sie über die kleine Treppe gehen lassen, wie die gemeinen Verbrecher.

Die Hitze des Saales, das Geräusch der Gespräche, die Bewegung der Köpfe, welche in allen Richtungen wogten, fingen an sie zu beunruhigen; ihre Augen schwankten einen Moment, als wollten sie sich an die Spiegelung von diesem ganzen Gesammtwesen gewöhnen.

Nun führte sie derselbe Gerichtsschreiber, der sie bei der Hand hielt, ziemlich rasch zu dem im Mittelpunkte des Halbkreises stehenden Schemelchen, das jenem kleinen unheimlichen Blocke ähnlich, der sich auf den Schaffoten erhebt.

Bei dem Anblicke dieses entehrenden Sitzes, den man für sie bestimmte, für sie, die stolz darauf war, sich Valois zu nennen und in ihren Händen das Geschick einer Königin von Frankreich zu halten, erbleichte Jeanne von La Mothe und warf einen zornigen Blick umher, als wollte sie die Richter einschüchtern, die sich diese Beschimpfung erlaubten; doch da sie überall nur festen Willen und Neugierde statt des Mitleids oder der Barmherzigkeit traf, so drängte sie ihre wüthende Entrüstung in ihr Inneres zurück und setzte sich nieder, um nicht das Aussehen zu haben, als fiele sie auf den Schemel.

Man bemerkte in den Verhören, daß sie ihren Antworten all die Unbestimmtheit gab, aus der die Gegner der Königin am meisten Nutzen zur Vertheidigung ihrer Sache hätten ziehen können. Sie drückte nichts scharf aus, als die Versicherungen ihrer Unschuld, und nöthigte den Präsidenten, eine Frage an sie über die Existenz der Briefe zu richten, von denen sie behauptete, sie seien vom Cardinal an die Königin ge-

schrieben worden, so wie auch derer, welche die Königin an den Cardinal geschrieben haben sollte.

Alles Gift der Schlange verbreitete sich in der Antwort auf diese Frage.

Jeanne fing damit an, daß sie betheuerte, es sei ihr inniger Wunsch, die Königin nicht bloßzustellen, und fügte dann bei, Niemand könne diese Frage besser beantworten, als der Cardinal.

„Fordern Sie ihn auf," sprach sie, „diese Briefe oder die Abschriften davon zu produciren, damit man sie vorlesen und Ihre Neugierde befriedigen kann. Ich, was mich betrifft, vermöchte nicht zu behaupten, ob diese Briefe vom Cardinal an die Königin, oder von der Königin an den Cardinal geschrieben sind; ich finde diese zu frei und zu vertraulich von einer Fürstin an einen Unterthan; ich finde jene zu unehrerbietig als von einem Unterthan an eine Königin gerichtet."

Das tiefe, furchtbare Stillschweigen, welches auf diesen Angriff folgte, mußte Jeanne beweisen, daß sie nur ihren Feinden Abscheu, ihren Parteigängern Schrecken, ihren unparteiischen Richtern Mißtrauen eingeflößt hatte. Sie verließ indessen den Schemel mit der süßen Hoffnung, der Cardinal würde nach ihr darauf sitzen. Diese Rache genügte ihr so zu sagen. Wie wurde ihr aber, als sie sich umwandte, um zum letzten Mal diesen Stuhl der Schmach zu betrachten, auf den sie einen Rohan nach ihr niederzusitzen zwang, als sie den Schemel nicht mehr sah, den auf Befehl des Parlamentshofes die Gerichtsdiener verschwinden gemacht und durch einen Lehnstuhl ersetzt hatten!

Ein Gebrülle der Wuth entströmte ihrer Brust; sie sprang aus dem Saal und biß sich mit einer wahren Raserei in die Hände.

Ihre Strafe begann. Der Cardinal kam langsam herbei, er war aus einem Wagen gestiegen, man hatte das große Thor für ihn geöffnet.

Zwei Gerichtsdiener, zwei Gerichtsschreiber be=

gleiteten ihn; der Gouverneur der Bastille ging an seiner Seite.

Bei seinem Eintritt erhob sich ein langes Gemurmel des Mitgefühls und der Achtung von den Bänken des Parlamentshofes. Es wurde durch einen mächtigen Zuruf von Außen erwiedert. Das war das Volk, das den Angeklagten begrüßte und seinen Richtern empfahl.

Der Prinz Louis war bleich und sehr bewegt. Angethan mit einem langen Galakleide, erschien er mit der Ehrfurcht und der Unterwürfigkeit, welche ein Angeklagter den Richtern schuldig ist, deren Gerichtsbarkeit er annimmt und anruft.

Man bezeichnete dem Cardinal, dessen Augen sich auf den Umkreis zu richten bange gehabt hatten, einen Lehnstuhl, und nachdem ihn der Präsident begrüßt und ein ermuthigendes Wort zu ihm gesprochen hatte, bat ihn der ganze Hof, sich zu setzen, mit einem Wohlwollen, das die Bläße und die Gemüthserschütterung des Angeklagten verdoppelte.

Als er das Wort nahm, erregten seine zitternde, von Seufzern gehemmte Stimme, seine getrübten Augen, seine demüthige Haltung ein tiefes Mitleid bei den Versammelten. Er erklärte sich langsam, bewegte sich mehr in Entschuldigungen, als in Beweisen, in Bitten, als in Schlußketten, und als er, der beredte Mann, plötzlich inne hielt, brachte er durch diese Lähmung seines Geistes und seines Muthes eine mächtigere Wirkung hervor, als alle Vertheidigungsreden und Beweisführungen.

Dann erschien Oliva; das arme Mädchen fand wieder den Schemel. Viele Leute bebten, als sie dieses lebendige Ebenbild der Königin auf dem Sitze der Schande sahen, den Jeanne von La Mothe eingenommen hatte; dieses Gespenst von Marie Antoinette, der Königin von Frankreich, auf dem Schemel der Diebinnen und Fälscherinnen erschreckte die hitzigsten Verfolger der Monarchie. Doch das Schauspiel lockte

auch Mehrere an, wie das Blut, das man den Tiger kosten läßt.

Man sagte sich überall, die arme Oliva habe so eben in der Kanzlei ihr Kind verlassen, das sie stillte, und als die Thüre sich geöffnet, hatte auch das Gewimmer des Sohnes von Herrn Beausire schmerzlich zu Gunsten seiner Mutter plaidirt.

Nach Oliva erschien Cagliostro, der am mindesten von Allen Schuldige. Man hieß ihn nicht sitzen, obgleich man den Lehnstuhl in der Nähe des Schemels beibehalten hatte.

Der Parlamentshof hatte eine Furcht vor der Vertheidigungsrede von Cagliostro. Ein Anschein von Verhör abgeschnitten durch das: „es ist gut!“ des Präsidenten d'Aligre entsprach den Bedürfnissen der Formalitäten.

Und nun verkündigte der Parlamentshof, die Debatten seien geschlossen und die Berathung beginne. Die Menge verlief sich langsam in den Straßen und auf den Quais, mit dem Vorsatze, in der Nacht wiederzukommen, um das Urtheil zu hören, das bald, wie man sagte, ausgesprochen werden würde.

XCIII.

Von einem Gitter und einem Abbé.

Nach Beendigung der Debatten, nach dem Wiederhall des Verhöres und den Erschütterungen des Schemels wurden alle Gefangenen für diese Nacht in der Conciergerie einquartiert.

Die Menge stellte sich, wie gesagt, am Abend in stillschweigenden, obgleich belebten Gruppen auf dem

Platze vor dem Palast auf, um frisch die Kunde von dem Spruch zu erhalten, sobald er gefällt wäre.

In Paris sind seltsamer Weise die großen Geheimnisse gerade diejenigen, welche die Menge kennt, ehe sie in ihrer ganzen Entwickelung zu Tage gegangen sind.

Die Menge wartete also, mit Anis vermischte Lakrize genießend, deren Hauptalimentation ihre wandernden Lieferanten unter dem ersten Bogen des Pont au Change fanden.

Es war heiß. Die Juniwolken rollten schwerfällig übereinander wie Wirbel von dichtem Rauch. Der Himmel glänzte am Horizont in bleichen, zuckenden Feuern.

Während der Cardinal, welchem die Gunst, auf den die Thürme mit einander verbindenden Terrassen spazieren gehen zu dürfen, bewilligt worden war, sich mit Cagliostro über den wahrscheinlichen Erfolg ihrer gegenseitigen Vertheidigung unterhielt; während Oliva in ihrer Zelle ihr kleines Kind liebkoste und in ihren Armen wiegte; während Reteau, mit trockenem Auge und die Nägel zwischen seinen Zähnen, in Gedanken die ihm von Herrn von Crosne versprochenen Thaler zählte und sie als Gesammtsumme dem Monat Gefangenschaft, den ihm das Parlament versprach, gegenüberstellte, versuchte es Jeanne, welche sich in die Stube der Concierge, Frau Hubert, zurückgezogen hatte, ihren brennenden Geist mit ein wenig Geräusch, mit ein wenig Bewegung zu zerstreuen.

Diese Stube war sehr hoch bis zu ihrer Decke, weit und geräumig wie ein Saal, geplattet wie eine Gallerie, und am Quai durch ein gewölbtes Fenster erleuchtet. Die kleinen Scheiben dieses Fensters fingen den größten Theil des Lichtes auf, und, als ob man selbst in diesem Zimmer, das freie Menschen bewohnten, die Freiheit hätte erschrecken müssen, verdoppelte ein ungeheures, eisernes, außen unmittelbar an den Schei-

ben angebrachtes Gitter die Dunkelheit durch die Durchkreuzung der Stangen und der bleiernen Streifen, mit denen jede Glasraute eingerahmt war.

Das Licht, das dieses doppelte Sieb dämpfte, war gleichsam gemildert für das Auge der Gefangenen. Es hatte nichts von den frechen Strahlen der freien Sonne mehr, es hatte nichts, um diejenigen zu verletzen, welche nicht hinaus konnten. Es gibt in allen Dingen, selbst in den schlimmen, die der Mensch gemacht hat, wenn die Zeit, dieser Wiederhersteller des Gleichgewichts zwischen dem Menschen und Gott, darüber gegangen ist, es gibt Harmonien, welche mildern und einen Uebergang vom Schmerz zum Lächeln gestatten.

In dieser Stube lebte Frau von La Mothe, seitdem sie in die Conciergerie eingesperrt war, in Gesellschaft der Concierge, ihres Sohnes und ihres Mannes. Sie hatte sich bei diesen Leuten beliebt gemacht; sie hatte Mittel gefunden, ihnen zu beweisen, die Königin sei im höchsten Maße strafbar. Es müßte ein Tag kommen, wo in derselben Stube eine andere Concierge, von Mitleid ergriffen bei dem Unglück einer Gefangenen, diese für unschuldig halten würde, weil sie dieselbe geduldig und gut sähe, und diese Gefangene würde die Königin sein.

Frau von La Mothe vergaß also, — sie selbst sagte es, — in der Gesellschaft dieser Concierge und ihrer Bekannten ihre schwermüthigen Gedanken und bezahlte durch ihre gute Laune die Gefälligkeiten, die man gegen sie hatte. Als Jeanne an diesem Tag, dem Schlusse der Sitzungen, zu den guten Leuten zurückkam, fand sie dieselben sorgenvoll und verlegen.

Keine Nuance war dieser schlauen Frau gleichgültig, sie hoffte bei einem Nichts, sie gerieth über Alles in Unruhe. Vergebens versuchte sie es, Frau Hubert die Wahrheit zu entreißen, sie und die Ihrigen verschlossen sich in nichtssagende Allgemeinheiten.

An diesem Tage erblickte Jeanne an einer Ecke

des Kamins einen Abbé, der von Zeit zu Zeit ein Tischgenosse des Hauses war. Es war ein ehemaliger Secretaire vom Hofmeister des Grafen von Provence. Ein Mann von einfachen Manieren, satyrisch mit Maßhaltung, mit Allem, was den Hof betraf, wohl vertraut, war er, geraume Zeit vom Hause von Frau Hubert abwesend, wieder beständig geworden, seit der Ankunft von Frau von La Mothe in der Conciergerie.

Es waren auch ein paar höhere Beamte des Pallastes da; man schaute Frau von La Mothe viel an; man sprach wenig.

Sie ergriff heiter die Initiative und sagte:

„Ich bin jetzt überzeugt, man spricht lauter da oben, als wir hier sprechen."

Ein schwaches Gemurmel der Beistimmung, vom Concierge und seiner Frau herrührend, erwiederte allein diese Herausforderung.

„Oben?" versetzte der Abbé, den Unwissenden spielend. „Wo dies, Frau Gräfin?"

„In dem Saale, wo meine Richter sich berathen," antwortete Jeanne.

„Oh! ja, ja," sagte der Abbé.

Und es trat wieder das frühere Stillschweigen ein.

„Ich glaube, meine heutige Haltung hat eine gute Wirkung hervorgebracht?" fragte sie. „Sie müssen das wissen, nicht wahr?"

„Ja, Madame," antwortete schüchtern der Concierge.

Und er stand auf, als wollte er das Gespräch abbrechen.

„Was ist Ihre Meinung, Herr Abbé?" sagte Jeanne. „Gewinnt meine Angelegenheit nicht ein gutes Ansehen! Man spricht keinen Beweis aus."

„Es ist wahr, Madame, Sie haben auch viel zu hoffen," erwiederte der Abbé.

„Nicht wahr?" rief sie.

„Bedenken Sie jedoch," fügte der Abbé bei, „daß der König . . ."

„Nun! was wird der König thun?“ fragte Jeanne voll Heftigkeit.

„Ei! Madame, der König kann nicht wollen, daß man ihn Lügen straft.“

„Er würde also Herrn von Rohan verurtheilen lassen . . . das ist unmöglich.“

„Es ist allerdings schwierig,“ antwortete man von allen Seiten.

„Und wer in dieser Sache Herr von Rohan sagt, sagt auch Gräfin von La Mothe,“ fügte sie eiligst bei.

„Nein, nein, Sie machen sich eine Illusion, Madame,“ entgegnete der Abbé. „Ein Angeklagter wird freigesprochen werden. Ich denke, Sie werden es sein, und hoffe es sogar. Doch es wird nur Einer sein. Der König braucht einen Schuldigen, was sollte sonst aus der Königin werden?“

„Das ist wahr,“ sprach Jeanne, verwundert, daß man ihr widersprach, selbst bei einer Hoffnung, die sie nur heuchelte. „Der König braucht einen Schuldigen. Nun! dann ist Herr von Rohan ebenso gut, als ich, hiefür.“

Ein für die Gräfin erschreckliches Stillschweigen trat nach diesen Worten ein.

Der Abbé unterbrach es zuerst.

„Madame,“ sagte er, „der König hegt keinen Groll, und ist sein erster Zorn befriedigt, so wird er nicht mehr an die Vergangenheit denken.“

„Was nennen Sie denn einen befriedigten Zorn?“ fragte Jeanne ironisch. „Nero hatte seine Zornanfälle, wie Titus die seinigen hatte.“

„Irgend eine Verurtheilung,“ antwortete hastig der Abbé, „das ist eine Befriedigung.“

„Irgend eine! . . . mein Herr,“ rief Jeanne, „welch ein abscheuliches Wort! . . . Es ist zu unbestimmt. Irgend eine . . . das heißt Alles sagen.“

„Oh! ich spreche nur von einer Einsperrung in ein Kloster,“ erwiederte kalt der Abbé; „das ist nach

den Gerüchten, die im Umlaufe sind, der Gedanke, dem der König in Beziehung auf Sie am liebsten beigetreten sein soll."

Jeanne schaute diesen Mann mit einem Schrecken an, der alsbald der wüthendsten Exaltation Platz machte.

„Einschließung in ein Kloster!" sagte sie; „das heißt ein langsamer, durch die Einzelheiten schmählicher Tod; ein grausamer Tod, der als ein Act der Milde erscheinen wird. Die Einschließung in das In pace*) nicht wahr? Die Qualen des Hungers, der Kälte und der Correctionen! Nein, genug der Strafen, genug der Schmach, genug des Unglücks für die Unschuld, während die Schuldige frei, mächtig und geehrt ist. Den Tod auf der Stelle, aber den Tod, den ich mir gewählt haben werde. Den freien Willen, mich dafür zu bestrafen, daß ich auf dieser schändlichen Welt geboren bin."

Und ohne auf Vorstellungen und Bitten zu hören, ohne es zu dulden, daß man sie aufhielt, stieß sie den Concierge zurück, warf den Abbé nieder, schob Frau Hubert auf die Seite und lief nach einem Anrichttisch, um ein Messer zu suchen.

Den drei Personen gelang es, sie von dieser Seite abzubringen; doch sie nahm ihren Ansatz wie ein Pantherthier, das die Jäger beunruhigt, nicht erschreckt haben, stieß ein Gebrülle des Zorns aus, das zu geräuschvoll war, um natürlich zu sein, stürzte in ein an die Stube stoßendes Cabinet, hob eine ungeheure Vase von Fayence auf, in der ein ärmlicher Rosenstock vegetirte, und schlug sich damit zu wiederholten Malen an den Kopf.

Die Vase zerbrach, ein Stück davon blieb in der Hand dieser Furie; man sah das Blut auf ihrer Stirne durch die Ritze der Haut fließen, die sich gespalten hatte.

*) In pace war in den Klöstern das Einsperren auf Lebenszeit.

Die Concierge warf sich weinend in ihre Arme. Man setzte sie in einen Lehnstuhl und begoß sie mit Riechwasser und Eisig. Sie war nach gräßlichen Convulsionen ohnmächtig geworden.

Als sie wieder zu sich kam, dachte der Abbé, sie erstické.

„Seht," sagte er, „dieses Gitterwerk fängt das Licht und die Luft auf. Ist es nicht möglich, die arme Frau athmen zu lassen?"

Alles vergessend, lief nun Frau Hubert an einen Schrank, der beim Kamin stand, zog einen Schlüssel heraus, welcher ihr zum Oeffnen dieses Gitters diente, und sogleich strömten die Luft und das Leben in Wogen in die Stube.

„Ah!" rief der Abbé, „ich wußte nicht, daß sich dieses Gitter mit Hülfe eines Schlüssels öffnen läßt. Mein Gott! warum solche Vorsichtsmaßregeln!"

„Es ist der Befehl," erwiederte die Concierge.

„Ja, ich verstehe," sagte der Abbé mit einer markirten Absichtlichkeit, „dieses Fenster ist nur ungefähr sieben Fuß vom Boden und geht auf den Quai. Wollten Gefangene aus dem Innern der Conciergerie durch Ihre Stube entweichen, so fänden sie die Freiheit, ohne auf einen Schließer oder eine Schildwache zu stoßen."

„Ganz richtig," erwiederte der Concierge.

Der Abbé bemerkte aus dem Augenwinkel, daß Frau von La Mothe gehörig verstanden, daß sie sogar gebebt und sogleich, nachdem sie die Worte des Abbé aufgefaßt, die Augen zu dem nur mit einem messingenen Knopf verschlossenen Schrank aufgeschlagen hatte, in welchem die Concierge den Schlüssel des Gitters verwahrte.

Das war genug für ihn. Seine Gegenwart schien von keinem Nutzen mehr zu sein, und er nahm Abschied.

Er kehrte jedoch noch einmal um, wie die Theaterpersonen, die sich einen falschen Abgang machen, und sagte:

„Wie viel Leute sind auf dem Platz! Die ganze Menge drängt sich mit solchem Ungestüm nach dem Palaste zu, daß nicht eine Seele mehr auf dem Quai ist.“

Der Concierge beugte sich hinaus.

„Es ist wahr,“ bestätigte er.

„Denkt man nicht,“ fuhr der Abbé fort, als ob ihn Frau von La Mothe nicht hören könnte, — und sie hörte ihn sehr gut, — „glaubt man nicht, der Spruch werde in der Nacht gefällt werden? Nein, nicht wahr?“

„Ich denke nicht, daß das Urtheil vor morgen früh gesprochen werden wird,“ sagte der Concierge.

„Nun wohl!“ fügte der Abbé bei, „seien Sie bemüht, diese arme Frau von La Mothe ein wenig ruhen zu lassen. Nach so vielen Erschütterungen muß sie der Ruhe bedürfen.“

„Wir werden uns in unser Zimmer zurückziehen und Madame hier in dem Lehnstuhl lassen,“ sagte der brave Concierge zu seiner Frau, „wenn sie sich nicht etwa zu Bette legen will.“

Jeanne erhob sich und begegnete dem Auge des Abbé, der auf ihre Antwort lauerte.

Sie stellte sich, als entschliefe sie wieder.

Da verschwand der Abbé und der Concierge und seine Frau gingen auch weg, nachdem sie das Gitter wieder geschlossen und den Schlüssel an seinen Platz gelegt hatten.

Sobald Jeanne allein war, öffnete sie die Augen.

„Der Abbé räth mir, zu fliehen,“ dachte sie. „Kann man mir klarer sowohl die Nothwendigkeit der Flucht, als das Mittel hiezu bezeichnen! Mich mit der Verurtheilung vor dem Spruche der Richter bedrohen, das kommt von einem Freunde, der mich antreiben will, meine Freiheit zu suchen, das kann nicht von einem Barbaren sein, der mich beleidigt.

„Um zu fliehen, brauche ich nur einen Schritt zu

machen; ich öffne diesen Schrank, dann dieses Gitter, und bin auf dem verödeten Quai.

„Verödet, ja! . . . Niemand; der Mond selbst verbirgt sich in den Wolken.

„Fliehen! . . . Oh! die Freiheit! Das Glück, meine Reichthümer wiederzufinden . . . das Glück, meinen Feinden alles Böse zurückzugeben, was sie mir gethan haben!“

Sie stürzte nach dem Schrank und ergriff den Schlüssel. Schon näherte sie sich dem Schlosse des Gitters.

Plötzlich glaubte sie auf der schwarzen Linie der Brüstung der Brücke eine schwarze Gestalt zu sehen, welche die eintönige Regelmäßigkeit unterbrach.

„Ein Mann ist dort im Schatten!“ sagte sie; „der Abbé vielleicht; er wacht über meiner Flucht; er wartet, um mir Beistand zu leisten. Ja, doch wenn es eine Falle wäre, wenn ich, auf den Quai hinabgestiegen, ergriffen, auf der That der Entweichung ertappt würde? . . . Die Entweichung, das ist das Geständniß des Verbrechens, wenigstens das Zugeständniß der Furcht! Wer entweicht, flieht vor seinem Gewissen. . . . Woher kommt dieser Mensch? . . . Er scheint mit Herrn von Provence in Verbindung zu stehen. . . . Wer sagt mir, daß er nicht ein Emissär der Königin oder der Rohan ist? . . . Wie theuer würde man auf dieser Seite einen falschen Schritt von mir bezahlen . . . Ja, es lauert Jemand dort!

„Mich ein paar Stunden vor dem Spruch fliehen machen? Konnte man das nicht früher, wenn man mir wirklich hat dienen wollen? Mein Gott! wer weiß, ob meinen Feinden nicht schon die Kunde von meiner im Rathe der Richter beschlossenen Freisprechung zugekommen ist? wer weiß, ob man nicht diesen für die Königin furchtbaren Schlag mit einem Beweise oder einem Geständniß meiner Schuld pariren will. Das

Geständniß, der Beweis, das wäre meine Flucht. Ich werde bleiben!"

Von diesem Augenblick an war Jeanne überzeugt, sie sei einer Falle entgangen. Sie lächelte, richtete ihren schlauen, kühnen Kopf auf, ging mit sicherem Schritt auf den kleinen Schrank am Kamin zu und legte den Schlüssel des Gitters wieder hinein.

Dann setzte sie sich in den Lehnstuhl zwischen dem Licht und dem Fenster, und beobachtete von ferne, während sie sich stellte, als schliefe sie, den Schatten des lauernden Mannes, der, ohne Zweifel des Wartens müde, endlich aufstand und mit dem ersten Schimmer der Morgendämmerung, um halb drei Uhr, da das Auge das Wasser des Flusses zu unterscheiden anfing, verschwand.

XCIV.

Der Spruch.

Am Morgen, als alle Geräusche wieder erwachten, als Paris wieder Leben annahm und einen neuen Ring an den Ringen der Kette des vorhergehenden Tages befestigte, hoffte die Gräfin, die Kunde von einer Freisprechung würde plötzlich mit der Freude und den Glückwünschen ihrer Freunde in ihr Gefängniß dringen.

Hatte sie Freunde! ach! das Vermögen, der Credit bleiben nie ohne Gefolge, und Jeanne war doch reich und mächtig geworden; sie hatte empfangen, sie hatte gegeben, ohne sich auch nur den alltäglichen Freund gemacht zu haben, der den andern Tag nach einer Ungnade verbrennen muß, was er den vorhergehenden Tag beschmeichelt hat.

Aber nach ihrem Triumph, den sie erwartete, würde

Jeanne Parteigänger, Anhänger haben, sie würde Bewunderer, sie würde Neider haben.

Diese geschäftige Woge von Leuten mit freudigem Gesichte erwartete sie vergebens in die Stube des Concierge Hubert eindringen zu sehen.

Von der Unbeweglichkeit einer überzeugten Person, welche die Arme zu sich kommen läßt, ging Jeanne, dies war die Abschüssigkeit ihres Characters, zu einer maßlosen Unruhe über.

Und da man sich nicht immer verstellen kann, so nahm sie sich nicht einmal bei ihren Wächtern die Mühe, ihre Eindrücke zu verbergen.

Es war ihr nicht gestattet, hinauszugehen, um sich zu erkundigen, doch sie hielt ihren Kopf an ein Guckfenster, und hier horchte sie angstvoll, keuchend, auf die Geräusche des benachbarten Platzes, auf die Geräusche, die sich in einem verworrenen Gemurmel auflösten, nachdem sie die Mauern des alten Palastes vom heiligen Ludwig durchdrungen hatten.

Jeanne hörte sodann nicht einen Lärmen, sondern einen wahren Ausbruch von Bravo's, von Schreien, von stampfenden Füßen und klatschenden Händen, etwas ganz Ungewöhnliches, Brausendes, was sie erschreckte, denn sie hatte nicht das Bewußtsein, man bezeuge für sie so viel Sympathie.

Diese lärmenden Salven wiederholten sich zweimal und machten Geräuschen anderer Art Platz.

Es kam ihr vor, als wäre es auch ein Beifall, doch ein ruhiger Beifall, der ebenso rasch starb, als er geboren war.

Bald wurden die Vorübergehenden auf dem Quai zahlreicher, als ob sich die Gruppen des Platzes auflösten und im Einzelnen ihre zerstreuten Massen abschickten.

„Ein herrlicher Tag für den Cardinal," sagte ein Schreiber des Generalanwalts, auf dem Pflaster der Brüstung hüpfend.

Und er warf einen Stein in den Fluß mit jener Geschicklichkeit des jungen Parisers, der viele von seinen Tagen dieser der Schleuder der Alten entlehnten Leibesübung gewidmet hat.

„Für den Cardinal," wiederholte Jeanne. „Es ist also Nachricht da, daß der Cardinal freigesprochen?"

Ein Tropfen Galle, ein Tropfen Schweiß fiel von der Stirne von Jeanne.

Sie kehrte hastig in die Stube zurück und fragte die Frau Hubert:

„Madame, Madame, was höre ich sagen: was ist ein Glück für den Cardinal? Ich bitte, was ist denn ein Glück?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte diese.

Jeanne schaute ihr scharf in's Gesicht und fügte bei:

„Haben Sie die Güte, Ihren Mann zu fragen."

Die Concierge gehorchte aus Gefälligkeit, und Hubert antwortete von Außen:

„Ich weiß es nicht!"

Ungeduldig, bebend, blieb sie einen Augenblick mitten im Zimmer stehen und rief:

„Was meinten die Vorübergehenden mit ihren Worten? man täuscht sich nicht in solchen Orakeln. Sie sprachen sicherlich vom Prozeß."

„Vielleicht," erwiederte die mildherzige Hubert, „vielleicht wollten sie nur sagen, wenn Herr von Rohan freigesprochen worden, so werde dies ein schöner Tag für ihn sein."

„Sie glauben, man werde ihn freisprechen?" rief Jeanne, ihre Finger krampfhaft zusammenpressend.

„Das kann wohl geschehen."

„Aber ich?"

Oh Sie, Madame ... Sie wie er; warum Sie nicht?"

„Eine seltsame Voraussetzung," murmelte Jeanne.

Und sie stellte sich wieder an die Scheiben.

„Madame," sprach der Concierge, „Sie haben

Unrecht, so Aufregungen zu suchen, die Ihnen unverständlich von Außen zukommen. Glauben Sie mir, bleiben Sie ruhig, bis Ihr Consulent oder Herr Fremyn kommen, um Ihnen vorzulesen . . ."

„Den Spruch . . . Nein! nein!"

Und sie horchte.

Eine Frau ging mit ihren Freundinnen vorüber. Sie hatten Festhauben, einen großen Strauß in der Hand. Der Geruch von diesen Rosen stieg wie ein kostbarer Balsam zu Jeanne empor, welche Alles von unten einathmete.

„Er soll meinen Strauß haben," rief diese Frau, „und noch hundert andere, der liebe Mann! oh! wenn ich kann, werde ich ihn umarmen."

„Und ich auch," sagte eine Gefährtin.

„Und mich, mich soll er umarmen," sprach eine Dritte.

„Wen meinen sie?" dachte Jeanne.

„Ah! er ist ein sehr schöner Mann, Du bist nicht ekel," fügte eine letzte von den Freundinnen bei.

Und Alles ging vorbei.

„Abermals dieser Cardinal! immer er!" murmelte Jeanne. „Er ist freigesprochen, er ist freigesprochen!"

Und sie sprach diese Worte mit so viel Entmuthigung und zugleich Sicherheit, daß der Concierge und seine Frau, entschlossen, nicht mehr einen Sturm, wie den am vorhergehenden Tag zu veranlassen, gleichzeitig ihr zuriefen:

„Ei! Madame, warum wollen Sie nicht, daß dieser arme Mann losgesprochen und in Freiheit gesetzt wird?"

Jeanne fühlte den Schlag, sie fühlte besonders die Veränderung ihrer Wirthe, und sagte, da sie nichts von ihrer Sympathie verlieren wollte:

„Oh! Sie verstehen mich nicht. Ach! halten Sie mich für so neidisch oder für so boshaft, daß ich meinem Unglücksgefährten das Schlimme wünsche? mein Gott! er werde freigesprochen, der Herr Cardinal; oh

ja, er werde freigesprochen. Aber endlich möchte ich doch erfahren . . . Glauben Sie mir, meine Freunde, es ist die Ungeduld, was mich so macht."

Hubert und seine Frau schauten einander an, als wollten sie die Tragweite von dem, was sie zu sagen im Begriffe waren, ermessen.

Ein fahler Blitz, der unwillkürlich aus den Augen von Jeanne hervorsprang, hielt sie zurück, als sie eben den Entschluß faßten.

„Sie sagen mir nichts?" rief sie, ihren Fehler wahrnehmend.

„Wir wissen nichts," erwiederten sie leise.

In diesem Augenblick rief ein Befehl Hubert aus seiner Wohnung. Die Concierge, welche mit Jeanne allein blieb, versuchte es, sie zu zerstreuen; es war vergebens, alle Sinne der Gefangenen, ihr ganzer Verstand waren außen durch die Geräusche, durch die Athemzüge in Anspruch genommen, die sie mit einer durch das Fieber verzehnfachten Empfänglichkeit auffaßte.

Plötzlich entstand ein gewaltiger Lärm, eine mächtige Bewegung auf dem Platz. Die Menge strömte bis auf die Brücke, bis auf den Quai zurück, und dies mit dergestalt compacten, dergestalt wiederholten Schreien, daß Jeanne auf ihrem Beobachtungsposten darüber bebte.

Diese Schreie hörten nicht auf: sie waren an einen offenen Wagen gerichtet, dessen Pferde, weniger durch die Hand des Kutschers, als durch die Menge zurückgehalten, kaum im kleinen Schritt gingen.

Die Menge bedrängte, umschloß sie und trug am Ende auf ihren Schultern, auf ihren Armen Pferde, Wagen und zwei Personen, welche der Wagen enthielt.

In den großen Strahlen der Sonne, unter einem Blumenregen, unter einem Gewölbe von Blätterwerk, das tausend Hände über ihren Köpfen bewegten, erkannte die Gräfin diese zwei Männer, welche die begeisterte Menge berauschte.

Bleich über seinen Triumph, erschrocken über seine Volksthümlichkeit, blieb der Eine ernst, betäubt, zitternd. Frauen stiegen bis auf die Felgen seiner Räder, rissen seine Hände an sich, um sie mit Küssen zu verzehren, und machten sich mit gewaltigen Schlägen die Spitzen seiner Manchetten streitig, die sie mit den frischesten und seltensten Blumen bezahlt hatten.

Andere, die noch glücklicher, waren mit den Lackeien hinten auf den Wagen gestiegen; sie entfernten unmerklich die Hindernisse, die ihrer Liebe im Wege waren, nahmen den Kopf des vergötterten Mannes, drückten einen ehrfurchtsvollen und zugleich sinnlichen Kuß darauf und machten dann neuen Glücklichen Platz. Dieser angebetete Mann war der Cardinal von Rohan.

Frisch, freudig, funkelnd, erhielt der Zweite einen minder lebhaften, aber verhältnißmäßig eben so schmeichelhaften Empfang. Man belohnte ihn mit Freudenschreien und Vivats; die Frauen theilten sich in den Cardinal, die Männer riefen: „Es lebe Cagliostro!"

Diese Trunkenheit brauchte eine halbe Stunde, um über den Pont-au-Change zu gelangen, und Jeanne verfolgte bis zu ihrem höchsten Punkte die Triumphatoren. Sie verlor nicht den kleinsten Umstand.

Diese Kundgebung des öffentlichen Enthusiasmus für die Opfer der Königin, denn so nannte man sie, gewährte Jeanne einen Augenblick der Freude.

Doch plötzlich sagte sie:

„Wie! sie sind schon frei; schon sind für sie die Förmlichkeiten erfüllt, und ich, ich weiß nichts; warum sagt man mir nichts?"

Ein Schauer erfaßte sie.

Sie hatte neben sich Frau Hubert gefühlt, welche, stillschweigend, aufmerksam auf Alles, was vorging, doch begriffen haben mußte, und keine Erklärung gab.

Jeanne wollte eine unerläßlich gewordene Erklärung hervorrufen, als ein neuer Lärmen ihre Aufmerksamkeit gegen den Pont-au-Change zog.

Ein Fiacre, umgeben von Leuten, fuhr ebenfalls den Abhang der Brücke hinauf.

In diesem Fiacre erkannte Jeanne, lächelnd und ihr Kind dem Volke zeigend, Oliva, welche auch wegfuhr, frei und toll vor Freude über die ein wenig ungebundenen Scherze, über die dem frischen, appetitlichen Mädchen zugesandten Küsse. Das war allerdings plumper Weihrauch, doch mehr als genügend für Mlle. Oliva, dieser Weihrauch, den die Menge übersandte, als letztes Relief von dem dem Cardinal gebotenen Feste.

Mitten auf der Brücke wartete eine Postchaise. Herr Beausire verbarg sich darin hinter einem seiner Freunde, der allein sich der öffentlichen Bewunderung zu offenbaren wagte. Er machte Oliva ein Zeichen, und diese stieg mitten unter Schreien aus, die sich ein wenig in Gezische verwandelt hatten. Aber was ist für gewisse Schauspieler das Zischen, wenn man sie mit Wurfgeschossen bearbeiten und von der Bühne jagen konnte.

Als Oliva in die Chaise gestiegen war, fiel sie in die Arme von Beausire, der sie zum Ersticken wie eine Beute an sich drückte, über eine Meile nicht mehr losließ, sie mit Thränen und Küssen überströmte und nicht athmete bis Saint-Denis, wo man die Pferde wechselte, ohne von der Polizei belästigt worden zu sein.

Als Jeanne alle diese Leute frei, glücklich, gefeiert sah, fragte sie sich, warum sie allein keine Nachrichten erhalte.

„Aber ich! ich!“ rief sie, „durch welche ausgesuchte Grausamkeit eröffnet man mir nicht den Spruch, der mich betrifft?“

„Beruhigen Sie sich, Madame,“ sprach Hubert eintretend, „beruhigen Sie sich.“

„Es ist nicht möglich, daß Sie nichts wissen,“

erwiederte Jeanne; „Sie wissen! Sie wissen! unterrichten Sie mich."

„Madame . . ."

„Wenn Sie kein Barbar sind, unterrichten Sie mich, Sie sehen, wie sehr ich leide."

„Madame, es ist uns niederen Officianten des Gefängnisses verboten, die Sprüche zu offenbaren, deren Lesung den Greffiers der Höfe zukommt."

„Es lautet also so gräßlich, daß Sie es nicht wagen," rief Jeanne in einem Ausbruch von Wuth, der dem Concierge bange machte und ihn die Erneuerung der Scenen vom vorhergehenden Tag ahnen ließ.

„Nein," sagte er, „beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich!"

„Sprechen Sie doch."

„Werden Sie geduldig sein und mich nicht gefährden?"

„Ich gelobe es Ihnen, ich schwöre es Ihnen, reden Sie."

„Nun wohl: der Cardinal ist freigesprochen."

„Ich weiß es."

„Herr von Cagliostro losgesprochen."

„Ich weiß es! ich weiß es!"

„Mlle. Oliva von der Anklage entbunden."

„Weiter? weiter?"

„Herr Reteau von Villette ist verurtheilt . . ."

Jeanne bebte.

„Zu den Galeeren! . . ."

„Und ich! und ich?" rief sie vor Wuth mit den Füßen stampfend.

„Geduld, Madame, Geduld. Ist es das, was Sie versprochen haben?"

„Ich bin geduldig; reden Sie! Ich?"

„Zur Verbannung," sprach mit schwacher Stimme der Concierge, die Augen abwendend.

Ein Blitz der Freude glänzte in den Augen der Gräfin, ein Blitz der so schnell erlosch, als er erschienen war.

Dann stellte sie sich, als fiele sie mit einem gewaltigen Schrei in Ohnmacht, und stürzte rückwärts in die Arme ihrer Wirthin.

„Was wäre geschehen, wenn ich ihr die Wahrheit gesagt hätte," flüsterte Hubert seiner Frau in's Ohr.

„Die Verbannung," dachte Jeanne, einen Nervenanfall heuchelnd, „das ist die Freiheit, das ist der Reichthum, das ist die Rache, das ist, was ich geträumt . . . Ich habe gewonnen!"

XCV.

Die Execution.

Jeanne erwartete immer, daß der vom Concierge versprochene Gerichtsschreiber käme, um ihr den gegen sie gefällten Spruch vorzulesen.

Da sie die Bangigkeiten des Zweifels nicht mehr hatte, und kaum die der Vergleichung, das heißt des Stolzes behielt, sagte sie in der That zu sich selbst:

„Was ist mir daran gelegen, mir, einem, ich denke gediegenen Geist, daß Herr von Rohan minder schuldig erachtet worden ist, als ich?"

„Bin ich es, über die man die Strafe eines Fehlers verhängt? Nein. Wäre ich gebührender Maßen von aller Welt als Valois anerkannt worden, hätte ich, wie dies beim Herrn Cardinal der Fall gewesen ist, ein ganzes Spalier von Prinzen und Herzogen, welche durch ihre Haltung, durch ihren Flor an den Degen, durch ihre Trauerbinden flehten, am Wege aufgestellt gehabt, ich glaube nicht, daß man de-

armen Gräfin von La Mothe etwas verweigert haben würde, und sicherlich hätte man, in Voraussetzung dieser vornehmen Supplik, der Abkömmlingin der Valois, die Schmach des Schemels erspart.

„Doch warum sich mit dieser ganzen Vergangenheit beschäftigen, welche todt ist? Sie ist nun beendigt, diese große Angelegenheit meines Lebens. Auf eine zweideutige Weise in die Welt gestellt, auf eine zweideutige Weise am Hof gestellt, der Gefahr ausgesetzt, vom ersten von oben kommenden Hauch niedergeworfen zu werden, vegetirte ich nur, ich kehrte vielleicht zu dem ursprünglichen Elend zurück, das die schmerzliche Lehrzeit meines Lebens gewesen ist. Nun nichts Aehnliches mehr.

„Verbannt, ich bin verbannt! das heißt, ich habe das Recht, meine Million in meiner Casse mitzunehmen, unter den Pomeranzenbäumen von Sevilla oder von Agrigent im Winter, in Deutschland oder in England im Sommer zu leben; das heißt, jung, schön, berühmt und im Stande, meinen Prozeß selbst zu erklären, wird mich nichts abhalten, zu leben, wie es mir beliebt, sei es mit meinem Mann, wenn er, wie ich, verbannt ist, und ich ihn frei weiß, sei es mit den Freunden, welche das Glück und die Jugend immer geben!

„Und," fügte Jeanne in ihre glühenden Gedanken verloren bei, „man komme dann und sage mir, mir, der Verurtheilten, mir, der Verbannten, mir, der armen Gedemüthigten, ich sei nicht reicher als die Königin, ich sei nicht geehrter als die Königin, ich sei nicht mehr freigesprochen als die Königin; denn es handelte sich bei ihr nur um meine Verurtheilung. Dem Löwen ist nichts am Erdenwurm gelegen. Es handelte sich darum, Herrn von Rohan zu verurtheilen, und Herr von Rohan ist freigesprochen.

„Wie werden sie sich nun benehmen, um mir den Spruch zu bezeichnen, wie auch, um mich aus dem

Königreich zu führen? Werden sie sich an einer Frau dadurch rächen, daß sie sie dem strengsten Vollzuge der Strafe unterwerfen? Werden sie mich den Schützen übergeben, um mich an die Gränze zu führen? Wird man mir öffentlich sagen: Unwürdige! der König verbannt Sie aus seinem Reiche. Nein, meine Herren sind gutmüthig," sprach sie lächelnd; „sie grollen mir nicht mehr. Sie grollen nur dem guten Pariser Volk, das unter ihren Balcons brüllt: Es lebe der Herr Cardinal! es lebe Cagliostro! es lebe das Parlament! Das ist ihr wahrer Feind: das Volk. Oh, ja! es ist ihr unmittelbarer Feind, da ich auf die moralische Unterstützung der öffentlichen Meinung rechnete .... und da es mir gelungen ist!"

Jeanne war so weit, sie machte im Stillen ihre kleinen Vorbereitungen und ordnete mit sich ihre Rechnungen. Sie beschäftigte sich schon mit der Unterbringung ihrer Diamanten, mit ihrer Niederlassung in England, man war im Sommer, als plötzlich die Erinnerung an Reteau von Villette, nicht ihr Herz, sondern ihren Geist durchzuckte.

„Armer Junge," sagte sie mit einem boshaften Lächeln, „er hat für Alle bezahlt. Es bedarf also immer für die Sühnungen einer niederträchtigen Seele im philosophischen Sinne, und so oft dergleichen Nothwendigkeiten entstehen, erhebt sich der Sündenbock von der Erde, mit dem Streich, der ihn vernichten wird.

„Armer, gebrechlicher, elender Reteau, er bezahlt heute seine Pamphlete gegen die Königin, seine Federverschwörungen, und Gott, der Jedem seinen Theil in der Welt macht, hat ihm wohl eine Existenz von Stockprügeln, von zeitweisen Louisd'or, von Hinterhalten, von Verstecken, mit einer Entwickelung von Galeeren machen wollen. So ist es mit der Verschmitztheit statt des Verstandes, mit der Arglist statt der Boshaftigkeit, mit dem Geiste des Angriffs ohne die Ausdauer und die Stärke. Wie viele böse, schädliche Wesen gi

es in der Schöpfung von der giftigen Milbe an bis zum Scorpion, dem ersten der Kleinen, der sich bei den Menschen gefürchtet macht. Alle diese Gebrechlichkeiten wollen schaden, aber sie haben nicht die Ehre des Kampfes; man tritt sie nieder."

Und Jeanne begrub mit diesem bequemen Gepränge ihren Genossen Reteau, fest entschlossen, sich nach dem Bagno zu erkundigen, in dem der Elende eingesperrt wäre, um auf der Reise nicht dahin zu gerathen, um nicht einem Unglücklichen die Demüthigung anzuthun, ihm das Glück einer alten Bekannten zu zeigen. Jeanne hatte ein gutes Herz.

Sie nahm heiter ihr Mahl mit dem Concierge und seiner Frau ein. Diese aber hatten ihre Heiterkeit völlig vergessen; sie gaben sich nicht einmal die Mühe, ihre Beklemmung zu verbergen. Jeanne schrieb ihre Kälte der Verurtheilung zu, deren Gegenstand sie war. Sie machte ihnen eine Bemerkung hierüber. Sie antworteten, nichts sei so schmerzlich für sie, als der Anblick der Personen nach einem gefällten Urtheil.

Jeanne war im Grunde ihres Herzens so glücklich, es that ihr so wehe, ihre Freude verbergen zu müssen, daß ihr die Gelegenheit, allein, frei mit ihren Gedanken zu bleiben, nur sehr angenehm sein konnte. Sie beabsichtigte nach dem Mittagessen zu verlangen, nach ihrem Zimmer zurückkehren zu dürfen.

Wie sehr war sie erstaunt, als der Concierge Hubert beim Nachtisch das Wort nahm und mit einer gezwungenen Feierlichkeit, welche bei seinen Reden anzuwenden durchaus nicht seine Gewohnheit war, zu ihr sprach:

„Madame, wir haben den Befehl, die Personen, über deren Schicksal das Parlament entschieden, nicht in der Kerkermeisterei zu behalten."

„Gut," dachte Jeanne, „er kommt meinen Wünschen entgegen."

Und sie stand auf und erwiederte:

„Ich möchte Sie nicht zu einer Uebertretung Ihrer Vorschriften veranlassen . . . Das hieße die Güte, die Sie für mich gehabt haben, schlecht erkennen . . . Ich kehre also in mein Zimmer zurück."

Sie schaute das Ehepaar an, um die Wirkung ihrer Worte zu beobachten. Hubert drehte einen Schlüssel in seinen Fingern hin und her. Die Concierge wandte ihren Kopf ab, als wollte sie eine neue Bewegung ihres Gemüths verbergen.

„Aber wohin wird man denn kommen, um mir den Spruch zu verlesen, und wann wird man kommen?" fragte die Gräfin.

„Man wartet vielleicht, bis Madame in ihrem Zimmer ist," antwortete Hubert hastig.

„Er entfernt mich entschieden," dachte Jeanne.

Und ein unbestimmtes Gefühl der Bangigkeit machte sie beben, doch kaum in ihrem Herzen erschienen, verdunstete es wieder.

Jeanne stieg die drei Stufen hinauf, welche von dieser Stube in den Gang der Kanzlei führten.

Als Frau Hubert die Gräfin weggehen sah, eilte sie auf sie zu und ergriff ihre Hände, nicht mit Ehrfurcht, nicht mit wahrer Freundschaft, nicht mit jener Empfindungsfülle, die den, welcher sie bezeigt, und den, welcher der Gegenstand derselben ist, ehrt, sondern mit einem Erguß tiefen Mitleids, der der verständigen Jeanne, ihr, die Alles bemerkte, nicht entging.

Diesmal war der Eindruck so scharf, daß Jeanne sich gestand, der Schrecken erfasse sie; doch der Schrecken wurde abgeschüttelt, wie sie die Bangigkeit abgeschüttelt hatte, und aus der bis an den Rand von der Freude und der Hoffnung angefüllten Seele vertrieben.

Jeanne wollte sich von Frau Hubert die Ursache ihres Mitleids erklären lassen; sie öffnete den Mund und stieg wieder zwei Stufen herab, um eine von den Fragen, die so entschieden und kräftig wie ihr Geist, zu stellen. Doch sie hatte keine Zeit dazu. Hubert

nahm sie, weniger höflich als lebhaft, bei der Hand und öffnete die Thüre.

Die Gräfin sah sich im Gange. Acht Schützen von der Vogtei warteten hier. Worauf warteten sie? das fragte sich Jeanne, als sie dieselben erblickte. Doch die Thüre des Concierge war schon wieder geschlossen. Vor den Schützen stand einer von den gewöhnlichen Schließern des Gefängnisses, derjenige, welcher die Gräfin jeden Abend in ihr Zimmer zurückführte.

Dieser Mensch schritt der Gräfin voran, als wollte er ihr den Weg zeigen.

„Ich gehe in mein Zimmer zurück?" sagte die Gräfin mit dem Tone einer Frau, welche dessen, was sie sagt, gern sicher scheinen möchte, aber zweifelt.

„Ja, Madame," erwiederte der Schließer.

Jeanne faßte das eiserne Geländer an und stieg hinter dem Mann hinauf. Sie hörte die Schützen, welche einige Schritte von ihr entfernt zischelten, aber sich nicht von der Stelle rührten.

Beruhigt, ließ sie sich in ihr Zimmer einsperren und dankte sogar freundlich dem Schließer. Dieser entfernte sich.

Jeanne sah sich nicht so bald frei und allein, als ihre Freude ausschweifend hervorbrach, eine Freude, welche zu lange durch die Larve geknebelt gewesen war, unter der sie heuchlerisch ihr Gesicht beim Concierge verborgen hatte. Dieses Zimmer der Conciergerie war ihr Behältniß, das Behältniß eines einen Augenblick durch die Menschen gefesselten wilden Thieres, welches eine Laune Gottes abermals in den freien Raum der Welt versetzen sollte.

Und in seiner Höhle oder in seinem Behältniß, wenn es finstere Nacht ist, wenn kein Geräusch dem gefangenen Thiere die Wachsamkeit seiner Hüter verkündigt, wenn sein feiner Geruch keine Spur in der Umgegend erkennt, beginnen dann die Sprünge dieser wilden Natur. Es reckt seine Glieder, um sie für die Bewegungen der erwarteten Unabhängigkeit geschmeidig zu machen. Dann

hat es Schreie, dann hat es Aufschwingungen und Extasen, welche das Auge des Menschen nie erlauert.

Bei Jeanne war es so. Plötzlich hörte sie in ihrer Flur gehen; sie hörte die Schlüssel am Bunde des Schließers klirren; sie hörte das massige Schloß angreifen.

„Was will man von mir?“ dachte sie, indem sie sich stumm und aufmerksam erhob.

„Was gibt es, Jean?“ fragte die Gräfin mit sanftem, gleichgültigem Tone.

„Madame wolle mir folgen,“ erwiederte er.

„Wohin?“

„Hinab.“

„Wie? hinab . . .“

„In die Kanzlei.“

„Ich bitte, warum?“

„Madame . . .“

Jeanne ging auf diesen Mann zu, welcher zögerte, und sah am Ende der Flur die Schützen der Vogtei, welche sie zuerst unten getroffen hatte.

„Sagen Sie mir doch, was man in der Kanzlei von mir will?“ rief sie bewegt.

„Madame, Herr Doillot, Ihr Vertheidiger, möchte Sie gern sprechen.“

„In der Kanzlei? Warum nicht hier, da er mehrere Male die Erlaubniß gehabt hat, hierher zu kommen?

„Madame, Herr Doillot hat Briefe von Versailles erhalten, und er will Ihnen Kenntniß davon geben.“

Jeanne bemerkte nicht, wie unlogisch diese Antwort war. Ein einziges Wort fiel ihr auf: Briefe von Versailles, Briefe vom Hofe ohne Zweifel, vom Vertheidiger selbst überbracht.

Sollte die Königin beim König nach Verkündigung des Spruches vermittelt haben? Sollte . . .

Doch wozu Muthmaßungen? hatte man Zeit dazu, war das nöthig, wenn man in zwei Minuten die Lösung des Räthsels finden konnte?

Ueberdies wurde der Schließer dringlich; er schüt-

telte seine Schlüssel wie ein Mensch, der in Ermangelung guter Gründe einen Befehl entgegenhält.

„Warten Sie ein wenig auf mich," sagte Jeanne, „Sie sehen, daß ich mich schon ausgekleidet hatte, um ein wenig zu ruhen; ich bin in den letzten Tagen so sehr ermüdet."

„Ich werde warten, Madame, aber bedenken Sie, daß Herr Doillot Eile hat."

Jeanne schloß ihre Thüre, zog ein etwas frischeres Kleid an, nahm eine Mantille und ordnete rasch ihre Haare. Sie brauchte keine fünf Minuten zu diesen Vorbereitungen. Ihr Herz sagte ihr, Herr Doillot bringe den Befehl, auf der Stelle abzugehen, und das Mittel, Frankreich auf eine zugleich discrete und bequeme Weise zu durchreisen. Ja, die Königin hatte daran denken müssen, daß ihre Feindin so bald als möglich weggeführt würde. Die Königin, nachdem man den Spruch gefällt, mußte darnach trachten, diese Feindin so wenig als möglich zu reizen, denn ist der Panther gefesselt gefährlich, wie muß man ihn erst fürchten, wenn er frei ist? In diesen glücklichen Gedanken gewiegt, flog Jeanne mehr, als sie ging, hinter dem Schließer, der sie die kleine Treppe herabgehen ließ, auf der man sie schon in den Sitzungssaal geführt hatte. Doch statt bis zu diesem Saale zu gehen, statt sich links zu wenden, um in die Kanzlei einzutreten, wandte sich der Schließer nach einer kleinen Thüre rechts.

„Wohin gehen Sie denn?" fragte Jeanne, „die Kanzlei ist dort."

„Kommen Sie, kommen Sie, Madame," sagte mit honigsüßem Tone der Schließer, „hier erwartet Sie Herr Doillot."

Er trat zuerst ein und zog die Gefangene nach, welche geräuschvoll die äußeren Riegel dieser dicken Thüre hinter ihr schließen hörte.

Erstaunt, doch ohne noch etwas in der Finsterniß zu sehen, wagte es Jeanne nicht mehr, ihren Wächter zu fragen.

Sie machte ein paar Schritte und blieb dann stehen. Ein bläuliches Licht verlieh der Stube, in der sie sich befand, das Aussehen vom Innern eines Grabes.

Die Helle drang oben von einem alterthümlichen Gitterwerk durch Spinnengewebe und eine hundertfache Lage uralten Staubes ein, und nur einige bleiche Strahlen gaben den Wänden ein wenig von ihrem Widerschein.

Jeanne fühlte plötzlich die Kälte, sie fühlte die Feuchtigkeit des Kerkers; sie errieth etwas Entsetzliches in den flammenden Augen des Schließers.

Indessen sah sie noch nichts, als diesen Mann; er allein mit der Gefangenen nahm in diesem Augenblick das Innere dieser vier Wände ein, welche ganz mit Grün überzogen von dem Wasser, das sich überall ausschwitzten, ganz schimmelig vom Durchzug einer Luft, welche die Sonne nie erwärmt hatte.

„Mein Herr,“ sagte sie nun, den Eindruck des Schreckens beherrschend, der sie schauern machte, „was thun wir Beide hier? Wo ist Herr Doillot, den Sie mich sehen zu lassen mir versprochen haben?“

Der Schließer antwortete nicht; er wandte sich um, als wollte er nachschauen, ob die Thüre, durch die sie eingetreten waren, fest geschlossen sei.

Jeanne folgte dieser Bewegung voll Angst. Es kam ihr der Gedanke, sie habe es, wie in den schwärzlichen Romanen jener Zeit, mit einem von den Kerkermeistern zu thun, welche, in wilder Liebe für ihre eingekerkerten Frauen entbrannt, an dem Tage, wo ihnen ihre Beute durch die offene Thüre ihres Käfigs entgehen soll, sich zu Tyrannen der schönen Gefangenen machen und ihre Liebe im Austausch gegen die Freiheit antragen.

Jeanne war stark, sie fürchtete sich nicht vor den Ueberfällen, sie hatte nicht die Schamhaftigkeit der Seele. Ihre Einbildungskraft kämpfte mit Vortheil gegen die sophistischen Launen der Herren Crebillon Sohn und Louvet. Sie ging mit lächelndem Auge gerade auf den Schließer zu und sagte:

„Mein Freund, was verlangen Sie von mir? Haben Sie mir etwas zu sagen? Die Zeit einer Gefangenen, wenn sie der Freiheit nahe steht, ist eine kostbare Zeit. Sie scheinen, um mit mir zu sprechen, einen sehr unheimlichen Ort der Zusammenkunft gewählt zu haben?"

Der Schließer antwortete nicht, weil er nicht begriff. Er setzte sich an die Ecke des niedrigen Kamins und wartete.

„Ich frage Sie noch einmal: was machen wir?" sagte sie.

Sie befürchtete, es mit einem Narren zu thun zu haben.

„Wir warten auf Herrn Doillot."

Den Kopf schüttelnd entgegnete Jeanne:

„Sie werden mir zugestehen, daß Herr Doillot, wenn er mir Briefe von Versailles mitzutheilen hat, seine Zeit und sein Audienzzimmer schlecht wählt. Herr Doillot kann mich unmöglich hier warten lassen. Es ist etwas Anderes."

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als eine Thüre, die sie nicht bemerkt hatte, ihr gegenüber sich öffnete.

Es war eine von den runden Fallthüren, wahre Monumente von Holz und Eisen, welche, wenn sie sich in dem Hintergrund, den sie verbargen, öffnen, ein kabbalistisches Rund ausschneiden, in dessen Mittelpunkt Mensch oder Landschaft durch Zauberei lebendig zu sein scheinen.

Hinter dieser Thüre waren in der That Stufen, die sich in einen schlecht beleuchteten Corridor voll Wind und Kühle senkten, und jenseits dieses Corridors erschaute Jeanne, nur einen Augenblick so schnell wie der Blitz, indem sie sich auf die Zehen erhob, einen Raum ähnlich dem, welchen ein Platz mißt, und in diesem Raum einen Haufen von Männern und Weibern mit funkelnden Augen.

Doch wir wiederholen, es war dies für Jeanne mehr eine Vision, als ein Blick; sie hatte nicht einmal Zeit, sich Rechenschaft davon zu geben. Vor ihr, auf einem

Plan, der viel näher war, als der erwähnte Platz, erschienen drei Personen, die letzte Stufe heraufsteigend.

Hinter diesen Personen, ohne Zweifel von den unteren Stufen, erhoben sich vier Bajonette, weiß und scharf, unheimlichen Kerzen ähnlich, welche diese Scene hätten beleuchten wollen.

Doch die runde Thüre schloß sich wieder. Die drei Männer traten allein in den Kerker ein, in dem sich Jeanne befand.

Diese ging von einem Erstaunen zum andern, oder vielmehr von der Unruhe zum Schrecken über.

Den Schließer, den sie einen Augenblick zuvor fürchtete, suchte sie nun auf, um seinen Schutz gegen die Unbekannten zu haben.

Der Schließer lehnte sich an die Wand des Kerkers an und zeigte durch diese Bewegung, daß er passiver Zuschauer dessen, was geschehen sollte, bleiben wolle und müsse.

Jeanne wurde angeredet, ehe ihr der Gedanke, das Wort zu nehmen, gekommen war.

Einer von den drei Männern, der jüngste, fing an. Er war schwarz gekleidet, hatte seinen Hut auf dem Kopf und drehte in seiner Hand wie die Skytale der Alten geschlossene Papiere hin und her.

„Madame," sagte der Unbekannte, „Sie sind Jeanne von Saint-Remy von Valois, Gattin von Marie Antoine Nicolas Grafen von La Mothe?"

„Ja, mein Herr," erwiederte Jeanne.

„Sie sind geboren in Fontette am 22. Juli 1756?"

„Ja, mein Herr."

„Sie wohnen in Paris in der Rue Neuve-Saint-Gilles?"

„Ja, mein Herr ... Doch wozu richten Sie alle diese Fragen an mich?"

„Madame, es thut mir leid, daß Sie mich nicht erkennen; ich bin der Gerichtsschreiber des Hofes."

„Ich erkenne Sie."

„Dann kann ich meine Functionen in meiner Eigenschaft, die Sie anerkannt haben, vollziehen."

„Ich bitte, einen Augenblick ... Wollen Sie mir sagen, wozu Sie Ihre Functionen verpflichten?"

„Ihnen den Spruch vorzulesen, der gegen Sie in der Sitzung vom 31. Mai 1786 gefällt worden ist."

Jeanne bebte. Sie ließ einen Blick voll Bangigkeit und Mißtrauen umherlaufen. Nicht ohne Grund schreiben wir als zweites das Wort Mißtrauen, das als das minder starke erscheinen dürfte. Jeanne schauerte von einer unsäglichen Angst; sie entzündete, um aufzumerken, ein Paar in der Finsterniß furchtbarer Augen.

„Sie sind der Kanzleischreiber Breton," sagte sie; „doch wer sind diese beide Herren, Ihre Gehülfen?"

Der Gerichtsschreiber wollte antworten, als der Schließer, seinem Worte zuvorkommend, auf ihn zueilte und ihm die von einer Angst oder einem beredten Mitleid erfüllten Worte zuflüsterte:

„Sagen Sie es ihr nicht."

Jeanne hörte dies; sie schaute die zwei Männer aufmerksamer an, als sie es bis dahin gethan hatte. Sie wunderte sich, als sie den eisengrauen Rock und die eisernen Knöpfe des Einen, das behaarte Wamms und die Pelzmütze des Andern sah; die seltsame Schürze, welche die Brust des Letzteren bedeckte, erregte die Aufmerksamkeit von Jeanne; diese Schürze schien an verschiedenen Stellen verbrannt, an andern mit Blut und mit Oel befleckt.

Sie wich zurück. Es war, als böge sie sich, um einen kräftigen Ansatz zu nehmen.

Der Gerichtsschreiber näherte sich ihr und sprach:

„Knieen Sie nieder, Madame."

„Ich, niederknieen!" rief Jeanne; „niederknieen! ich! ... ich, eine Valois, niederknieen."

„So lautet der Befehl, Madame," sprach der Gerichtsschreiber sich verbeugend.

„Aber, mein Herr," entgegnete Jeanne mit einem

unseligen Lächeln, „was fällt Ihnen ein? ich muß Sie also das Gesetz lehren. Man kniet nur nieder, um öffentliche Abbitte zu thun?"

„Nun! Madame?"

„Nun! mein Herr, man thut nur Abbitte in Folge eines Spruchs, der zu einer entehrenden Strafe verurtheilt. Die Verbannung ist, so viel ich weiß, keine entehrende Strafe im französischen Gesetz?"

„Madame, ich habe Ihnen nicht gesagt, Sie seien zur Verbannung verurtheilt," sprach der Gerichtsschreiber mit einer tiefen Traurigkeit.

„Nun!" rief Jeanne ausbrechend, „wozu bin ich denn verurtheilt?"

„Das werden Sie erfahren, wenn Sie den Spruch anhören, und um ihn anzuhören, wollen Sie damit anfangen, daß Sie niederknieen."

„Nie, nie!"

„Madame, das ist der erste Artikel meiner Instructionen."

„Nie, nie, sage ich Ihnen."

„Madame, es ist geschrieben, wenn die Verurtheilte sich weigere, niederzuknieen . . ."

„Nun?"

„So werde sie die Gewalt dazu zwingen."

„Die Gewalt! gegen eine Frau!"

„Eine Frau darf eben so wenig als ein Mann der dem König und der Gerechtigkeit schuldigen Achtung ermangeln."

„Und der Königin! nicht wahr?" rief Jeanne wüthend, „denn ich erkenne wohl hierin die Hand eines feindseligen Weibes."

„Sie haben Unrecht, die Königin anzuklagen, Madame. Ihre Majestät hat keinen Antheil an der Abfassung der Sprüche des Parlamentshofes. Auf, Madame, ersparen Sie uns die Nothwendigkeit, Gewalt zu gebrauchen; auf die Kniee!"

„Nie! nie! nie!"

Der Gerichtsschreiber rollte sein Papier zusammen und zog aus seiner weiten Tasche ein sehr dickes, das er in der Voraussicht dessen, was geschah, in Reserve hielt.

Und er las den vom Generalanwalt an die öffentliche Gewalt erlassenen Befehl, die widerspänstige Angeklagte zum Niederknieen zu zwingen, um der Gerechtigkeit Genüge zu leisten.

Jeanne stemmte sich in eine Ecke des Gefängnisses an und forderte mit dem Blicke die öffentliche Gewalt heraus, von der sie glaubte, es seien die Bajonette, die sich auf der Treppe vor der Thüre erhoben hatten.

Doch der Gerichtsschreiber ließ diese Thüre nicht öffnen, er machte den erwähnten zwei Männern ein Zeichen, und diese näherten sich ruhig, wie jene untersetzten, unerschütterlichen Kriegsmaschinen, mit denen man eine Mauer bei Belagerungen angreift.

Ein Arm von jedem dieser Männer packte Jeanne unter der Schulter und zog sie mitten in den Saal, trotz ihres Geschreis, trotz ihres Brüllens.

Der Gerichtsschreiber setzte sich unempfindlich und wartete.

Jeanne sah nicht, daß sie, um sich so schleppen zu lassen, hatte zu drei Vierteln niederknieen müssen. Ein Wort des Gerichtsschreibers machte sie darauf aufmerksam.

„Es ist gut so,“ sagte er.

Sogleich spannte sich die Feder ab, Jeanne sprang zwei Fuß vom Boden in den Armen der Männer, die sie hielten.

„Es ist ganz unnütz, daß Sie so schreien,“ sagte der Gerichtsschreiber, „denn man hört Sie außen nicht, und dann werden Sie die Lesung des Spruches nicht hören, die ich Ihnen machen muß.“

„Erlauben Sie, daß ich stehend höre, und ich werde stillschweigend zuhorchen,“ rief Jeanne keuchend.

„Sobald die Schuldige zum Staupbesen verurtheilt wird,“ sprach der Gerichtsschreiber, „ist die Strafe entehrend und zieht die Kniebeugung nach sich.“

„Zum Staupbesen!“ brüllte Jeanne. „Zum Staupbesen! Ah! Elender! Zum Staupbesen, sagen Sie?“ ..

Und diese Schreie wurden so gewaltig, daß sie den Schließer, den Gerichtsschreiber und die zwei Gehülfen betäubten, und daß diese Leute den Kopf verlierend, wie Trunkene, die Materie durch die Materie bändigen zu wollen anfingen.

Da warfen sie sich auf Jeanne und suchten sie niederzuziehen, doch sie widerstand siegreich. Sie wollten sie die Kniee biegen machen, aber sie stemmte ihre Muskeln an wie stählerne Klingen.

Sie blieb in der Luft in den Händen dieser Männer schweben und bewegte ihre Hände und ihre Füße so, daß sie ihnen grausame Wunden beibrachte.

Sie theilten sich in die Arbeit; einer von ihnen hielt ihr die Füße wie in einem Schraubstock; die zwei Anderen hoben sie an den Faustgelenken auf und riefen dem Gerichsschreiber zu:

„Lesen Sie, lesen Sie immerhin ihren Spruch, Herr Gerichtsschreiber, sonst werden wir mit dieser Wüthenden nie zu Ende kommen!“

„Nie werde ich einen Spruch lesen lassen, der mich zur Ehrlosigkeit verurtheilt,“ rief Jeanne, sich mit einer übermenschlichen Stärke sträubend. Und sie verband die That mit der Drohung und übertäubte die Stimme des Gerichtsschreibers durch ein Gebrüll und durch Schreie von einer solchen Schärfe, daß sie nicht ein Wort von dem, was er vorlas, hörte.

Nach beendigter Lesung legte er seine Papiere wieder zusammen und steckte sie in seine Tasche.

Als Jeanne glaubte, er habe geendigt, schwieg sie und suchte wieder Kräfte zu sammeln, um diesen Männern abermals zu trotzen. Sie ließ auf das Gebrülle ein Gelächter folgen, was noch wilder war.

„Und,“ sprach der Gerichtsschreiber gelassen mit der herkömmlichen Formel schließend, „und es wird der Spruch auf dem Platze der Executionen im Justizhofe des Palastes vollzogen werden!“

„Oeffentlich!“ brüllte die Unglückliche . . . „Oh!“

„Meister von Paris, ich überantworte Euch dieses Weib,“ vollendete der Gerichtsschreiber, indem er sich an den Mann mit der ledernen Schürze wandte.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte Jeanne in einem letzten Paroxismus der Angst und der Wuth.

Der Henker,“ antwortete mit einer Verbeugung der Gerichtsschreiber, während er seine Manchetten zurecht richtete.

Kaum hatte der Gerichtsschreiber dieses Wort gesprochen, als sich die zwei Henker der Gräfin bemächtigten und sie aufhoben, um sie nach der Gallerie zu tragen, welche sie bemerkt hatte. Wir müssen darauf verzichten, zu schildern, wie sie sich zur Wehr setzte. Diese Frau, welche im gewöhnlichen Leben über eine Schramme in Ohnmacht fiel, ertrug beinahe gegen eine Stunde die Mißhandlungen und Schläge der beiden Henker; sie wurde bis zur äußeren Thüre geschleppt, ohne daß sie einen Augenblick das gräßlichste Geschrei von sich zu geben aufgehört hatte.

Jenseits dieser Pforte, wo die versammelten Soldaten die Menge im Zaum hielten, erschien plötzlich der kleine Hof, genannt der Justizhof, mit den zwei bis dreitausend Zuschauern, welche die Neugierde seit den Vorbereitungen und der Errichtung des Schaffots herbeigelockt hatte.

Auf einer ungefähr acht Fuß hohen Estrade erhob sich ein schwarzer Pfahl mit eisernen Ringen versehen und überragt von einer Schrift, welche der Gerichtsschreiber, ohne Zweifel auf Befehl, unleserlich zu machen bemüht gewesen war.

Diese Estrade hatte kein Geländer, man stieg auf einer Leiter ebenfalls ohne Geländer zu ihr hinauf. Die einzige Einfassung, die man hier bemerkte, waren die Bajonette der Schützen. Sie schlossen den Zugang wie ein Gitter mit glänzenden Spitzen.

Als die Menge sah, daß die Thüren des Palastes sich öffneten, und daß die Commissäre mit ihren Stäb-

chen kamen, daß der Gerichtsschreiber, mit seinen Papieren in der Hand herbeischritt, fing sie ihre wellenförmige Bewegung an, welche sie dem Meere ähnlich macht.

Von allen Seiten erschollen die Rufe: „Hier kommt sie! hier kommt sie!“ mit wenig ehrenvollen Beiwörtern für die Verurtheilte, und da und dort mit wenig freundlichen Bemerkungen für die Richter.

Denn Jeanne hatte Recht, sie hatte sich seit ihrer Verurtheilung eine Partei gemacht. Leute, die sie zwei Monate vorher verachteten, hatten sie wieder in Ehren eingesetzt, seitdem sie sich als Gegnerin der Königin aufgeworfen.

Herr von Crosne hatte Alles vorhergesehen. Die ersten Reihen dieses Schauspielsaales waren von einem Parterre besetzt, das denjenigen ergeben, welche die Kosten des Schauspiels bezahlten. Man bemerkte hier, bei breitschultrigen Agenten, die für den Cardinal von Rohan eifrigsten Weiber. Man hatte Mittel gefunden, für die Königin die gegen die Königin erweckten Leidenschaften des Zorns zu benützen. Diejenigen sogar, welche Herrn von Rohan aus Antipathie gegen Marie Antoinette so stark Beifall zugeklatscht hatten, zischten oder pfiffen Frau von La Mothe aus, welche so unklug gewesen war, ihre Sache von der des Cardinals abzusondern.

Folge hievon war, daß bei ihrer Erscheinung auf dem kleinen Platze die wüthenden Schreie: „Nieder La Mothe! Ho! die Fälscherin,“ die Mehrzahl bildeten und den kräftigsten Lippen entströmten.

Es geschah auch, daß diejenigen, welche ihr Mitleid für Jeanne oder ihre Entrüstung gegen den Spruch, der sie traf, auszudrücken versuchten, für Feinde des Cardinals von den Damen der Halle, für Feinde der Königin von den Agenten gehalten und in dieser doppelten Eigenschaft von den beiden Geschlechtern mißhandelt wurden, welche bei Behauptung der Erniedrigung von Frau von La Mothe interessirt waren. Jeanne war

mit ihren Kräften zu Ende, aber noch nicht mit ihrer Wuth; sie hörte auf zu schreien, weil sich ihre Schreie in der Gesammtheit der Geräusche und des Kampfes verloren. Doch mit ihrer scharfen, vibrirenden, metallischen Stimme, schleuderte sie ein paar Worte unter die Menge, welche wie durch einen Zauber alles Gemurmel fallen machten.

„Wißt Ihr, wer ich bin!“ sagte sie, „wißt Ihr, daß ich vom Blute Eurer Könige bin. Wißt Ihr, daß man in mir nicht eine Schuldige, sondern eine Nebenbuhlerin schlägt. Nicht nur eine Nebenbuhlerin, sondern eine Genossin!“

Hier wurde sie zu rechter Zeit durch das Geschrei der verständigsten Agenten von Herrn von Crosne unterbrochen.

Aber sie hatte, wenn nicht die Theilnahme, doch wenigstens die Neugierde erregt, und die Neugierde des Volks ist ein Durst, der gestillt werden will.

„Ja,“ wiederholte sie, „eine Genossin! Man bestraft in mir diejenige, welche sie genau wußte, die Geheimnisse von . . .“

„Nehmen Sie sich in Acht,“ sagte ihr der Gerichtsschreiber in's Ohr.

Sie wandte sich um, der Henker hielt eine Peitsche in der Hand.

Bei diesem Anblick vergaß Jeanne ihre Rede, ihren Haß, ihren Wunsch, die Menge für sich zu gewinnen; sie sah nur noch die Schande, sie fürchtete nur noch den Schmerz.

„Gnade! Gnade!“ rief sie mit einer herzzerreißenden Stimme.

Ein ungeheures Gezische übertönte ihr Flehen. Jeanne klammerte sich, vom Schwindel ergriffen, an die Kniee des Henkers an, und es gelang ihr, seine Hand zu fassen. Doch er hob den andern Arm auf und ließ die Peitsche weich auf die Schultern der Gräfin fallen.

Da ereignete sich etwas Unerhörtes, diese Frau, welche der körperliche Schmerz vielleicht niedergeworfen, geschmeidig gemacht, gezähmt hätte, erhob sich, als sie sah, daß man sie schonte; sie stürzte sich auf den Andern, auf den Gehülfen, und suchte ihn auf den Boden zu schleudern, um sich vom Schaffot herab auf den Platz zu werfen. Plötzlich wich sie zurück.

Dieser Mann hielt in der Hand ein geröthetes Eisen, das er so eben aus glühenden Kohlen gezogen hatte. Er hob dieses Eisen auf, und die verzehrende Hitze, die es ausströmte, machte Jeanne unter einem wilden Gebrülle zurückspringen.

„Gebrandmarkt!" rief sie, „gebrandmarkt!"

Alles Volk antwortete auf ihren Schrei durch einen nicht minder furchtbaren Schrei.

„Ja! ja!" brüllten dreitausend Stimmen.

„Zu Hülfe!" stöhnte Jeanne ganz verwirrt, indem sie die Stricke, mit welchen man ihre Hände gebunden hatte, zu zerreißen suchte.

Zu gleicher Zeit schlitzte der Henker, der es nicht öffnen konnte, das Kleid der Gräfin auf, und während er mit einer zitternden Hand den zerfetzten Stoff auf die Seite schob, suchte er das glühende Eisen zu nehmen, das ihm sein Gehülfe darbot.

Doch Jeanne stürzte sich auf diesen Mann, und machte ihn beständig zurückweichen, denn er wagte es nicht, sie zu berühren, so daß der Henker, daran verzweifelnd, daß er das unselige Werkzeug nehmen könnte, zu horchen anfing, ob sich in den Reihen der Menge eine Verfluchung gegen ihn erhöbe. Die Eitelkeit hatte sich seiner bemächtigt.

Die Menge fing an die kräftige Vertheidigung dieser Frau zu bewundern und bebte von einer dumpfen Ungeduld; der Gerichtsschreiber war die Leiter hinabgestiegen; die Soldaten betrachteten dieses Schauspiel: es herrschte eine Unordnung, eine Verwirrung, die einen bedrohlichen Anblick bot.

„Macht ein Ende!" rief eine Stimme, welche aus der ersten Reihe der Menge hervorkam.

Eine gebieterische Stimme, die der Henker ohne Zweifel erkannte, denn mit einem kräftigen Ansatz warf er Jeanne zurück, drückte sie nieder, und bog mit seiner linken Hand ihren Kopf auf die Seite.

Sie erhob sich glühender als das Eisen, mit dem sie bedroht war, und rief mit einer Stimme, welche den ganzen Tumult des Platzes, alle Verwünschungen der ungeschickten Henker beherrschte:

„Feige Franzosen, Ihr vertheidigt mich nicht, Ihr laßt mich martern!"

„Schweigen Sie!" rief der Gerichtsschreiber.

„Schweigen Sie!" rief der erste Commissär.

„Ich, schweigen!... Ah! ja wohl!" schrie Jeanne, „was wird man mir thun? . . . Ja, wenn ich diese Schmach erdulde, ist es meine Schuld . . ."

„Ah! ah! ah!" rief die Menge, die sich im Sinn dieses Bekenntnisses täuschte.

„Schweigen Sie!" wiederholte der Gerichtsschreiber.

„Ja, meine Schuld," fuhr Jeanne sich krümmend fort, „denn wenn ich hätte sprechen wollen . . ."

„Schweigen Sie!" schrieen Gerichtsschreiber, Commissäre und Henker.

„Wenn ich Alles hätte sagen wollen, was ich über die Königin weiß . . . nun, ich wäre gehenkt, ich wäre nicht entehrt."

Sie konnte nicht mehr sprechen, denn der Commissär sprang auf das Schaffot, gefolgt von Agenten, welche die Elende knebelten und sie ganz zuckend, ganz gequetscht, das Gesicht angeschwollen, bleifarbig, blutend, den zwei Henkern übergaben, von denen der eine sein Opfer abermals niederbog; zu gleicher Zeit ergriff er das Eisen, das ihm sein Gehülfe zu reichen vermochte. Doch Jeanne benützte wie eine Natter die Unzulänglichkeit dieser Hand, die ihr Genick preßte; sie sprang zum letzten Mal auf, wandte sich mit einer wüthenden Freude

um, und bot ihre Brust dem Henker, indem sie ihn mit einem herausfordernden Auge anschaute, so daß das unselige Werkzeug, das sich auf ihre Schulter senkte, sie am rechten Busen traf und seine rauchende, verzehrende Furche in das lebendige Fleisch eindrückte, was dem Opfer, trotz des Knebels, ein Gebrülle entriß, dem keine Intonation gleichkommt, welche die menschliche Stimme hervorzubringen im Stande ist.

Jeanne sank unter ihrer Schmach zusammen. Sie war besiegt. Ihre Lippen ließen keinen Ton mehr entschlüpfen, ihre Glieder hatten kein Beben mehr; diesmal war sie wirklich ohnmächtig.

Der Henker trug sie, gleichsam auf seiner Schulter entzwei gebogen, fort und stieg mit ihr mit unsicherem Tritt die Leiter der Schande hinab.

Auch stumm, mochte es nun billigen, mochte es bestürzt sein, verlief sich das Volk durch die vier Ausgänge des Platzes erst, nachdem es hinter Jeanne die Thüren der Conciergerie hatte schließen, nachdem es das Schaffot langsam, Stück für Stück, hatte zerstören sehen, nachdem es sich versichert hatte, es gebe keinen Epilog bei dem furchtbaren Drama, dessen Vorstellung das Parlament ihm geboten.

Die Agenten überwachten Alles bis auf die letzten Eindrücke der Anwesenden; ihre ersten Einschärfungen wurden so klar ausgesprochen, daß es Tollheit gewesen wäre, irgend eine Einwendung ihrer mit Knütteln und Handschellen bewaffneten Logik entgegenzusetzen.

Die Einwendung, wenn eine vorkam, war gelassen und ganz innerlich. Allmälig nahm der Platz seine gewöhnliche Ruhe wieder an. Nur hatten am Ende der Brücke, als sich der ganze Haufe zerstreut, zwei Männer, zwei junge und bedächtliche Männer, welche sich ebenfalls entfernten, folgendes Gespräch mit einander:

„Ist es wirklich Frau von La Mothe, die der Henker gebrandmarkt hat? Glauben Sie es, Maximilian?"

„Man sagt es, doch ich glaube es nicht," erwiederte der Größere von den zwei Sprechenden.

„Nicht wahr, Sie sind der Meinung, daß sie es nicht ist?" sagte der Andere, ein kleiner Mann mit niedriger Miene, mit einem Auge rund und leuchtend wie das der Nachtvögel, mit kurzem, schmierigem Haar, „nicht wahr, es ist nicht Frau von La Mothe, die man gebrandmarkt hat? Die Stützen dieser Tyrannen haben ihre Mitschuldige verschont. Sie haben, um Marie Antoinette von der Anklage zu entlasten, eine Mlle. Oliva gefunden, die sich als prostituirt bekannte; sie werden auch eine falsche Frau von La Mothe haben finden können, die sich als Betrügerin bekannte. Sie werden mir sagen, es sei da die Brandmarkung . . . Bah! Komödie bezahlt dem Henker, Komödie bezahlt dem Opfer! das ist nur theurer!"

Der Begleiter dieses Mannes horchte den Kopf wiegend. Er lächelte, ohne zu antworten.

„Warum antworten Sie nicht?" fragte der häßliche kleine Mann; „billigen Sie meine Ansicht nicht?"

„Es heißt viel thun, es anzunehmen, daß man am Busen gebrandmarkt wird." erwiederte er; „die Komödie, von der Sie sprechen, scheint mir nicht erwiesen. Sie sind mehr Arzt, als ich, und Sie hätten das verbrannte Fleisch riechen müssen. Ich gestehe, ein unangenehmes Andenken."

„Eine Geldsache, habe ich Ihnen gesagt: man bezahlt eine Verurtheilte, welche wegen irgend einer andern Sache gebrandmarkt würde, man bezahlt sie dafür, daß sie drei bis vier pomphafte Phrasen sagt, dann knebelt man sie, wenn sie im Begriff ist, zu verzichten . . ."

„La, la, la," rief phlegmatisch Derjenige, welchen man Maximilian genannt hatte, „ich werde Ihnen nicht nach diesem Boden folgen, er ist nicht solid."

„Hm!" sprach der Andere, „dann werden Sie es machen, wie die übrigen Maulaffen, Sie werden am



Ende sagen, Sie haben Frau von La Mothe brandmarken sehen. Das sind so Ihre Launen. Vorhin drückten Sie sich nicht so aus, denn Sie sagten positiv: „„Ich glaube nicht, daß es Frau von La Mothe ist, die man gebrandmarkt hat.““

„Nein, ich glaube es noch nicht,“ erwiederte lächelnd der junge Mann, „doch es ist auch keine von jenen Verurtheilten, die Sie nennen.“

„Wer ist es denn, sprechen Sie, wer ist die Person, die man hier auf dem Platze statt der Frau von La Mothe gebrandmarkt hat?“

„Es ist die Königin!“ sagte der junge Mann, mit scharfem Tone zu seinem unheimlichen Gefährten, und er punktirte diese Worte mit seinem unerklärbaren Lächeln.

Der Andere wich laut lachend und diesem Scherze Beifall klatschend zurück, dann schaute er umher und rief:

„Adieu, Robespierre.“

„Adieu, Marat,“ erwiederte der Andere.

Und sie trennten sich.

XCVI.

Die Hochzeit.

Am Tage dieser Execution, gegen Mittag, kam der König aus seinem Cabinet in Versailles heraus, und man sah ihn Herrn von Provence mit den hart ausgesprochenen Worten entlassen:

„Mein Herr, ich wohne heute einer Hochzeitmesse bei. Sprechen Sie mir nicht von Ehe und schlechter Ehe; das wäre ein schlimmes Vorzeichen für die Verlobten, die ich liebe und beschützen werde.“

Der Graf von Provence faltete lächelnd die Stirne,

verbeugte sich tief vor seinem Bruder und kehrte in seine Gemächer zurück.

Seinen Weg mitten unter den in den Gallerien zerstreuten Höflingen verfolgend, lächelte der König dem Einen zu und schaute den Andern stolz an, je nachdem er sie günstig, oder als Widersacher in der Angelegenheit, in der das Parlament das Urtheil gefällt, gesehen hatte.

Er kam bis in den viereckigen Salon, in welchem die Königin ganz geschmückt im Kreise ihrer Ehrendamen und ihrer Edelleute verweilte.

Bleich unter ihrer Schminke, hörte Marie Antoinette mit einer geheuchelten Aufmerksamkeit auf die freundlichen Fragen, welche Frau von Lamballe und Frau von Calonne über ihre Gesundheit an sie richteten.

Doch oft schaute sie verstohlen nach der Thüre, suchend wie Eine, die vor Verlangen, zu sehen, brennt, und sich abwendend, wie Eine, die gesehen zu haben zittert.

„Der König!“ rief einer von den Huissiers. Und in einer Woge von Spitzen und Stickereien und von Licht, sah sie Ludwig XVI. eintreten, dessen erster Blick von der Schwelle des Salon aus auf sie gerichtet war.

Die Königin stand auf und machte drei Schritte gegen den König, der ihr liebreich die Hand küßte.

„Sie sind heute schön, Madame, wunderschön,“ sagte er.

Sie lächelte traurig und suchte noch einmal mit irrem Auge unter der Menge den unbekannten Punkt, von dem wir gesagt, sie suche ihn.

„Unsere jungen Verlobten sind nicht da?“ fragte der König. „Mir scheint, die Mittagsstunde wird sogleich schlagen.“

„Sire,“ erwiederte die Königin mit einer so heftigen Anstrengung, daß ihre Schminke aufsprang und stellenweise abfiel, „Herr von Charny ist allein angekommen; er wartet in der Gallerie, daß ihm Eure Majestät einzutreten befehle.“

Charny," rief der König, ohne das ausdrucksvolle Stillschweigen zu bemerken, das auf die Worte der Königin gefolgt war, „Charny ist da? er komme! er komme!"

Einige Edelleute machten sich von der Gruppe los, um Herrn von Charny entgegenzugehen.

Die Königin drückte ihre Finger nervig an ihr Herz und setzte sich wieder, der Thüre den Rücken zuwendend.

„Es ist wahrhaftig Mittag," wiederholte der König, „die Braut müßte da sein."

Als der König dies sagte, erschien Charny am Eingang des Salon; er hörte die letzten Worte des Königs und erwiederte sogleich:

„Eure Majestät wolle die unwillkührliche Zögerung von Fräulein von Taverney entschuldigen; seit dem Tode ihres Vaters hat sie das Bett nicht verlassen. Heute steht sie zum ersten Mal auf, und sie hätte schon den Befehlen des Königs entsprochen, wäre sie nicht von einer Ohnmacht befallen worden."

„Die Theure liebte ihren Vater so sehr," sprach laut der König; „doch da sie einen guten Gatten findet, so dürfen wir hoffen, daß sie sich trösten wird."

Die Königin horchte, oder hörte vielmehr, ohne eine Bewegung zu machen. Jeder, der ihr mit den Augen gefolgt wäre, so lange Charny sprach, hätte ihr Blut, wie ein Niveau, das sinkt, sich von ihrer Stirne in ihr Herz zurückziehen sehen.

Als der König wahrnahm, wie der herbeiströmende Adel und die Geistlichkeit den Salon füllten, erhob er plötzlich das Haupt und sprach:

„Herr von Breteuil, haben Sie den Verbannungsbefehl für Cagliostro ausgefertigt?"

„Ja, Sire," erwiederte demüthig der Minister.

Der Athem eines schlafenden Vogels hätte die Stille der Versammlung gestört.

„Und diese La Mothe, welche sich von Valois

nennt," fuhr der König mit starker Stimme fort, „hat man sie gebrandmarkt?"

„In diesem Augenblick muß es geschehen sein," erwiederte der Siegelbewahrer.

Das Auge der Königin funkelte. Ein billigendes Gemurmel durchkreiste den Saal.

„Es wird den Herrn Cardinal ärgern, wenn er erfährt, daß man seine Genossin gebrandmarkt hat," sprach Ludwig XVI. mit einer zähen Strenge, die man vor dieser Angelegenheit nie an ihm wahrgenommen hatte.

Und nach diesem Worte seine Genossin, an einen Angeklagten gerichtet, den das Parlament freigesprochen, nach diesem Worte, welches das Idol der Pariser brandmarkte, nach diesem Worte, das als Dieb und Fälscher einen der ersten Kirchenfürsten, einen der ersten französischen Prinzen verdammte, ließ der König, als hätte er eine feierliche Ausforderung der Geistlichkeit, dem Adel, den Parlamenten, dem Volke zugesandt, um die Ehre seiner Frau zu behaupten, ein Auge flammend von jenem Zorn und jener Majestät umherlaufen, wie es Niemand in Frankreich gefühlt, seitdem sich die Augen von Ludwig XIV. zum ewigen Schlafe geschlossen

Nicht ein Gemurmel, nicht ein Wort der Beipflichtung wurde dieser Rache zu Theil, die der König an Allen nahm, welche zur Entehrung der Monarchie conspirirt hatten. Dann näherte er sich der Königin, und diese reichte ihm ihre beiden Hände mit dem Erguß einer tiefen Dankbarkeit.

In demselben Augenblick erschienen am Ende der Gallerie Fräulein von Taverney, weiß von Gewändern wie eine Braut, weiß von Angesicht wie ein Gespenst, und Philipp von Taverney, der ihr seine Hand gab.

Andrée kam mit raschen Schritten, die Blicke unruhig, den Busen keuchend, herbei; sie sah nicht, sie hörte nicht; die Hand ihres Bruders verlieh ihr die Stärke, den Muth und gab ihr die Richtung.

Die Menge der Höflinge lächelte, als die Braut vorüberkam. Alle Frauen nahmen Platz hinter der Königin, alle Männer stellten sich hinter den König.

Der Bailli von Suffren, der Olivier von Charny an der Hand hielt, kam Andrée und ihrem Bruder entgegen, begrüßte sie und vermischte sich dann mit der Gruppe der Freunde und Verwandten.

Philipp schritt weiter, ohne daß sein Auge dem von Olivier begegnet war, ohne daß der Druck seiner Finger Andrée benachrichtigt hatte, daß sie ihren Kopf erheben müsse.

Als er vor den König gelangt war, drückte er seiner Schwester die Hand, und diese öffnete, wie eine galvanisirte Todte, ihre großen Augen und sah Ludwig XVI., der ihr voll Güte zulächelte.

Sie verbeugte sich unter dem allgemeinen Gemurmel der Anwesenden, welche so ihrer Schönheit Beifall spendeten.

„Mein Fräulein," sprach der König, indem er sie bei der Hand nahm, „Sie mußten das Ende Ihrer Trauer abwarten, um Herrn von Charny zu heirathen; hätte ich Sie nicht ersucht, die Heirath zu beschleunigen, so würde Ihnen Ihr zukünftiger Gatte, trotz seiner Ungeduld, vielleicht noch einen Monat Aufschub gestattet haben; doch Sie leiden, wie ich höre, und das ist mir sehr leid; aber ich muß mir das Glück guter Edelleute sichern, die mir dienen wie Herr von Charny; hätten Sie ihn nicht heute geheirathet, so wohnte ich Ihrer Hochzeit nicht bei, da ich morgen mit der Königin eine Reise durch Frankreich antrete. So aber werde ich das Vergnügen haben, Ihren Heirathsvertrag heute zu unterzeichnen und Sie in meiner Kapelle getraut zu sehen. Begrüßen Sie die Königin, mein Fräulein, und danken Sie ihr, denn Ihre Majestät ist sehr gut gegen Sie.

Zu gleicher Zeit führte er selbst Andrée zu Marie Antoinette.

Diese hatte sich, die Kniee zitternd, die Hände eiskalt, erhoben. Sie wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen, und sah nur etwas Weißes, was sich ihr näherte und sich vor ihr verneigte.

Das war das Hochzeitkleid von Andrée.

Der König gab sogleich die Hand der Braut Philipp zurück, reichte die seinige Marie Antoinette und sprach mit lauter Stimme:

„In die Kapelle, meine Herren."

Diese ganze Menge ging stillschweigend hinter Ihren Majestäten, um ihre Plätze zu nehmen.

Die Messe begann alsbald. Die Königin hörte sie, auf ihr Betpult gebeugt, den Kopf in ihren Händen begraben, an. Sie betete mit ihrer ganzen Seele, mit allen ihren Kräften; sie sandte zum Himmel so glühende Gelübde empor, daß der Hauch ihrer Lippen die Spuren ihrer Thränen verzehrte.

Bleich und schön, die Last aller Blicke auf sich fühlend, war Herr von Charny ruhig und muthig, wie er es an seinem Bord gewesen, inmitten der Flammenwirbel und Orkane der englischen Geschütze.

Das Auge auf seine Schwester geheftet, die er beben und wanken sah, schien Philipp bereit, dieser den Beistand eines Wortes, einer Geberde des Trostes oder der Freundschaft zu leisten.

Doch Andrée verleugnete sich nicht, sie blieb, den Kopf erhoben, jede Minute an ihrem Fläschchen mit Salzen riechend, sterbend und schwankend wie die Flamme einer Wachskerze, aber aufrecht und beharrlich lebend durch die Stärke ihres Willens.

Diese richtete keine Gebete an den Himmel, diese that keine Gelübde für die Zukunft, sie hatte nichts zu hoffen, nichts zu fürchten; sie war nichts für die Menschen, nichts für Gott.

Als der Priester sprach, als die Glocke ertönte, als um sie her das göttliche Mysterium in Erfüllung ging, da sagte sie zu sich selbst:

„Bin ich auch eine Christin? Bin ich ein Wesen wie die anderen, ein Geschöpf den anderen ähnlich? Hast Du mich für das Mitleid gemacht, Du, den man den erhabenen, unumschränkten Gott, den Gebieter aller Dinge nennt? Du, den man vorzugsweise gerecht nennt, und der Du mich immer bestraft hast, ohne daß ich je gesündigt. Du, den man den Gott des Friedens und der Liebe nennt, und dem ich es verdanke, daß ich in der Bangigkeit, im Zorn, in der blutigen Rache lebe; Du, dem ich es verdanke, daß ich zum tödtlichsten Feind den einzigen Mann habe, den ich geliebt hätte!

Nein," fuhr sie fort, „nein, die Dinge dieser Welt und die Gesetze Gottes gehen mich nichts an. Ohne Zweifel bin ich, ehe ich geboren, verflucht gewesen und bei meiner Geburt außer das Gesetz gestellt worden."

Dann zu ihrer schmerzlichen Vergangenheit zurückkehrend murmelte sie:

„Seltsam! seltsam! Es ist hier in meiner Nähe ein Mann, dessen Name, wenn er nur ausgesprochen wurde, mich vor Glück sterben machte. Hätte mich dieser Mann um meiner selbst willen verlangt, ich wäre genöthigt gewesen, mich zu seinen Füßen zu wälzen und ihn wegen meines Fehlers von Einst, wegen Deines Fehlers, mein Gott, um Verzeihung zu bitten! Und der Mann, den ich anbetete, würde mich vielleicht zurückgestoßen haben. Heute heirathet mich dieser Mann, und er wird mich auf beiden Knieen um Verzeihung bitten. Seltsam! oh! ja, sehr seltsam!"

In diesem Augenblick traf die Stimme des Priesters an ihr Ohr. Sie sprach:

„Jacques Olivier von Charny, nehmen Sie Marie Andrée von Taverney zur Gattin?"

„Ja," antwortete mit fester Stimme Olivier.

„Und Sie, Marie Andrée von Taverney, nehmen Sie Jacques Olivier von Charny zum Gatten?"

„Ja," antwortete Andrée mit einer beinahe wilden

Betonung, welche die Königin schauern und mehr als eine Frau in der Versammlung beben machte.

Dann steckte Charny den goldenen Ring an den Finger seiner Frau, und dieser Ring glitt daran zurück, ohne daß Andrée die Hand, die ihr denselben bot, gefühlt hatte.

Bald stand der König auf. Die Messe war beendigt. Alle Höflinge begrüßten in der Gallerie das neue Ehepaar.

Herr von Suffren nahm, als er zurückkehrte, die Hand seiner Nichte, er versprach ihr im Namen von Olivier alles Glück, das sie verdiente.

Andrée dankte dem Bailli, ohne sich einen Augenblick zu entrunzeln, und bat nur ihren Oheim, sie rasch zum König zu führen, um ihm danken zu können, denn sie fühlte sich schwach.

Zu gleicher Zeit überströmte eine furchtbare Bläſſe ihr Gesicht.

Der Bailli durchschritt den großen Salon und führte Andrée zum König. Dieser küßte sie auf die Stirne und sprach:

„Frau Gräfin, gehen Sie zur Königin; Ihre Majestät will Ihnen ihr Hochzeitgeschenk geben.“

Nach diesen Worten, die er für äußerst liebreich hielt, zog sich der König, gefolgt vom ganzen Hofe, zurück und ließ die Neuvermählte verwirrt, in Verzweiflung, am Arm von Philipp.

„Oh!“ murmelte sie, „das ist zu viel, das ist zu viel, Philipp! Mir schien doch, ich habe genug erduldet.“

„Muth,“ sagte Philipp leise, „noch diese Prüfung, meine Schwester.“

„Nein, nein!“ erwiederte Andrée, „ich vermöchte es nicht. Die Kräfte eines Weibes sind begränzt; vielleicht werde ich thun, was man von mir verlangt; doch bedenke, Philipp, wenn sie mit mir spricht, wenn sie mich beglückwünscht, so werde ich sterben.“

„Du wirst sterben, wenn es sein muß, meine theure

Schwester," sagte der junge Mann, „und dann wirst Du glücklicher sein als ich, denn wie gern wäre ich todt."

Er sprach diese Worte mit einem so düstern und so schmerzlichen Ausdruck, daß Andrée, als würde sie von einem Stachel zerrissen, vorwärts stürzte und zur Königin drang.

Olivier sah sie vorübergehen; er trat an die Wand zurück, um nicht ihr Kleid zu streifen.

Er blieb allein im Salon mit Philipp, neigte das Haupt, wie sein Schwager, und erwartete den Ausgang der Unterredung, welche die Königin mit Andrée haben sollte.

Diese fand Marie Antoinette in ihrem großen Cabinet. Trotz der Jahreszeit, im Monat Juni, hatte sich die Königin Feuer anzünden lassen; sie saß in ihrem Lehnstuhl, den Kopf zurückgeworfen, die Augen geschlossen, die Hände gefaltet wie eine Todte.

Sie bebte vor Kälte.

Frau von Misery, welche Andrée eingeführt hatte, zog die Thürvorhänge zu, schloß die Thüre und verließ das Gemach.

Zitternd vor Aufregung und Zorn, zitternd auch vor Schwäche, wartete Andrée mit niedergeschlagenen Augen, daß ein Wort zu ihrem Herzen käme, sie wartete auf die Stimme der Königin, wie der Verurtheilte auf das Beil wartet, das sein Leben durchschneiden soll.

Hätte Marie Antoinette den Mund in diesem Augenblick geöffnet, Andrée würde, gelähmt wie sie war, unterlegen sein, bevor sie begriffen oder geantwortet.

Eine Minute, ein Jahrhundert dieses gräßlichen Leidens verging, ehe die Königin eine Bewegung gemacht hatte.

Endlich stand sie auf, indem sie ihre Hände auf die Arme ihres Lehnstuhles stützte, und nahm von ihrem Tisch ein Papier, das ihre wankenden Finger mehrere Male entschlüpfen ließen.

Dann schritt sie wie ein Schatten, ohne daß man ein anderes Geräusch, als das Streifen ihres Kleides auf dem Teppich hörte, die Arme gegen Andrée ausgestreckt, auf diese zu und überreichte ihr das Papier, ohne ein Wort zu sprechen.

Zwischen diesen beiden Herzen war das Wort überflüssig: die Königin hatte nicht nöthig, das Verständniß von Andrée hervorzurufen; Andrée konnte nicht einen Augenblick an der Seelengröße von Marie Antoinette zweifeln.

Jede Andere hätte vermuthet, die Königin werde ihr ein reiches Leibgedinge, die Urkunde einer Güterschenkung, oder das Patent einer Stelle bei Hofe bieten.

Andrée errieth, daß das Papier etwas Anderes enthielt. Sie nahm es und las, ohne sich von der Stelle zu rühren, auf der sie stand.

„Andree," hatte die Königin geschrieben, „Sie haben mich gerettet. Meine Ehre kommt mir von Ihnen zu, mein Leben gehört Ihnen. Im Namen dieser Ehre, die Sie so viel kostet, schwöre ich Ihnen, daß Sie mich Ihre Schwester nennen können. Versuchen Sie es, Sie werden mich nicht erröthen sehen.

„Ich lege diese Schrift in Ihre Hände; es ist das Pfand meiner Dankbarkeit; es ist die Mitgift, die ich Ihnen schenke.

„Ihr Herz ist das edelste von allen Herzen; es wird mir Dank wissen für das Geschenk, das ich Ihnen biete.

„Unterz: Marie Antoinette
von Oesterreich Lothringen."

Andrée schaute ihrerseits die Königin an. Sie sah ihre Augen mit Thränen befeuchtet, sie sah sie, den Kopf zurückgeworfen, auf eine Antwort warten.

Sie durchschritt langsam das Zimmer, verbrannte an dem beinahe erloschenen Feuer das Billet der Königin, verbeugte sich tief, ohne ein Wort zu sprechen, und verließ das Cabinet.

Marie Antoinette machte einen Schritt, um sie aufzuhalten oder ihr zu folgen; aber die unbeugsame Gräfin, welche die Thüre offen ließ, kehrte wieder zu ihrem Bruder in den anstoßenden Salon zurück.

Philipp rief Charny, nahm seine Hand und legte sie in die von Andrée, während auf der Schwelle des Cabinets, hinter dem Thürvorhange, den sie mit dem Arm auf die Seite schob, die Königin dieser schmerzlichen Scene beiwohnte.

Charny ging wie der Bräutigam des Todes, den seine leichenbleiche Braut wegführt; er ging und schaute rückwärts nach dem blassen Gesichte von Marie Antoinette, die ihn Schritt für Schritt auf immer verschwinden sah.

Sie glaubte es wenigstens.

Vor dem Thore des Schlosses warteten zwei Reisewagen. Andrée stieg in den ersten. Als Charny sich anschickte, ihr zu folgen, sagte die neue Gräfin:

„Mein Herr, Sie reisen, glaube ich, nach der Picardie ab."

„Ja, Madame," erwiederte Charny.

„Und ich, ich reise nach der Gegend, wo meine Mutter gestorben ist, Herr Graf. Gott befohlen!"

Charny verbeugte sich, ohne zu anworten. Die Pferde führten Andrée allein fort.

„Bleiben Sie bei mir, um mir anzukündigen, daß Sie mein Feind sind?" sagte nun Olivier zu Philipp.

„Nein, Herr Graf," erwiederte dieser; „Sie sind nicht mein Feind, da Sie mein Schwager sind."

Olivier reichte ihm die Hand, stieg in den zweiten Wagen und fuhr ebenfalls weg.

Philipp, der allein geblieben, rang einen Augenblick mit der Bangigkeit der Verzweiflung die Hände und sprach dann mit erstickter Stimme:

„Mein Gott, behältst Du denen, welche ihre Pflicht auf Erden thun, ein wenig Freude im Himmel vor? Freude," wiederholte er verdüstert, indem er zum letzten Male nach dem Schlosse schaute, „ich spreche von Freude!..

Wozu! . . . Diejenigen allein dürfen auf ein anderes Leben hoffen, welche dort oben die Herzen, die sie liebten, finden werden. Niemand liebt mich hinieden, ich habe nicht einmal, wie sie, die Süßigkeit, den Tod zu wünschen!"

Dann warf er zum Himmel einen Blick ohne Galle empor, einen sanften Vorwurf des Christen, dessen Glauben wankte und verschwand, wie Andrée, wie Charny, im letzten Wirbel des Sturmes, der einen Thron entwurzelte und so viel Ehre und so viel Liebe zermalmt hatte.

Ende des Halsbands der Königin. *)

---

*) Es ist von Alexander Dumas eine demnächst erscheinende Fortsetzung der Denkwürdigkeiten eines Arztes: **Ange Pitou**, angekündigt. Ange Pitou wird die dritte Abtheilung dieser Denkwürdigkeiten mit der Erstürmung der Bastille beginnen, womit sich der Tag seiner Ankunft in Paris, der 14. Juli 1789, vermischt. Ange Pitou ist der Milchbruder des Bruders von Andrée von Taverney und von Gilbert, welche wir alle drei in dieser Fortsetzung mit einem Interesse wieder finden, das bei jedem der sich rasch folgenden Ereignisse wächst, denn vom 14. Juli 1789 an handelt es sich um andere Fragen, als um ein Halsband. Auf die Idylle folgt die blutige Tragödie.

Diese dritte Abtheilung wird die sechs Jahre von 1789 bis 1794, das heißt, von der Einnahme der Bastille bis zum Ende der Schreckensregierung umfassen.

Dann kommen nach und nach: das **Directorium**, das **Kaiserreich** und die **Restauration**; alle Ereignisse der Mitzeit werden so in Scenen belebt durch das ungeheure Talent von Alexander Dumas wieder vor unseren Augen vorübergehen.

Die deutsche Bearbeitung wird auch in Zukunft dem Original auf den Fersen folgen.

Der Uebers.

In dem bei uns erscheinenden „Weltpanorama" (94—99stes Bändchen) ist erschienen und auch einzeln in allen Buchhandlungen zu haben:

Wanderungen

durch die

Prairien und das nördliche Mexiko

von dem

Amerikaner **Josias Gregg.**

Aus dem Englischen übertragen

von

Gottlob Fink.

9 Bändchen. Preis: 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

In dem Reisewerke, das dem Publikum hier dargeboten wird, entwirft der Amerikaner Gregg eine lebendige Schilderung jener wenig bekannten Gegenden, die sich von der westlichen Grenze der Vereinigten Staaten bis zu den südlichen Felsengebirgen in unermeßlicher Weite ausdehnen. Wir begleiten ihn auf seinen abenteuerlichen Zügen durch das Indianergebiet, über die Prairien hin nach Neu-Mexiko, und lernen den Schauplatz kennen, auf dem gerade jetzt die angelsächsische Race mit den Nachkommen der spanischen Eroberer den letzten großen Kampf um die Alleinherrschaft auf der westlichen Halbkugel kämpft. Außer diesem Interesse, das sich an Gregg's „Wanderungen" knüpft, gewähren sie noch dem Ethnographen und Geographen mannigfaltige Ausbeute und bereichern die Naturkunde in allen ihren Zweigen mit einer Menge neuer Aufschlüsse.

Franckh'sche Verlagshandlung.